LIBRARY OF CONGRESS
00002547740

Class PT2445

Book .P48A17

PRESENTED BY 1874

590
1567

Gedichte.

Gedichte

von

Ludwig Pfau.

Dritte Auflage und Gesammtausgabe.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1874.

PT2445
.P48A17
1874

Vöglein, die ihr lang' im Neſt
Meines Herzens leis geſungen,
Mächtig über Thal und Hügel
Strebt ihr aus der engen Haft.

Nun erprobt denn eure Kraft!
Schlaget durch die Welt die Flügel,
Rühret lauter eure Zungen —
Freiheit iſt das ſchönſte Feſt.

Gift of
Estate of W. R. Hesselbach
1920.

Vorwort.

Arme Lieder, da stehn wir bestürzt vor dem Auge des Lesers,
Und es versagt uns das Wort das uns der Dichter gelehrt.
Wie ein Schwarm lautjubelnder Kinder vor fremden Besuchern,
Halbverschämt, halberschreckt, flüchtend zur Ecke sich drängt,
Bergen wir uns. Wohl schmeichelt der Gast dem Vater zuliebe,
Faßt uns lobend am Kinn, tätschelt die Wange uns mild.

Aber wir schweigen verstockt und weigern ihm jegliche Antwort;
Denn wir merken es wohl daß er im Innersten denkt:
Wär' ich euch los mit Art, ihr wenig erbaulichen Engel!
Was die Väter doch schwach sind für ihr eigenes Blut!
Doch der Vater, er nimmt uns auf's Knie, und flüsternde Worte
Sagt er uns lächelnd in's Ohr, die wir so oft schon gehört.
Da erhellt sich unser Gesicht und öffnet sich freundlich,
Wie ein geschlossener Kelch wenn ihn die Sonne bescheint.
Er durchschaut und erkennt all' unsre geringsten Geberden,
Der uns an sorglicher Brust täglich und nächtlich gehegt;

Weiß den unendlichen Schatz gewaltig treibenden Lebens
Unter der Wange so rund, hinter der Stirne so glatt.
Er ist Künstler und Kenner zugleich, ein Schaffer und Schauer:
Und er herzt uns mit Fug, die ihn zum Vater gemacht.
Sieh', da kommt auch der Freund, der wohlbekannte, frohlockend
Drehn wir uns, hüpfender Schwarm, rythmisch im Reigen um ihn;
Jauchzen und klagen und flehn zum Trauten empor der ein zweiter
Vater uns ward und uns liebt, weil er uns liebend begreift.
Unser Lallen, ihm ist es Musik, er hört in dem Stammeln,
Wie sich der ringende Geist von der Empfindung befreit.

Nur wer fühlenden Sinnes dir naht und kindlichen Herzens,
Kann deine Schönheit verstehn, göttliches Kindergeschlecht!
Und wir Lieder, wir Kinder des Lichts in dunkeln Gewändern,
Zeigen dem Liebenden nur unsre verborgene Welt.
Für den Fremdling sind wir ein müßiges Volk, dem Geweihten
Plaudern wir traulichen Tons unsre Geheimnisse aus:
Er, der allein Unaussprechliches schaut im bescheidenen Zeichen,
Hört im empfundenen Wort was ihm die Sprache verschweigt.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Liebe.

Erste Wünsche 3
Reichthum 4
Bitte 5
Dornröschen 5
Du Liebe du 6
Erhörung 7
Sicherheit 7
Erkenntniß 8
Spiegelung 9
Abendfeier 10
Nachtviole 11
Ständchen 12
Trennung 13
Scheiden 14
Unmut 15
Fassung 15
Liebeswege 16
Gute Nacht 17
Liebesboten 18
Nähe der Fernen 19

Seite

Liebesfriede 20
Wiedersehn 21
Untrennbar 22
Auge und Thränen 23
Einst und Jetzt 24
Nachtbalsam 25
Sei stolz mein Lieb 26
Des Liebchens Schmuck 27
Dichtung und Wahrheit 28
Liebeskämpfe I—III. 29
Abschied 34
Zum letzten Mal 36
Begrabene Liebe I—XII. 37

Leben.

Kleine Lieder vom Herzen I—XX. 47
Einkehr 60
Enttäuschung 61
Was zurück blieb 62
Menschenloos 63
Der Becher 64
Still 65
Die Fee des Liedes 66
Die Traube. 67
Die Palme 69
Die Blume in der Mauer 70
Wie eine Blüte 71
Frühlingsweh 72
Frühlingstrost 73
Am See 74
Auf dem Berge 74
Landfahrer 75
Herbsttrauer 76
Herbstfeier 77

Seite

Abendsegen 78
Nachtlied 79
Nachtkönigin 80
Mutter Nacht 81
Leben und Sterben 83
An den Todesengel 84
Traum 85
An ihrem Begräbnißtag 86
An die Vergessene 87
An ihrem Grabe 89
Das einsame Grab 90
Im Friedhof 91
Im Pantheon 92

Stimmen.

Burschenlieder I—XII. 95
Mädchenlieder I—XII. 107
Volksweisen I—XII. 118
Der rechte Bote 133
Jung Schmetterling 137
Der verliebte Kutscher 138
Der Mißtrauische 139
Burschenseufzer 140
Der Alte 141
Lied des alten Schiffers 142
Des Harfners Lied 143
Der Todesengel singt 144
Des Harfners Töchterlein 145
Der fahrende Musikant 146
Die schlechte Welt 147
Der neue Kaiser 149
Weinlied im Winter 151
Trinklied 153
Gesang der Toten 157
Gesang der Wasser 159

Balladen.

	Seite
Lorelei	165
Der Wassermann	168
Der Untergang der Stadt Is	171
Don Sancho	185
Das Schloß am Rhein	191
Nachtwachen	193
Herr Brian	195
Der Reiter	198
Die Sonne ist untergegangen	200
Die Totengräber	201
Das stolze Mägdelein	203
Jungfer Zimpferlich	205
Der Kleine	207
Liebesgänge	209
Der Kranz	213
Der Trommler	214
Der Geiger von Oppenau	216
Hier liegt ein Spielmann begraben	219
Der rote Hahn	221
Die Frau von Altdorf	223
Das Orgelweib	225
Die Nonne	227
Des Geigers Heimkehr	229
Aufkündigung	231
Der alte Gärtner	232
Vergißmeinnicht	233
Des Grabes Blumen	235
Bei Lützen	237
Des Kaisers Heimkehr	239
Des Königs Kleid	242
Königshaus	244
Des Sängers Heer	246
Huß	249
Die großen Toten	251

Sonette.

Seite

Orakel 255
Frühe Liebe 256
Späte Liebe 257
Einem schönen Weibe 258
Der Gärtner als Dichter 259
Einem greisen Dichter 260
Hölderlin 261
Dichterseele 262
Der sterbende Dichter 263
Poesie und Leben 264
Poesie und Tod 265
Klage 266
Antwort 267
Kampf 268
Beruhigung 269
Vater und Mutter 270
Das Paradies 271
Beten 272
Das höchste Gebet 273
Glaube 274
Kirche 275
An die Schwarzen 276
Die Priester 277
Staatsfarisäer 278
Hofpatrioten 279
Ein Monarchist 280
Gegenwart 281
Gewitterluft 282
Flüchtlingssonette vom Jahr 1849 I—XII. 283

Zeitgedichte.

Morgenrot 297
Börne in Paris 299

Seite

Friedrich List 301
Jordan 304
Der alte Student 307
Die deutschen Bettler 309
Der Heimgekehrte 312
Der Polenmutter Wiegenlied. 314
Der Wilderer 316
Die letzte Kuh 318
Der schlesische Weber 320
Der Auswanderer 322
Das alte Bettelweib 326
Des Bettlers Lied 329
Herr Biedermeier 331
König Humbug 333
Lied vom Gottesgnadenfritz 334
Das Lied von der deutschen Treue 336
Lied vom Drohnenkönig 338
Michel Rotbart 339
Sigfrid 340
Die Toten von Leipzig 343
Das hat ein König gethan 345
Aufruf an die Jugend 347
Schwarzrotgold 349
An den Tod 351
Freiheit die ich meine 353
Lied vom Robert Blum 354
Zur Bluthochzeit von 1849 I—II. 356
Selbsthülfe 359
Sieg der Niederlage 360
Der Tag des Herrn 361
Weihnachtslied 363

Sinngedichte.

Nacht 367
Schmetterling 367

Seite

An die Theologen 368
Erbsünde 368
Die Gebildeten 369
Fortschritt 369
Umtaufung 370
Herr Qualmann 371
Compensationen 372
Naturgeschichtlich 373
Weltgeschichtlich 373
Glücklicher Ausgang 374
Laster der Tugend 374
Traumschaden 374
Scheinheiligkeit 375
Bester Trost 375
Letzte Tröstung 375
In einen Korb 376
Herbst 376
Stein statt Brot 377
Freundesart 377
Filister 378
Kritikaster 379
Professorenart 380
Frau Kirche 381
Frau Moral 382
Die neuen Crispine 382
Kanzel und Katheder 383
Der fromme Mann 387
Honoratiorenlied 388
Allerlei Musen 389
An die deutsche Poesie 392
In ein Stammbuch 396
An einer Wiege 397
Fürstenthum 399
Auf den Grabstein eines armen Poeten 400
An Hermann Kurz 401
An Moritz Hartmann 401

Seite
Lenau 402
Schiller's Tod 402
Schillerlied 403
Prolog zur Schillerfeier 405
Begrüßung der Stadt Heilbronn 407
Dem Andenken meines Vaters 410
Minna 415
Amalie 416
Abschied 418

Fabeln nach Lachambeaudie.

Schwert und Buch 421
Der Esel und sein Herr 422
Die Glocke und das Glöckchen 423
Der unfruchtbare Feigenbaum 424
Der Geizige und die zwei Armen 425
Die Rebe und die Ulme 426
Das Huhn und die Kieselsteine 427
Der Dampfwagen und das Pferd 428
Die Oase und die Schlange 429
Der Sturzbach und der Nil 430
Die zwei Sperlinge 431
Der Biber 432
Der Wassereimer 433
Der Papagei 434
Die Blume und die Wolke 435
Die beiden Ulmen 436
Gold und Perlen 437
Der Hamster und die Quelle 438
Die Ceder vom Libanon 439
Professor Wiedehopf 440
Die Wolke und die Sonnenuhr 441
Der Geizhals in der Unterwelt 442
Der Höfling und der Krug 442

Seite

Der Schwan und die Taubeneier 443
Die Eichel und der Schwamm 444
Der Affe und der Elephant 445
Das Wirthshausschild 446
Rauch und Flamme 447
Die zwei Rauchwolken 448
Der Eichbaum und der Busch 448
Die alte Katze und die Jungen 449
Die Schafe und das Goldkraut 450
Das Pferd und der Obstbaum 451
Der Luchs und der Fuchs 452
Die Mastgans 453
Der alte Löwe und der Esel 453
Der Reiher und die Fische 454
Der Derwisch und der König 455
Die Biene und der Schmetterling 456
Der Hahn und der Geier 457
Die Rakete und die Lampe 458
Die Mücke und das Mückchen 459
Der irdene und der goldene Topf 460
Das Glück und die Armut 460
Die zwei Rebstöcke 461
Der Flüchtling und die Muschel 462
Der Leuchter und die Kerze 462
Das Hermelin und die Ratte 463
Der Knabe und die Rose 464
Der Adler und der Schmetterling 464
Samstag und Sonntag 465
Das Lamm und der Busch 466
Die eingerostete Thüre 466
Der Esel als Musikus 467
Das Huhn und seine Eier 467
Der Wanderer und der Wegezeiger 468
Der Schmetterling und der Kohl 469
Der Rock meines Großvaters 470
Die zwei Hähne 471

Seite

Der Hammer 472
Die Flecken der Sonne 473
Die Wahrheit und die Schmeichelei 473
Die Trompete und der Säbel 474
Der Grüneberger 475
Der blaue Schmetterling 476
Der Landmann und das Gestrüppe 477
Das Holz und die Kohle 478
Der Aal und die Schlange 478
Der Schmetterling und die Wespe 479
Das Teleskop und das Mikroskop 480
Die Donau und das schwarze Meer 481
Der Esel und der Hund 481
Das Orchester 482
Die Rhone und der Genfersee 484
Hühner und Eier 485
Der Esel und das Pferd 485
Der Klettermast 486
Die nasse Rose 487
Das Kind und der Stiefel 488
Das Quentchen und die Gewichte 489
Die Glocke und der Blitzableiter 490
Die Eicheln und die Töpfe 491
Die Nase und die Brille 492
Der Bergstrom 493
Die beiden Bienen 494
Die Nachtvögel und das Licht 495
Der weiße und der rote Wein 497
Der Narr und das Korn 498
Die Eintagsfliege 499
Sokrates, Demokrit und Heraklit 500

Bretonische Volkslieder.

Fest- und Liebeslieder.

Seite

Lied des Junifestes 503
Das Lied von der neuen Tenne 504
Der arme Schüler 506
Das Vögelein 507
Der Schäferruf 508
Der Korb 510
Der Aussätzige 512
Die Schwalben 514

Balladen und historische Gedichte.

Die Mairosen 516
Der silberne Brautkranz 518
Merlin 519
Der Baron von Jauioz 530
Azenor die Bleiche 535
Der Milchbruder 542
Der Thurm von Armor 547
Der Pfaffe von Rohan 555
Die Gattin des Kreuzfahrers 565
Der Hochzeitgürtel 568
Bran 573
Die Rückkehr aus England 578
Der Page Ludwig's des Dreizehnten 580
Du Guesclin's Vasall 586
Die Ligueurs 591
Die Schlacht der Dreißig 593
Der Falke 598
Alan der Fuchs 601
Der Tribut des Neumenoiu 603
Arthur's Marsch 609
Die Profezeiung Gwenno'hlans 611

Lez-Breiz: Epische Gesänge.

	Seite
Die Abreise	615
Die Rückkehr	618
Der Ritter des Königs	621
Der Mohr des Königs	627
Der König	632
Der Eremit	634
Anmerkungen zu den bretonischen Volksliedern	639

Liebe.

Wie ſcheint der Drang, der lebenswarme,
Im Lied ſo arm, die Luſt, die Pein!
An treuer Bruſt, in ſanftem Arme,
Da lebt und webt das Glück allein.

Und doch das Lied — die ſel'gen Stunden
Der Liebe haucht es in ein Wort,
Und was verlebt ſchien und verſchwunden,
Klingt nun in ew'ger Jugend fort.

Erste Wünsche.

Könnt' ich zu dir, mein Licht,
Nur einmal, einmal dringen!
Von deinem Angesicht
Nur einen Stral erschwingen!

Könnt' ich an dein Gewand
Nur einmal, einmal rühren!
Und deine kleine Hand
Mit süßem Schauer spüren!

Könnt' ich an deinem Mund
Nur einmal, einmal hangen!
Und dann vergehn zur Stund'
In wonnevollem Bangen!

Reichthum.

Im Banne deiner Augen
Verweilt' ich manche Stund',
Doch haſt du nie geſchauet
In meiner Seele Grund.

Nie haſt du dich gebeuget
Ueber meines Herzens Weh,
Dein Bild darin zu ſehen
Wie in tiefer dunkler See.

Nie hat an meinem Buſen
Dein liebes Haubt gelauſcht,
Wie heimlich in der Tiefe
Die Liebe klingt und rauſcht.

Die Perle ruht im Meere,
Der Edelſtein im Schacht —
Kehr' ein, du Heißgeliebte,
In meines Buſens Nacht!

Ihm iſt von allen Tiefen
An Reichthum keine gleich —
In meinem Herzen, da liegt dir
Von Liebe ein Königreich.

Bitte.

O wende dich nicht ab von mir,
O ſchau' mich wieder freundlich an!
Nur einen ſolchen Blick von dir,
Wie er mir ſonſt ſo wohlgethan!

Ich will ja folgen wie ein Kind,
Ich will ja ſchweigen wie das Grab,
Mit keinem Wörtlein, noch ſo lind,
Geſtehn daß ich ſo lieb dich hab'.

Gern will ich tragen jede Pein,
Nur ſei mir wieder gut und mild!
Ach! ohne Hoffnung kann ich ſein,
Nicht ohne dich, du ſüßes Bild!

Dornröschen.

O Röslein, ſchön und jugendlich,
Auf deinem Dornenreiſe!
Gleich einer Biene ſchwebt um dich
Mein Lied und flüſtert leiſe:

Ich liebe dich mit Weh und Luſt,
Du Blume meiner Schmerzen!
Die Roſe trag' ich an der Bruſt
Und ach! den Dorn im Herzen.

Du Liebe du!

Wohl sagt' ich dir einmal im Scherzen
Dies Wort mit seinem trauten Schall;
Nun klingt mir's fort und fort im Herzen,
Und schlägt wie eine Nachtigall —
Das trillert ohne Rast und Ruh':
Du Liebe du!

Gern möcht' ich dir es öfter sagen,
Dies holde Wort das lacht und weint;
Gar lockend ist's, mit süßem Zagen
Zu wagen was verboten scheint —
Vergönne daß ich's wieder thu':
Du Liebe du!

Dürft' ich dich so im Ernste nennen!
Dürft' all mein Ich im Du vergehn!
Im freien, freudigen Bekennen
Wie gut sich Herz und Herz verstehn —
O laß' mich sagen immerzu:
Du Liebe du!

Erhörung.

O sel'ger Tag! O sel'ge Luft!
Mein bist du! Wie ein junger Held,
So lieg' ich stolz an deiner Brust,
Als läg' ich an der Brust der Welt.

Stumm darf ich ruhn an deinem Mund,
Bis ich versinke ganz in dir;
Das Meer der Lust ist ohne Grund,
Und schlägt zusammen über mir.

Sicherheit.

Wer Liebe trägt in tiefer Brust,
Der ist ein sel'ger Mann —
Er ist es sich so klar bewußt
Daß Nichts ihn schrecken kann.

Was auch an seinen Busen schlägt,
Er geht mit frohem Schritt —
Wer seinen Himmel in sich trägt
Der fürcht't die Hölle nit.

Erkenntniß.

Was einſt mein Herz erquickte,
Der Himmel Stern an Stern,
Seit in dein Aug' ich blickte,
Wie laſſ' ich ihn ſo gern!
Nach einem Zauber heb' ich
Mein Aug', nach einer Zier:
Ach! alle Schönheit geb' ich
Um einen Blick von dir.

Was einſt mein Leben ſchmückte,
Des Wiſſens goldner Kern,
Seit ich an's Herz dich drückte,
Wie miſſ' ich ihn ſo gern!
Nach einem Glücke ſtreb' ich,
Nach einem Troſtpanier:
Ach! alle Weisheit geb' ich
Um einen Kuß von dir.

Spiegelung.

Sonſt ſchaut' ich in den See ſo gern:
Aus ſeinem Grunde, wunderbar,
Blickt auf zu mir ſo nah und fern,
So nah und fern,
Der ganze Himmel tief und klar.

Doch als ich in dein Auge ſah,
Da war kein Wunder dieſem gleich:
Entgegen kommt ſo fern und nah,
So fern und nah,
Mir auch ein ganzes Himmelreich.

Und ſteigt der Abendſtern herauf,
Entzündet ſich des Sees Nacht —
So geht im Aug' ein Stern dir auf,
Ein Stern dir auf,
So oft mein Aug' in deines lacht.

Laſſ', wie der Stern im See ruht,
Mein Auge über deinem ſtehn —
So lang, ſo tief, ſo hellgemut,
So hellgemut,
In ſeines Glückes Spiegel ſehn!

Abendfeier.

Mein Lieb! ſchau', wie hinab die Sonne
Die uralt feſten Gleiſe fährt
Und noch mit einem Kranz der Wonne
Der Erde dunkles Haubt verklärt.
Sieh', wie ſich ſchon die Ferne theilet,
Durchbrochen von ergoßner Glut;
Und über alle Gipfel eilet
Der holden Kräfte goldne Flut.

Es wandelt durch erſtandne Weiten
Des ew'gen Schaffens Trunkenheit;
Und jede Seele glaubt zu ſchreiten
Empor aus ihrer Endlichkeit.
O ſelig! aller Laſt entladen,
Getaucht ganz in der Liebe Licht,
Im Strom der Schöpfung ſich zu baden
Mit dir, du Engelsangeſicht!

Nachtviole.

Die Nachtviole muß im tiefſten Herzen
Den Duft verſchließen vor des Lichtes Wellen;
So lang um ſie des Tages Kinder ſcherzen,
Träumt ſie hinab in ihres Lebens Zellen;
Doch wenn die Nacht entzündet ihre Kerzen
Und öffnet ihres Thaus verborgne Quellen —
Alsdann erſchließt der Kelch ſein Wunderleben,
Läßt ſeiner Düfte ſtumme Lieder ſchweben.

Du gehſt, mein Lieb, durch's lärmende Gewühle
Des wirren Tages, ſtill in dich verſunken;
Es ahnt kein Aug' in deiner Schönheit Kühle
Dein heilig Herz, von hoher Weihe trunken;
Nur mir, im ſtillen Zwieſprach der Gefühle,
Hat deines Buſens holder Schatz gewunken —
Sah ich im Auge dir, im liebefeuchten,
Der ganzen Menſchheit reine Flamme leuchten.

Ständchen.

Mein Lieb! all ihre Grüße
Schickt dir die Frühlingsnacht:
Schlaf' wohl! du Wundersüße,
Du Süße!
Gehüllt in deine Pracht.

Es kommt aus Kelch und Dolde
Ein Duft dir zugefacht:
Schlaf' wohl! du Wunderholde,
Du Holde!
Du Glut der kühlen Nacht.

Und zarte Liebestöne
Umschweben dich sanft und sacht:
Schlaf' wohl! du Wunderschöne,
Du Schöne!
Du Herz der stillen Nacht.

Und Sterne mit mildem Scheine,
Sie winken von hoher Wacht:
Schlaf' wohl! du Wunderreine,
Du Reine!
Du Trost der dunkeln Nacht.

Mein Lieb! all ihre Grüße
Schickt dir die Frühlingsnacht:
Schlaf' wohl! du Wundersüße,
Du Süße!
Gehüllt in deine Pracht.

Trennung.

Noch einen Blick voll Liebessegen,
Noch einen Kuß, bevor wir gehn!
Als lichten Schatz auf dunkeln Wegen,
Als Zehrung bis zum Wiedersehn.

Ob wir auch enger uns umfassen,
Die Arme schlingen wie ein Band:
Es gilt zu scheiden und zu lassen,
Und nicht zu ketten Hand in Hand.

So wandle denn die Bahn der Schmerzen,
Und weine nicht und denke mein;
Leb' wohl, leb' wohl! Reiß' Herz vom Herzen!
Die Liebe wird dein Engel sein.

Sie schütze dich auf deinen Wegen,
Daß ich dich fröhlich wiedersehʼ —
Noch einen Blick voll Liebessegen,
Noch einen Kuß, und nun Ade!

Scheiden.

Nun mußt du scheiden, armes Kind!
Du weinst und weinest fast dich blind;
Ich kann dich in dem fremden Schwarm
Nicht herzen mehr, in scheuem Arm —
Fahr' wohl, fahr' wohl und denk an mich!
Mag auch mein Herz mit Hämmern schlagen,
Ich darf nicht weinen, darf nicht klagen,
Ich kann Nichts mehr als dieses sagen:
Gott hüte dich!

Wohl ändert nicht mein Wunsch so bang
Des Lebens vielverknüpften Gang;
Doch wanderst du, mein Liebstes, fort,
Da schau' ich aus nach einem Hort
Der dich mag führen sicherlich.
Ich kann nicht bei dir sein in Tagen
Der Not vielleicht, um dich zu tragen;
Was kann ich thun? als dieses sagen:
Gott hüte dich!

Unmut.

So hat sie wirklich mich verlassen?
Sie ging hinweg und kehrt nicht mehr?
O Gott! wie ist die Welt so leer!
Ich wanke heim die düstern Gassen.

Ich wanke heim die düstern Gassen;
O Gott! wie ist die Welt so toll! —
Kann sie zwei Herzen, liebevoll,
Nicht ruhig bei einander lassen?

Fassung.

Kaum ruhte ich in ihren Armen
Wie nach dem Sturm im Hafen aus,
So reißt die Welle ohn' Erbarmen
Mich wieder in die See hinaus.

So tobt denn, Winde! heule, Brandung!
Ihr wilden Fluten meint es gut —
Nur nach dem Sturme freut die Landung,
Und nur im Kampfe reift der Mut.

Liebeswege.

Nachts wandl' ich auf den Wegen
Die wir so oft gewallt;
Da rauscht es wie ein Segen
Der leis' im Wind verhallt.

Die alten Bäume singen
Von alter Zeit im Traum;
Bis an mein Herz ein Klingen
Kommt durch den Himmelsraum.

Das kommt von meiner Süßen,
Das kennt mein Herze leicht;
Das ist der Liebe Grüßen,
Die Nachts auf Erden schleicht.

Gute Nacht.

Die Erde ſchloß die Augen zu,
Die Sterne halten Wacht,
Und alle Thäler ſtehn voll Ruh' —
Mein Liebchen, gute Nacht!

Die Waſſer rauſchen fort von hier,
Die Lüfte ziehn mit Macht;
Sie bringen meine Grüße dir:
Mein Liebchen, gute Nacht!

Schlaf' ſüß und wohl, mein fernes Kind!
Auf deinem Kiſſen wacht,
Auf deine Augen ſinket lind
Des Liebſten gute Nacht.

Liebesboten.

Wer treulich liebt, ist nicht verlassen,
Sei er auch einsam und allein:
Es will ihn alles lind umfassen,
Es will ihm alles Bote sein.

Die Thäler blühn, die Wipfel klingen,
Die Auen grüßen, wo er zieht;
Und manche trauten Orte singen
Von Liebe ihm ein heimlich Lied.

Und wo er wandelt auf den Wegen,
Lauscht seinem Wunsch das stille Land,
Und bringet Blumen ihm entgegen
Zu einem süßen Liebespfand.

Und Vögel tragen seine Lieder
Auf ihren muntern Schwingen fort;
Und seine Grüße hallen wieder
Zum fernen Lieb von Ort zu Ort.

Und Windes Wehn und Waldes Rauschen,
Die bringen tausend Küsse mit;
So kann er Liebeskunde tauschen
In weiter Welt auf jedem Schritt.

Und selbst des Himmels goldne Sterne
Sind seiner Liebe zugethan,
Und ziehen in die dunkle Ferne
Von Herz zu Herzen lichte Bahn.

Und alles will ihn lind umfaſſen,
Und alles will ihm Bote ſein —
Wer treulich liebt, iſt nicht verlaſſen,
Sei er auch einſam und allein.

Nähe der Fernen.

Oft bei Tage möcht' ich weinen
Daß ich dir ſo ferne bin,
Seh' ich weit die Sonne ſcheinen
Ueber Berg' und Thale hin.

Aber kommt die Nacht gegangen,
Hehr und mild, mit leiſem Schritt,
Nimmt der Tag die hohen, langen
Berg' und Thäler alle mit.

Und die Erde iſt verſchwunden,
Nur der Himmel iſt noch da;
Alles Ferne iſt verbunden,
Alles Liebe iſt ſich nah.

Und ich fühle ganz den Segen
Deiner Näh' in ſtiller Luſt;
Und mir iſt als ob wir lägen
Beid' an einer Mutter Bruſt.

Liebesfriede.

Da kommen sie und sagen,
Du seist so weit von hier,
Und Städt' und Berge ragen
Wohl zwischen mir und dir.
Mich stört nicht ihr Beginnen,
Ich schau' nur in mein Herz;
Da bist du ja tief innen,
Du bist nicht anderwärts.

Da kommen sie und klagen,
Und fordern Thränen ein;
Ich weiß kein Wort zu sagen
Zu aller ihrer Pein.
Ich geh' in stiller Wonne
Vorbei an Tag und Nacht;
Hab' eine eigne Sonne,
Die mir im Herzen lacht.

Da kommen sie und fragen,
Warum ich froh allein?
Wie soll ich stehn und klagen,
Wie kann ich traurig sein?
Ich trage dich im Herzen,
So süß, so mild, so klar:
Seitdem bin ich von Schmerzen
Erlöst auf immerdar.

Wiederſehn.

So biſt du's wirklich, holdes Leben?
Du ruhſt in meiner Arme Bann?
Noch dröhnt mein Herz von tiefem Beben,
Weil es ſein Glück nicht glauben kann.

Wohl glänzen deine dunkeln Sterne
So treu mich an, doch wie im Traum;
Ich hab' dich wieder, ſüße Ferne!
Ich hab' dich und begreif' es kaum.

O halte mich ſo feſt umſchloſſen
An deiner Bruſt und ſprich kein Wort!
O bleib', in heil'gem Kuß ergoſſen,
An meinem Munde fort und fort!

Kein Sehnen iſt mehr und kein Streben,
Verſunken iſt die wirre Welt;
Ich bin ein Gott, der über'm Leben
In Armen ſtill den Himmel hält.

Untrennbar.

Wie lang' ach! warſt du in der Ferne,
Vergebens zog mein Herz zu dir;
Du ſtandeſt nur, gleich einem Sterne,
In meinen Träumen über mir.

Doch, däucht mir, war ich bei dir immer,
Seh' ich dir jetzt in's Angeſicht —
Weil ganz der alten Liebe Schimmer
Aus deinen treuen Augen bricht.

Und wunderbar! was ich gewonnen
An Reichthum auf der längern Bahn —
Ach! meine Schmerzen, meine Wonnen
Schaun mich aus deinen Augen an.

Vergeſſen iſt nun alles Scheiden,
Daß wir einſt fern, wir glauben's nicht;
Daß wir beiſammen ſtets, wir beiden,
Das ſteht uns ja im Angeſicht.

Auge und Thränen.

Verlöschen soll vom vielen Weinen
Ein Auge, sei es noch so klar;
Doch lichter dringt der Stral des deinen
Durch all die Thränen immerdar.

Es wohnt ja nicht im Aug' die Wonne,
Es wohnt ja nicht im Aug' der Schmerz:
Was aus ihm bricht wie eine Sonne,
Ist in der Brust das Menschenherz.

Je reicher drum das innre Scheinen,
Je heller stralt das Auge gleich —
Kann da ein Aug' vergehn vom Weinen?
Wird nicht das Herz von Thränen reich?

Kein Wunder, daß dein Auge glühte
Nach all dem Weh so hell und rein;
Denn all der Reichthum im Gemüte
Gedeiht in heil'gem Schmerz allein.

Einſt und Jetzt.

Einſt, wenn ich dir am Auge hing,
Mein Lieb! wie war es freudeſtralend;
In ſeinem niegetrübten Ring
Die Luſt des jungen Lebens malend!

O Gott! und jetzt — ſchau' ich hinein,
Ergründ' ich es mit innerm Beben;
Es bricht aus ihm der Widerſchein
Von einem ſchwerdurchkämpften Leben.

Wohl glänzt dein Aug' noch wunderklar,
Doch flackert drin ein Thränenfeuer;
Das ſonſt der Welt ſo offen war,
Das flieht zurück jetzt menſchenſcheuer.

In dieſem Buche jeden Schmerz
Leſ' ich den ich an dir verſchuldet;
Find' jedes Leiden das dein Herz,
Dein gutes, treues, ſtill geduldet.

Ich trage dich am Buſen lind,
Ob deinen Freuden will ich wachen —
Wird nicht dein Auge, wie ein Kind,
Ach! nur noch einmal wieder lachen?

Nachtbalsam.

Mein Lieb! du sollst gesunden,
Sieh', kommen ist die Nacht,
Und alles ist verschwunden
Was Tags dir bange macht.

Die bösen Zungen schweigen
Die deiner Liebe drohn,
Und milde Sterne steigen
Herauf am Himmel schon.

Die stillen Lande liegen
So groß und feierlich,
Und helle Wasser schmiegen
Durch dunkle Thäler sich.

Und alle Gründe lauschen,
Ein Wehn geht über's Feld,
Und alle Wipfel rauschen —
Das ist der Geist der Welt.

Der zieht ob dem Getriebe
Des Lebens ernst einher;
Die Herzen voller Liebe,
Die schönen, segnet er.

Sei ſtolz mein Lieb.

Mein Lieb! wenn dir die ſchnöde Welt
Mit Thränen netzt die ſüßen Wangen,
So kehr' in dich und denke mein
Bis all dein Leid in Luſt vergangen;
Denn wie mit Lorbeerſchmuck ein Held
Kannſt du mit deiner Liebe prangen —
Sei ſtolz, mein Lieb, du darfſt es ſein!

Gleich einer Krone trag' den Hohn,
Und haſt du alles hingegeben,
So hat dir Niemand zu verzeihn,
Du würfelſt um dein eignes Leben.
Die Liebe hat den höchſten Thron,
Die uns ſo herrlich will erheben —
Sei ſtolz, mein Lieb, du darfſt es ſein!

Das ſteht in keines Menſchen Macht,
Das lebt in uns, was uns beglücket;
Und waltender Geſtirne Schein,
Der wandelt ob uns unverrücket.
Daß uns kein König gleicht an Pracht,
So hat die Liebe uns geſchmücket —
Sei ſtolz, mein Lieb, du darfſt es ſein!

Des Liebchens Schmuck.

Ach! Gold und Perlen möcht' ich gleich
Um Haubt und Hals dir, Süße, legen;
Doch Dichter, weißt du, sind nicht reich,
Das thut mir wehe deinetwegen.

So nimm denn, den ich selber schmied',
Den Schmuck, von Steinen nicht noch Erzen;
Der schönste, däucht mir, ist ein Lied
Das kommt aus einem treuen Herzen.

Drin leuchten Perlen feierlich,
Und Steine helle Stralen zücken —
Was könnte, Liebchen, schöner dich
Als deines Dichters Lieder schmücken?

Wohl manche Brust, so stolz beschwert,
Möcht' ihrer goldnen Pracht entsagen,
Wär' sie wie du, lieb Herze, wert
Solch edlen Dichterschmuck zu tragen.

Dichtung und Wahrheit.

Jetzt, däucht mir, ist es ausgesungen,
Seitdem dich ganz mein Arm umflicht;
Die Lippen die im Kuß verschlungen,
Die haben Zeit zum Singen nicht.

Was soll ich dir von Liebe singen,
Wenn Aug' dem Aug' so deutlich spricht?
Was soll das Lied mir? das hat Schwingen,
Und ich will in die Ferne nicht.

Du blühst ja in lebend'ger Schöne
An meiner Brust so wahr und schlicht:
Und fänd' ich auch die reinsten Töne,
Ich fügte doch kein solch Gedicht.

Nichts braucht's als dir die Hand zu geben,
Und dir zu schaun in's Angesicht —
Seit das Gedicht uns ward zum Leben,
Wird uns das Leben zum Gedicht.

Liebeskämpfe.

I.

Nie ſchlug ein Herze, als das deine, treuer;
Was du beſaßeſt, haſt du hingegeben,
Die Liebe nur behielteſt du zum Steuer:
Denn als ſie dieſer Feſſeln wollten weben,
Da riſſeſt du aus heimatlichem Grunde
Mit allen Wurzeln aus dein junges Leben.
Wohl blieb zurück im Herzen manche Wunde;
Doch ſtille ſchrittſt du auf dem ſchweren Gange,
Und keine Klage ging aus deinem Munde.
Ach! nur des Nachts im Traume darfſt du bange
Durch deines Thales ſtille Gründe wallen,
Wo's Bächlein rauſchet an dem Wieſenhange.
Verſchloſſen ſind dir deiner Jugend Hallen;
Es leuchtet dir als Stern auf dunkeln Wegen
Kein theures Antlitz deiner Lieben allen.
Kein Vaterauge lächelt dir entgegen,
Kein Schweſtergruß rinnt dir wie Thau auf's Herze,
Und auf dein Haubt kein mütterlicher Segen.
Es iſt das Herz der Welt von Stein und Erze;
Doch folge deinem Schickſal ohne Wanken,
Denn ſieh', mein Auge wacht ob deinem Schmerze.
Die ganze Welt, die fordr' ich in die Schranken,
So fühl' ich mir die Bruſt von ſtolzen Schätzen
Erfüllt, und weiß mit Liebe dir zu danken.

Ja, mögen sie dein treues Herz verletzen —
Der Liebe Wunden kann die Liebe heilen,
Und was sie nimmt das weiß sie zu ersetzen.
O in der besten Heimat sollst du weilen,
Halt' ich mit meinen Armen dich umfangen,
Kein Weh soll dich in diesem Port ereilen.
Mit Mutterliebe und mit Mutterbangen
Will ich den Schlägen deines Herzens lauschen;
Wie eine Schwester dir am Busen hangen
Und süße Mädchenworte mit dir tauschen;
Mit Vaterstärke dir zur Seite stehen,
Wie auch des Schicksals Flüge ob uns rauschen.
Und endlich soll die schnöde Welt gestehen
Daß wir, die Liebe in der Brust, es wagen
An ihrem Tadel stolz vorbeizugehen —
Und in uns selber unser Glück zu tragen.

II.

Hier lauscht' ich oft im späten Sternenscheine,
Da du noch bist hier aus und ein gegangen;
Jetzt lausch' ich wieder einsam und alleine.
Dein Haus hat fremde Gäste nun empfangen,
Die haben ihm ein neues Kleid gegeben;
Es möchte trauern und muß fröhlich prangen.
In seinen Mauern sproßt ein neues Leben,
Und in den Räumen schallet fremdes Tosen
Wo unsrer Liebe Geisterschatten schweben.

Verſchwunden ſind die Flieder und die Roſen
Die uns in treue Arme einſt genommen,
Mit Flüſtern bergend unſer heimlich Koſen.
Es ſinkt mein Herz zu Grunde, ſchwer beklommen;
Fort von der Menſchenwelt, die nichts verſchonet,
Zu der Natur, zu der getreuen, frommen!
Ja, hier iſt's, wo ein treu Gedächtniß wohnet!
Wie jeder Ort, wo wir gewallt ſo gerne,
Jetzt mit geheimen Liebesworten lohnet!
Herüber grüßt die wohlbekannte Ferne,
Sie ſcheinet ſchon des Mondes Licht zu ahnen,
Erwartungsvoll erzittern alle Sterne.
An alte Zeiten will ſie mich gemahnen:
So war's, als ich mit wonnevollem Grauſen
Erharrte dich auf dieſen trauten Bahnen.
Oft bei des Windes trügeriſchem Sauſen
Schlug hier mein Herz wildhaftig dir entgegen,
Und mußte ſtillen ſein zu frühes Brauſen.
Doch endlich ſchlichſt du her auf dieſen Wegen,
Und ſo viel Liebe haſt du hergetragen
Daß jetzt noch ſäuſelt hier ein ſtiller Segen.
Von dir will alles ſingen hier und ſagen,
Du kommſt in tauſend freundlichen Geſtalten;
Ja, alles iſt hier wie in alten Tagen.
Natur ſchlug ſchützend ihres Kleides Falten
Um das Vermächtniß liebetreuer Herzen,
Hier fühl' ich deinen Geiſt, du Ferne, walten.
Und auf den Grund mit Wonnen und mit Schmerzen
Werf' ich mich nieder, den dein Fuß betreten;
Hell flackern auf des großen Domes Kerzen,
Durch meine Seele rinnt ein leiſes Beten.

III.

Schon tausendmal hab' ich das Aug' erhoben,
Doch wieder, immer wieder muß ich blicken
Auf dein Geschenk, in das du eingewoben
Die schönen Blumen welche nie zerknicken.
Ich seh' sie aus dem Grunde, aus dem dunkeln,
Sich heben um mich freundlich anzunicken.
Die roten Rosen, goldenen Ranunkeln,
Die weißen Liljen scheinen aufzuleben
Und mich wie stille Märchen anzufunkeln.
In ihnen liegt von deinem Schaffen, Streben
Begraben manche heil'ge Liebeskunde,
Die du hineingestickt mit emsigem Weben
In mancher für mich aufgesparten Stunde;
Wie unsrer Liebe Blumen, will mir däuchten,
So stehn sie licht auf schwarzem Trauergrunde.
Wohl müssen sie in solchem Glanze leuchten,
Denn manche Thränenperle ist geronnen
In ihre Kelche, sie mit Thau zu feuchten;
In deinem Auge durften sie sich sonnen,
Und aus des Mädchenherzens süßen Trieben
Hast du ihr farbig Blumenkleid gesponnen.
Dein treues, starkes, nieverblühndes Lieben
Hast du der Rose in den Kelch gegossen;
Dein Opfermut, der stets sich gleich geblieben,

Ließ so in Goldglanz die Ranunkel sprossen;
Dein weiblich holdes Sehnen, Sinnen, Bangen
Hat wie ein Hauch die Lilje überflossen.
Ach! eine Welt von schmerzgenährtem Prangen
Schaut auf zu mir aus diesem kleinen Raume;
Die Augen sind in Thränen mir vergangen,
Sie stehen wie ob deinem Lebenstraume.
Bringst du mir hier die Blumen treubeflissen,
Die ich von deiner Jugend goldnem Baume
Mit rauhen Händen vor der Zeit gerissen?
O nein! du hast mir Zweig um Zweig gegeben,
Und was du gabst, du kannst es nicht vermissen —
Du bist so reich! — So fahre fort zu weben:
Die theuern Blumen, täglich neu geboren,
Schling' du mit kluger Hand in unser Leben —
Denn was geblüht hat das ist nicht verloren.

Abſchied.

Noch einmal laſſ' an deine Bruſt mich ſinken!
Noch einmal laſſ' an meine Bruſt dich fallen!
Laſſ' deine Locken auf's Geſicht mir wallen
Und mir die Thränen von der Wange trinken;
Laſſ' deine Augen, deine treuen, braunen,
Die kinderhaft aus ihren Wimpern ſtaunen,
Noch einmal tief in meine Augen dringen,
Daß die Gefühle ſich wie Wellen thürmen,
Daß alle Saiten meiner Seele ſchwingen
Von tauſend Liedern die in ihnen ſtürmen.

Genug — halt ein! daß deine Zauberaugen
Sich tiefer nicht in meine Seele ſaugen,
Nicht länger mehr kann ich dein Auge tragen,
Wie's Kind die Mutter will es meines fragen:
Wie oft, wie oft noch ſolch ein ſchmerzlich Scheiden?
Muß, was ſich ewig liebt, ſich ewig meiden?
Und welche Antwort hab' ich ihm zu ſagen?

Genug — halt ein! umſtricke mich nicht enger,
An meinem Buſen ruh' dein Haubt nicht länger!
Von ſeinem Kiſſen muß ich auf es jagen,
Von ſeiner Heimat immer wieder treiben
Muß ich dein flüchtig Haubt, gedrückt vom Bann;
Ich kann, mein Kind, ich darf nicht bei dir bleiben —
Die Welt iſt groß, ſieh', und ich bin ein Mann.

Die Welt ist groß, doch groß ist auch dein Herz;
Dein Herz, o Mädchen! ist ein starker Held.
Du richtest auf dein bleiches Angesicht,
Und nirgends zuckt auf ihm der heiße Schmerz
Der deine Brust zu wilden Wogen schwellt,
Und deine Augen, Mädchen, weinen nicht.
Auf's Neu' verstoßen in die weite Welt,
Ziehst du von deiner Liebe still ergeben,
Einsam und fremd hinaus, du junges Leben!

Die Welt ist groß! — Sieh', wie durch Himmels Wogen,
Goldfischen gleich, mondhelle Wolken gleiten;
Wie traumhaft ferne dort die goldnen Sterne
Auf unsichtbaren Wegen emsig schreiten.
Auf diesem blauen Felde ohne Schranken
Das weidend hat der Sterne Schaar bezogen,
Da weiden auch die menschlichen Gedanken;
Sie ziehn und wandeln, eine ew'ge Kette,
Und suchen mit den Sternen um die Wette
Durch Gottes Welt die Wege ohne Wanken.

Die Welt ist groß! — Sieh! die gewölbte Erde,
Wie hier, auf seinem mächt'gen Feuerherde,
Der Menschengeist sich Formen schmilzt und gießt,
Daß Bau um Bau stolz aus dem Grunde schießt,
Und neues Leben aus dem alten sprießt.
Wie tausend Keime sich im Lenze regen,
Ist hier ein ew'ges Wachsen und Bewegen,
Und unsichtbare Geisterhände legen
Sich Hand in Hand zu einem großen Bunde.
Ade, mein Lieb! es rinnet Stund' um Stunde,
Und jede ruft mir in das trunkne Ohr:
Das Leben eilt, tritt, junger Kämpfer, vor!

Die Welt ist groß! — Ade! ich muß von hinnen;
Ich habe meine Welt noch zu gewinnen.
Den Wissenden ergreift sein strenges Loos:
Ade, mein Lieb, ade! — die Welt ist groß.

Zum letzten Mal.

Und muß ich dich, du Theure, lassen,
Und blieb mir keine andre Wahl,
So lass' noch einmal dich umfassen —
O einmal noch, zum letzten Mal!

In deinen Armen lass' mich liegen
Und, wie der Kelch im Sonnenstral,
In deinem holden Blick mich wiegen —
O einmal noch, zum letzten Mal!

An deinen Busen lass' mich sinken
Und durst'ge Küsse ohne Zahl
Von deinen süßen Lippen trinken —
O einmal noch, zum letzten Mal!

Lass' mich in's tiefste Herz dich drücken;
Mit dieser Stunde sel'ger Qual
Will ich mein ganzes Leben schmücken —
O einmal noch, zum letzten Mal!

Begrabene Liebe.

I.

Einſt hat vor deines Vaters Haus
Geſäuſelt die Traubenblüte;
Die Liebe hat wie ein Roſenſtrauß
Geduftet in meinem Gemüte.

Die Trauben wurden zu Wein ſeit lang,
Die Roſen ſind abgefallen;
Der alte Duft, der alte Klang,
Die mußten verwehn, verhallen.

II.

Und wenn ich dich jetzt wieder ſeh',
Bewegt mein Herz ſich kaum;
Da thut mir's in der Seele weh
Daß alles Glück nur Traum.

Wie wir geliebt einſt und geglüht,
Vergeſſen hätt' ich's bald;
Dein ſchönes Antlitz iſt verblüht,
Ach! und mein Herz iſt kalt.

Bedenk' ich wie in Luſt und Schmerz
Du mein warſt und ich dein,
Da könnt' ich weinen daß ein Herz
Kann gar ſo treulos ſein.

III.

Sind das die Augen, kinderhaft,
Die mich so oft entzückt?
O schau' mich an mit jener Kraft
Die mir den Sinn verrückt.

Wohl funkeln sie so prächtig her,
So mächtig wie zuvor —
Doch finden sie das Schloß nicht mehr
An meines Herzens Thor.

IV.

Ist das der Mund, der süße Mund
Der mich so oft geküßt?
Mir ist ob ich zu dieser Stund'
Ihn wieder küssen müßt'.

Umsonst reichst du die Lippen her
Die sonst mich schier verbrannt —
Die Lippen kennen sich nicht mehr
Die sich so gut gekannt.

V.

Armes Herz! nicht länger wühle
In der Asche der Gefühle;
Von der Flamme stolzem Prunken
Blieben nur Erinn'rungsfunken.

Ach! wir mußten uns entfernen
Und allein zu leben lernen,
Lernen uns allein zu laben —
Lieben heißt sich nöthig haben.

VI.

Eine Locke hab' ich noch von dir,
Die du mir in schöner Nacht gegeben;
Ist mir doch als könnte ich an ihr
Alte Zeiten aus dem Grabe heben.

Wie ich gleich die alte Lust und Qual
In des Herzens tiefstem Grunde spüre,
Wenn ich diese Locke nur einmal
Mit den Fingerspitzen leis berühre!

Kind! dein Haar ist doch so reich und licht,
Aber wenn ich das lebend'ge fasse,
Weckt es die begrabne Liebe nicht,
Wie die Locke, die erstorbne, blasse.

VII.

Schau' mich nicht an
Mit Augen voll Verſprechen,
Es heilt kein Wahn
Das Bündniß das zerriß;
Es hält kein Erz
Die Ketten die zerbrechen,
Es gleicht kein Herz
Dem Herzen das man ließ.

An meiner Bruſt
Kannſt du nicht wieder blühen,
Die alte Luſt
Verſcheucht das junge Glück;
Der Roſenſtrauß
Muß ſeinen Duft verſprühen,
Er haucht ihn aus
Und nimmt ihn nicht zurück.

VIII.

Unſre Liebe iſt nun ausgeträumt,
Seel'. um Seele haben wir gegeben;
Wohl uns! daß wir keinen Kuß verſäumt,
Eh' wir's dachten, faßte uns das Leben.

Klage nicht! es kann nicht anders ſein —
Unſre Luſt war eine ſtrenge, herbe:
Manche Blume weckt ein Frühlingsſchein,
Daß vom Reif der nächſten Nacht ſie ſterbe.

Mit der Freiheit ſchwanger geht die Zeit,
Und ſie wird im Sturmgeheul entbunden;
Wo der Geiſt im Kampfe ſich befreit,
Da empfängt das arme Herz die Wunden.

Neues Leben leb' in neuer Welt!
Sieh', der Liebe Maß iſt vollgerüttelt;
Kämpfe gibt's wo ſelbſt das Weib ein Held,
Wenn die Menſchheit ihre Ketten ſchüttelt.

IX.

Nun liegst du tief im Grunde
Und schlummerst Nacht und Tag —
Es traf mich diese Kunde
Als wie ein Keulenschlag.

Und glaubt' ich dich verloren,
Vergessen lange Frist —
Scheinst du mir neugeboren,
Seit du gestorben bist.

Du warst in fernen Landen,
Jetzt bist du ganz verreist —
Jetzt hab' ich erst verstanden,
Ach! was verlieren heißt.

X.

Nun blick' ich unabwendig
In die Vergangenheit,
Da wirst du mir lebendig
In deiner Lieblichkeit.

Dies Lächeln, dies Erröten,
Und dieses Leibes Pracht —
Natur! wie kannst du töten
Was du so schön gemacht?

XI.

Nächtlich oft in wachen Träumen
Steiget vor mir auf dein Bild,
Schaut mich an so tief und innig
Mit den Augen braun und mild.

Mit den großen Kinderaugen,
Die ich oft dir zugeküßt;
Und mir ist als ob ich wieder
Sie mit Küssen schließen müßt'.

Als sie langsam untergingen
In der Flut der Todesnacht,
Hast du wohl, nach Osten schauend,
Noch einmal an mich gedacht.

Ach! nicht ich hab', als du starbest,
Weinend mich herabgebückt,
Und die treuen Augen dir zum
Ew'gen Schlummer zugedrückt.

Weh! nun können sie nicht schlafen,
Die nicht Liebe zugethan;
Und sie öffnen sich und schaun mich
Vorwurfsvoll und bittend an.

XII.

Du liegst im fernen Westen
Am stillen Ozean
Bei fremden Todesgästen
Im sandigen Uferplan.
Ich kann dein Grab nicht sehen,
Ob Weiden über ihm wehen,
Ob Lilien auf ihm stehen,
Und Rosmarin und Thymian.

Ich sende die kleinen Lieder
Den blauen Himmel entlang,
Sie lassen sich singend nieder
Auf deinen Grabeshang.
Sie schluchzen laut und weinen,
Und sind sie müde, die kleinen,
Singt über deinen Gebeinen
Das große Meer den Klaggesang.

Leben.

Nachten und tagen,
Fürchten und wagen,
Lösen und einen,
Lachen und weinen,
Ruhen und ringen,
Lauschen und singen,
Nehmen und geben,
Hoffen und streben —
Das ist das Leben.

Kleine Lieder vom Herzen.

I.

Menſchenherz, Menſchenherz!
Wie viel trägſt du Luſt und Schmerz!
Nichts iſt ſtark und ſtolz wie du,
Strebſt und hämmerſt ohne Ruh'.
Was da lebt,
Was da ſchwebt —
Allem ringſt du nach voll Pein,
Alles muß dein eigen ſein.
Menſchenherz, Menſchenherz!
Wie viel trägſt du Luſt und Schmerz!

II.

Das Herz iſt wie das tiefe Meer
In dem die Wellen ſchäumen,
Und unter der Stürme wildem Heer
Die milden Perlen träumen.

Das Herz iſt wie das weite All
In dem die Wolken rauſchen,
Und über der Wetter dunklem Schwall
Die goldnen Sterne lauſchen.

III.

Ein leises Weh, ein stiller Schmerz
Küßt jedes Glück der Erden;
Drum kann auch nie ein Menschenherz
Ganz froh und selig werden.

Geöffnet ist der Freude Thor,
Doch um die schönste Feier,
Da spielet, wie ein Trauerflor,
Ein dunkler Wehmutschleier.

Das Blühen ist ein Lenzgeschick,
Ein lächelndes Verderben;
Die Schönheit ist ein Augenblick,
Und jeder Gott muß sterben.

Und immer muß das arme Herz
Sein Glück mit Bangen sehen —
Sein Erbtheil ist der alte Schmerz:
Verwelken und Vergehen.

IV.

Ach! alles Weitergehen
Ist leider ein Vergehn;
Das täuschungsvollste Sehen
Ist wohl das Wiedersehn.

Denn was von allen Schmerzen
Die tiefsten Wunden brennt,
Das sind geliebte Herzen
Die man nicht wiederkennt.

V.

Ein Herz das ganz verlassen ist
Und einsam in der Welt,
Ach! das ist reich, das alles ließ
Und nur die Liebe hält.

O glücklich! das an lieber Brust
Darf ruhen ohne Pein:
Es ist, je mehr es einsam ist,
Je weniger allein.

Denn nirgends ist das Herz so arm
Und so auf sich gestellt
Als mitten in dem lauten Schwarm
Der liebelosen Welt.

VI.

Lebet wohl! Es ringt sich Hand aus Hand,
Und die Liebe flieht in weite Ferne;
Vaterhaus dahin und Vaterland!
Und zu Rüste gehn der Jugend Sterne.

Ueberwunden in dem Kampf der Zeit,
Nimm, o Herz, dein Theil der großen Trauer —
Wenn der Lenz im Sturme sich befreit,
Ist ein Blütenglück von kurzer Dauer.

VII.

Sprach mein Herz: Du weißer Wald!
Deck' mich zu mit deinem Schnee,
Daß ich liege starr und kalt:
Ohne Hoffnung — ohne Weh.

Horch! der Schmerz, er heult und heischt!
Hüll' mich in dein Leichentuch,
Daß ich sterbe unzerfleischt:
Ohne Segen — ohne Fluch.

Sprach der Wald: Du thöricht Herz!
Dieses Leichentuch wird grün;
Beide schmelzen, Schnee und Schmerz —
Warte bis die Veilchen blühn.

VIII.

Herz! warum ſo ängſtlich ſchlagen?
Hab' dich ja aus allem Drang
Heil und ganz hinweggetragen —
Herz, mein Herz, ſei ohne Bang!

Weiter durch die dunkeln Gaſſen
Laſſ' uns ziehn mit raſchem Schritt;
Hinten bleibe, was wir haſſen,
Was wir lieben, wandre mit!

Herberg finden wir und Labe,
Denn die gute Wirtin Welt
Spart uns ja noch manche Gabe
Die, mein Herz, dir wohlgefällt.

IX.

Sterne hoch am Himmel gehen,
Zedern wachſen ſtolz und mächtig,
Adler hoch in Lüften ſtehen,
Feuer lodern kühn und prächtig.

Du mußt in der Tiefe wallen;
Aber laſſ' ſie ſteigen, ſchweben —
Denn das Höchſte doch von allen
Biſt du, Herz, mit deinem Streben.

X.

Was macht dir das Gewimmel
Der Erdensorgen Qual und Leid?
Sieh', ob dir steht der Himmel,
Der ist voll Freundlichkeit.

Der drängt sich ungeduldig
An dich, o Herz! in deiner Pein,
Und sagt: ich bin nicht schuldig,
Willst du nicht fröhlich sein.

XI.

Wenn dir in's Aug' die Thräne bricht,
So ringe bis die Sterne scheinen;
Dann heb' dein Aug' zum Sternenlicht,
Das trocknet alles Weinen.

Des Tages Glück, des Tages Harm,
Des Lebens ungewisse Ferne —
Wie wird dies Alles klein und arm,
Hält man's in's Licht der Sterne!

XII.

Verklage nicht das Menschenherz,
Vergißt es seinen Kummer;
Ein süß Vergessen braucht der Schmerz,
Als wie die Nacht den Schlummer.

So hieß der Herr das Herze sein,
Der Blume gleich, der frommen;
Scheu kehrt es bei sich selber ein,
Wenn dunkle Wetter kommen.

Doch steigt ein neues Morgenrot
Herauf mit neuem Hoffen,
So ist vergessen alle Not,
Sein Kelch ist wieder offen.

Das ist des Herzens Wunderkraft,
Durch's ganze All gegossen,
Die ewig neues Leben schafft,
Wo altes sich geschlossen.

XIII.

O laſſ' die frühen Thränen ſein,
Jung Herz, du weißt nicht was du weineſt;
Das Glück das du verloren meineſt,
Es iſt noch alles, alles dein.

Glaub', wenn du jetzt aus Wonne klagſt,
Aus Fülle weineſt wie die Reben —
Manch ſchönen Schmerz ſpart dir das Leben,
Den du mit Thränen feiern magſt.

XIV.

Willkommen ſei die Luſt, die theure!
Sie labet wie ein ſüßer Scherz;
Doch naht der Schmerz, der ungeheure,
Dann kennt ſich erſt das ernſte Herz.

Jetzt ſiehſt du, was verborgen bliebe:
Im tiefſten Abgrund blitzt ein Stral;
Du mißſt die Allmacht deiner Liebe
Nur an der Allmacht deiner Qual.

Daß dich der Schmerz vom Schmerz erlöſe,
Das geht dir auf in deinem Leid;
Du fühlſt nun deines Herzens Größe
In deines Weh's Unendlichkeit.

XV.

Wenn dich der Herr liebt, wirft er arm
Und nackt dich in das reiche Leben,
Und nährt das Kind mit Not und Harm,
Den Jüngling mit zerbrochnem Streben.

Drum klag' ihn nicht der Härte an,
Hast du der Reichen Glück gezählet:
Die kämpfend suchen ihre Bahn,
Die hat der Herr sich auserwählet.

Gibt er nicht täglich früh und spat
Der Thränen viel dir und der Schmerzen?
O glaub', aus dieser vollen Saat
Keimt goldne Fülle dir im Herzen.

Er schickt dir viel der Stürme zu —
Die Saat gedeiht nur in Gewittern;
Und nur im Kampfe spürest du
Der Seele Tiefen dir erzittern.

XVI.

Auf mit der Bruſt! und ſei's dem Jammer!
Empor den Blick! und ſei's zur Sonne!
Raum gibt es in der engſten Kammer
Für eine Welt von Glück und Schmerz.
Wer aus des Daſeins tiefſtem Bronne
Nicht Freud geſchöpft und Leid getrunken,
Bis daß er weinend hingeſunken —
Der fühlt dich nicht, o Menſchenherz!

Nur in dem Wechſelkampf der Tage
Kann eines Lebens Ernte reifen;
Drum nur hinein in Luſt und Plage!
Hinaus auf's Meer das Sturm verheißt!
Hier gilt es mutig zuzugreifen;
Wer mit dem Schickſal nicht gerungen,
Nicht durch die Nacht zum Licht gedrungen —
Der kennt dich nicht, o Menſchengeiſt!

XVII.

Dich fand noch nie das Morgenrot
In Thränen wach und bittrer Not;
Du kennſt ſie nicht, die heil'ge Macht
Die ſchlummert in der Seele Tiefen —
Die Kräfte die im Buſen ſchliefen,
Erweckt das Unglück über Nacht.

Drum greif' mir nicht mit klugem Wort
In meiner Bruſt geheimſten Hort —
Dein Herz iſt eng, die Welt iſt weit.
Nur der weiß von des Herzens Rechten
Der ſie des Lebens ſtrengen Mächten
Hat abgekämpft in blut'gem Streit.

Du gräbſt des Geiſtes ew'gem Fluß
Das Bett nicht drin er wallen muß —
Laſſ' mich und ſpinne deinen Tag!
Ich trag' allein ſo Luſt als Schmerzen,
Nur was mir wächst im eignen Herzen
Iſt was ich thun und glauben mag.

XVIII.

Wo Andern volle Becher ſchäumen,
Da ſchauſt du wie ein Bettler zu;
Wo ſie genießen, mußt du träumen,
Wo ſie empfangen, wünſcheſt du.
Nichts haſt du, Herz, als deine Sorgen
Und deiner Sehnſucht ew'gen Pfad —
Und dennoch ſchlägſt du jeden Morgen
Voll junger Kraft, voll junger That.

Wie du nie aufhörſt zu beginnen,
Und auszuſenden neues Blut,
So hörſt du nimmer auf zu ſpinnen
Am Glück das in dir ſelber ruht.
Die ſchöne Welt darfſt du erkennen,
Weil du ihr deine Sprache gibſt —
Und, Herz, mein Herz! dein eigen nennen
Darfſt du ja alles was du liebſt.

XIX.

Nicht jedem Halm ist Raum gegeben
Zu streuen seine volle Saat;
Doch Lebensschätze sind zu heben
Im kleinsten Kreise stiller That.

Dein ist das Nahe, das Entfernte,
Strebt nur dein Sinn lebendig warm;
Reich ist nur, wer genießen lernte,
Wer in der Fülle darbt, ist arm.

XX.

Herz! geh' auf deinen Wegen,
Wie auch die Menge schilt —
Du trägst in dir den Segen
Der alles Leid vergilt.

Ob sich die Menschen zeigen
Auch klein und liebelos —
Der Menschheit bleib' treu eigen,
Die ist so schön und groß.

Einkehr.

Wohl bin ich oft hinausgegangen,
Dem Bettler gleich, durch Stadt und Feld,
Und hätte gern mein Theil empfangen
Von all dem Glück der reichen Welt.
O Herz! nicht länger kannst du's tragen:
Du sollst in deinen jungen Tagen
Wo du genießen willst, entsagen —
Und weißt so viel das dir gefällt.

Rings von des Abends goldnem Kusse
Erglüht die Welt; manch bunter Kiel
Zieht, sanft gewiegt, hinab im Flusse;
Herüber weht's wie Saitenspiel.
O einmal nur, du holdes Leben!
Die Seele ganz dir hinzugeben!
Doch ach! zu lassen all sein Streben —
Das dünkt dem Herzen doch zu viel.

So wandle heim und baue weiter
Die schöne Schöpfung in der Brust;
Du gehst in Fesseln ein Befreiter,
Dein Gut vermehrt sich im Verlust.
Vom Himmel winken tausend Kerzen:
O selig! wer in Lust und Schmerzen
Im treuen unverlornen Herzen —
Der sichern Einkehr sich bewußt.

Enttäuschung.

Wohl hätt' ich nimmermehr geglaubt,
Die Glut der Jugend könnte bleichen,
Und trug dies unbeschirmte Haubt
Entgegen allen Schicksalsstreichen;
Und sah die Rosen doch beraubt,
Und sah zersplittert starke Eichen —
Und hätte nimmermehr geglaubt,
Die Glut der Jugend könnte bleichen.

Ich glaubte, ewig wie die Welt
Sei dieses Herz mit seinem Streben,
Und stürzte wie ein junger Held
Mit blanken Waffen in das Leben;
Und sah doch, wie das Blatt schon fällt,
Ist endlich reif die Frucht der Reben —
Und glaubte, ewig wie die Welt
Sei dieses Herz mit seinem Streben.

O Herz! bis daß du still und kalt,
Wirst du noch manches müssen lernen;
Wie sang dir einst Gefild und Wald,
Wie laß'st dein Glück du in den Sternen!
Die alten Lieder sind verhallt
Von sel'gen unnennbaren Fernen —
O Herz! bis daß du still und kalt,
Wirst du noch manches müssen lernen.

Was zurück blieb.

O ihr sonnenhellen Tage!
Die ihr schon dahingegangen,
Wenn ich eurer denk' und frage,
Was mir blieb von eurem Glück?
Seh' ich all das Hoffen, Bangen,
Unnennbar und ungebunden,
Schnell wie einen Hauch verschwunden,
Nur die Liebe blieb zurück.

O ihr sternbesäten Nächte!
Die ich ahnend durchgesonnen,
Wer mir euern Schimmer brächte
Der mit meiner Jugend schied!
Eure Zauber sind zerronnen,
Und von all den schönen Schmerzen
Die gereift in meinem Herzen,
Blieb von jedem nur ein Lied.

Lied und Liebe sind geblieben,
Meiner Seele goldne Schwingen;
Neue Schmerzen schafft das Lieben,
Und die Schmerzen neues Glück.
Mag die Jugend leis verklingen:
Ewig jung bleibt der Gedanke,
Ernstre Kämpfe bringt die Schranke,
Und das Leben blieb zurück.

Menschenloos.

Was strebst und gräbst du mit Bedacht,
Sobald du Morgens aufgewacht?
Das Beste was die Erde hegt,
Hat noch kein Mensch an's Licht gebracht.
Tief in dem Herzen der Natur,
Da schlummert nie geschaute Pracht.
Versunkne Wunder ruhn im Meer,
Des Goldes Fülle schläft im Schacht.
Die hellsten Sonnen sind im All,
Wohin kein Blick trägt, angefacht.
Die schönste Blume öffnet sich
Zur Stunde da kein Aug hat Acht.
Der junge Keim hat sich im Grund
Sein stillverborgen Bett gemacht.
Was dir im Busen Ew'ges träumt,
Hat, frei zu werden, nicht die Macht.
Das vollste Lied der Menschenbrust
Hat noch kein Dichtermund erdacht.
Ergründet hat kein Auge noch
Was aus des Menschen Auge lacht —
Denn deines Lebens bester Theil,
Der schleicht durch's Herz dir still und sacht.
Was quälst du dich, o Menschenkind!
Nach jedem Sieg mit neuer Schlacht?
Ruht doch die Krone alles Seins
Unnahbar dir im Schoos der Nacht.

Der Becher.

Das Leben ist ein goldner Becher
Voll heller Lust und trüber Kunde.
Nur sparsam nippt der kluge Zecher
Und gönnt sich kaum ein Freudenfest.
Nie taucht sein Blick zum dunkeln Grunde,
Doch schwächer rinnt der Wein und schwächer,
Der Geist verduftet Stund' um Stunde —
Aus trinkt der Tod den matten Rest.

Der Thor hängt an des Bechers Ränden
Und schlürft in Zügen, ungemessen;
Er schüttelt ihn daß an den Wänden
Sich aufbäumt wilder Lüste Schaum.
Den Ernst läßt er im Grund indessen,
Des Lebens Mark, und aus den Händen,
Da er noch einmal trank Vergessen —
Sinkt ihm der Becher wie im Traum.

Der ächte Mensch in seinem Ringen
Trinkt mutig, sei's vom Süßen, Herben;
Den Grund will er zu Tage bringen,
So Wein als Wahrheit muß heraus!
Er kann sich neuen Trank erwerben,
Zur Mutterquelle darf er dringen;
Dem Tode läßt er nur die Scherben —
Er trank das ganze Leben aus.

Still!

Thu' deine Liebe keinem kund,
Sonſt wachſen über Nacht die Sorgen —
Sieh', wie die Blume tief im Grund
Den ſüßen Tropfen hält verborgen.
Die zärtlichen Gefühle hüt',
Daß ſcheu ſie bleiben gleich den Rehen —
Was dir in Herzens Tiefen blüht,
Das laſſ' nicht vor den Menſchen ſehen.

Auch deinen Schmerz behalt' allein,
Dein Auge laſſ' ihn nicht vermuten,
Sonſt wird er bald vergiftet ſein —
So bleibt er rein und kann verbluten.
Laſſ', wie die Sonn' im Meer verglüht,
Dein Weh im Buſen untergehen —
Was dir in Herzens Tiefen blüht,
Das laſſ' nicht vor den Menſchen ſehen.

Sei's Luſt, ſei's Leid, trag' du es ſtill,
Daß nichts die böſe Zunge merke;
Und ob das Herz dir brechen will —
Schweig': mit den Laſten wächst die Stärke.
Die ſchönen Flammen im Gemüt,
Bewahr' ſie vor des Odems Wehen —
Was dir in Herzens Tiefen blüht,
Das laſſ' nicht vor den Menſchen ſehen.

Die Fee des Liedes.

O Bruſt! du Haus voll Widerhall!
Da rauſchet der Gefühle Bronnen,
Da ſitzt die liebe Nachtigall
Am Quell und ſingt in Wonnen.

Sie klagt mit Schluchzen holdes Weh
Und ſchwingt ſich tönend auf und nieder;
Das iſt des Brünnleins gute Fee,
Die ſüße Fee der Lieder.

O Nachtigall! du Troſt der Nacht!
Dein Schall iſt wie ein Stral der Sonnen;
Rings iſt ein Roſenduft erwacht,
Es überſchwillt der Bronnen.

Der Bronnen rinnt, die Jugend rinnt,
Und rinnen ſchwächer bis ſie ſchwinden;
Dann ſtirbt das arme Wellenkind,
Und iſt nicht mehr zu finden.

O Bruſt! da zuckt ein Hülfeſchrei
Durch deinen Grund, ein flehend Werben;
Das iſt des Liedes ſchöne Fei,
Sie weint und will nicht ſterben.

Die Traube.

Traube auf der Berge Kamm,
Ueber dir des Himmels Kerzen,
Edle Traube! wunderſam
Gleichſt du einem Dichterherzen.

Frei an deinem ſchwanken Holz
Willſt du in der Sonne ſchweben,
Wie ein Herz das hoch und ſtolz
Muß in Licht und Freiheit leben.

In die Tiefe, in die Nacht
Darfſt du deine Wurzeln ſpinnen,
Hörſt die alten Ströme ſacht
Durch der Erde Adern rinnen.

Reifeſt wie ein Herz das ſich
Tief in alles Leben ſenket,
Und in Nächten inniglich
Seiner eignen Wunder denket.

Saugſt aus Erd' und Himmel Blut,
Kraft, und ſelige Gedanken,
Die dereinſt wie Feuerflut
Durch das Haubt des Zechers ſchwanken.

Aber bist du süß und stark,
Glüht in dir der Geist der Lieder —
Fühlst du schon den Herbst im Mark,
Deine Blätter rauschen nieder.

Armes Herz, an Kämpfen reich,
In dem Drange deines Strebens
Rauscht dir Blatt um Blatt zugleich
Von dem goldnen Baum des Lebens.

Aber dein Geschick so schwer,
Traube, mußt du freudig tragen;
Deine Fülle, Beer um Beer,
Wird zertreten und zerschlagen.

Muß doch so das volle Herz
Scheiden von den schönsten Träumen,
Muß erdulden Schlag und Schmerz —
Bis in ihm die Lieder schäumen.

Ha! wie strömt dein feurig Blut
In die schimmernden Pokale!
Also strömt des Herzens Flut
In des Liedes goldne Schale.

Und wenn nun dein Zauberquell
Blinket im kristallnen Becher,
Klingt das Lied des Dichters hell
In dem Kreis der frommen Zecher.

Die Palme.

Du Palme bist ein edler Baum,
Es strebt dein hoher Sinn nach oben;
Dein Haubt wiegt sich im ew'gen Raum,
Von innerm Drang emporgehoben.

Nichts fesselt dich in niedre Haft;
Drückt auch ein Stein den jungen Gipfel,
So bäumt sich stolz dein schlanker Schaft
Und trägt die Last im grünen Wipfel.

Dich edlen Baum, nie unterjocht,
Will ich zum Vorbild mir erküren;
Der Drang der uns im Busen pocht,
Der muß uns auch zum Ziele führen.

Wo dir, o Baum! die Kraft nicht bricht,
Soll da ein Menschenherz verzagen?
Ich ring' wie du in Luft und Licht,
Und muß ich Erd' und Himmel tragen.

Dann sollst du, Palme, stolz und kühn,
Wenn einst des Abends Feuer glänzen,
Mit deiner Zweige kühlem Grün
Die müden Schläfe mir bekränzen.

Die Blume in der Mauer.

Du arme Blume in der Mauer!
Du ſchwingſt in deines Lebens Trauer
Die Kelche voller Duft und Schein;
Du rührend Bild, wie hold und linde
Natur ſelbſt dem verlornen Kinde
Liebkoſend naht im Frühlingswinde
Und Leben küßt aus totem Stein!

Und wir, die dir vorübergehen,
Dich hoch in Lüften winken ſehen,
Wie ſind wir dir, Enterbte, gleich!
Auch unſer Leben iſt ein Sterben,
Und unſer Wurzeln ein Verderben,
Wir mögen kaum ein Blühn erwerben
Wie du, in Armut doch ſo reich!

Doch ihr, ihr ſpätern Kampfgenoſſen!
Aus freien Gründen aufgeſchoſſen,
Fragt nicht warum wir arm und klein;
Betrachtet unſre kargen Schollen,
Sagt milde dann, ihr Lebensvollen:
Ach! all ihr Dürfen war ein Sollen —
Es waren Blumen aus dem Stein.

Wie eine Blüte.

O dürft' ich doch wie eine Blüte
So freudig ſtehn im frommen Feld,
Und tief aus innerſtem Gemüte
Frei wachſen unter'm Himmelszelt.

Und könnte ſo mein blühend Leben
Entfalten klar im Sonnenſchein,
Und hätte Nichts der Welt zu geben
Als meinen Duft und Glanz allein.

Und hätte Nichts der Welt zu fodern,
Der reichen Welt, als Thau und Licht,
Und könnte ungeſtört verlodern
Im Stral der aus mir ſelber bricht.

O dürft' ich doch wie eine Blüte
Mutter Natur! dein liebſtes Kind,
Dir ruhn am Buſen voller Güte,
Und ſanft verwehn im Abendwind.

Frühlingsweh.

Durch die Lüfte geht ein Kosen,
Junges Grün erwacht im Feld;
Aus den Dornen brechen Rosen,
Lerchenjubel füllt die Welt.

Was soll diese Lust dem Herzen,
Die nicht mit ihm pocht und fühlt?
O wie all das Jubeln, Scherzen
Mir im Busen schmerzlich wühlt!

Winde! hebet an zu klagen,
Brauf' empor, du stiller See!
Ach! in diesen schönen Tagen
Fühl' ich doppelt all mein Weh.

Frühlingstroſt.

Der Frühling iſt da mit Sonnenpracht,
Ein Hauch! und der Schnee verſchwand;
Da hat die Erde ſchon über Nacht
Viel Grüße, viel Blumen, geſandt.

Froh ſpringt der befreite Bach einher,
Er murmelt vor ſich dar:
„Jetzt glaubt es keine Seele mehr
Daß einmal Winter war!“

Drum freu' dich, Herz, und ſei nicht bang,
Auch dir ward ſolche Kraft
Die Blumenduft und Lenzgeſang
In ſtiller Tiefe ſchafft.

Auch du vergiß'ſt es, wenn im Glanz
Des reichen Frühlings du ſtehſt,
Daß du jetzt arm und verlaſſen ganz
Durch den Lenz wie ein Winter gehſt.

Am See.

Der See verſchlief, er träumt ſo tief,
Das Schilf wagt nicht zu wanken;
Nur Fiſchlein ziehn im Grunde hin,
Wie leiſe Traumgedanken.

Doch plötzlich bricht der Sonne Licht
Durch flammende Wipfel nieder;
Der See erwacht, er öffnet ſacht
Die feuchten Augenlider.

Auf dem Berge.

O Berg! von deinem Gipfel,
Wie ſchau' ich da ſo gern
Hoch über alle Wipfel
In die weite, blaue Fern'!

Da kommt ein leiſes Wehen
Von fremden Ländern her —
O könnt' ich ganz verſtehen
Die wunderſchöne Mär!

Sie ſagt wie Meere träumen
In Abendſonnenglut,
Und unter Palmenbäumen
Ein ewiger Frühling ruht.

Landfahrer.

Es war in luſt'ger Herbſteszeit
In meinen Knabenjahren,
Da kam ein alter Fiedelmann
Von Berg zu Berg gefahren.

An ſeiner Hand ein blondes Kind
Ging wie in tiefem Harme;
Es bat um nichts, es trug nur ſtill
Das Körblein an dem Arme.

Ich wußte nicht wie mir geſchehn,
Ich füllte es der Kleinen;
Dann mußte ich bei Seite gehn
Aus Herzensgrund zu weinen.

Du ſeltſam Herze ahnte dir
Denn ſchon in jungen Jahren,
Du werdeſt auch ſo heimatlos
Dereinſt durch's Leben fahren?

Herbsttrauer.

Der Himmel ist so trüb umhangen,
Der Wald erseufzt, der Sturm bricht los;
Die Erde selber lauscht mit Bangen
Der Wirkungskraft in ihrem Schoos.
Als ob kein Grünes leben bliebe,
Sinkt Blatt um Blatt auf's öde Land;
Und alles, alles was ich liebe,
Schaut fremd mich an und unbekannt.

Als wär's ein Bild aus fernen Jahren,
Ist all mein Streben bleicher Schein;
Der Schritt des Ewigwandelbaren
Tritt riesengroß auf mich herein.
Die Vögel ziehen fort nach Süden
Und suchen einen sichern Port;
So ziehn die Hoffnungen, die müden,
Aus dem versehrten Neste fort.

Ich fühle, wie auch im Gemüte
Der schöne Sommer welkt und blaßt;
Wie schon an meines Lebens Blüte
Die kalte Hand des Herbstes faßt.
Mein armes Herz von Lenzes Gnaden,
So gar verwaist, erschrickt und bebt;
Es zuckt der Tod am zarten Faden
An welchem das Lebend'ge schwebt.

Herbstfeier.

Verkläret wie vom Abendrote,
In ernster Feier steht das Feld —
Das ist der Herbst, des Todes Bote,
Der grüßend seinen Umzug hält.
Voraus mit warnender Geberde,
Ein treuer Eckart, schreitet er;
Da flüchten in den Schoos der Erde
Die Blumen vor dem wilden Heer.

Schnell prangt der Busch in Purpurgluten,
Von seinem Hauche angefaßt;
So läßt er schön die Lust verbluten,
Bevor die müde still verblaßt.
Er schüttelt die geschmückten Bäume,
Daß Laub wie Blüten niederweht;
Er möchte ganz in Jugendträume
Das Leben wiegen das vergeht.

Wie man ein Lieb zum letzten Male
Mit Rosen kränzt im Leichenschrein,
So breitet er auf Berg und Thale
Den wunderbarsten Frühlingsschein.
So freundlich legt der milde Geber
Der Erde Kinder in die Ruh';
Der Winter dann, der Totengräber,
Deckt mit dem Bahrtuch alles zu.

Abendſegen.

Die Sonne neigt ſich, ſtumm verglühend,
Wie eine Welt die untergeht,
Indeß am Himmel, ſproſſend, blühend,
Ein goldnes Leben auferſteht.
Noch ſpielt am Berg des Tages Helle,
Da ſchon das Thal in Dämmer wohnt;
Und ſchon tritt zögernd auf die Schwelle
Der ernſten Nacht der bleiche Mond.

Noch einmal theilt die treue Amme
Das Licht, die Milch der Schöpfung, aus;
Und ſanft entſchläft das Kind der Flamme,
Die Erde, im gewölbten Haus.
Da ſchaun von ihren hohen Sitzen
Die Mächte der Natur herab;
In ihren regen Händen blitzen
Geſtirnte Leuchten auf und ab.

Da ſpürt man, wie aus ew'gen Quellen
Das Blut des Werdens nährend fließt,
Und ſich in ungetrübten Wellen
In jede Lebensbruſt ergießt.
Da fühlt man ſich mit Stolz und Wonne
Dein Eigenthum, du große Welt!
Die uns mit Sternen, Mond und Sonne
So lind am Mutterbuſen hält.

Nachtlied.

Nacht hat wie ein ſtilles Meer
Auf die Erde ſich ergoſſen;
Ueber alle Wipfel her
Kommt ein Friedenshauch gefloſſen.

Jede ſchwere Wimper fällt,
Athem holt das müde Leben:
Hörbar durch die weite Welt
Geht ein Flüſtern und ein Weben.

Nacht hat wie ein ſtilles Meer
Auf die Erde ſich ergoſſen
Und den Himmel keuſch und hehr,
Einer Blume gleich, erſchloſſen.

Deutlich rauſcht der Strom der Zeit
In die tiefentſchlafne Ferne,
Und ein Traum der Ewigkeit
Ziehet durch das Haus der Sterne.

Nacht hat wie ein ſtilles Meer
Auf die Erde ſich ergoſſen;
Ueber alle Wipfel her
Kommt ein Friedenshauch gefloſſen.

Nachtkönigin.

Der Himmel ist das Schloß der Nacht,
Die hohe Fraue sitzt im Saal;
Die Welt entschlief, die Treue wacht
Bei ihrer Lampe mildem Stral.

Es wallt ihr kohlschwarz Sammtgewand,
Ihr rabenschwarz Gelocke weht;
Die Spindel rauscht in ihrer Hand,
Die Spindel die sich ewig dreht.

Sie spinnt und spinnt die goldne Schnur
Darauf sie die Gestirne reiht —
Die Sterne sind die Perlen nur
Im stillen Meer der Ewigkeit.

Mutter Nacht.

Du heil'ge Nacht, du ſtille, ſchöpferiſche!
Der alles Leben ſchlief im keuſchen Schoos,
Du thronſt ob uns in ew'ger Jugendfriſche,
Du königliche Mutter, mild und groß.

Du träumeſt, und dein Traum iſt all die Ferne,
Die uferloſe, die kein Becken faßt;
Du denkſt — deine Gedanken ſind die Sterne,
Die dir im Haubte wandeln ohne Raſt.

Du breiteſt ſorglich deine dunkle Hülle
Auf alles Leben das im Keime ſteckt,
Der Mutter gleich die vor des Lichtes Fülle
Des Kindes Aug', das werdende, bedeckt.

Doch tritt der Tag aus ſeinen goldnen Thoren,
Setzt dir auf's Haubt der ſtolze ſeinen Fuß,
Dann jauchzt das Leben all, das du geboren,
Dem jungen König ſeinen Feiergruß.

Es rauſcht der Wald mit ſeinen grünen Wogen,
Es rauſcht das Meer, das purpurrot erblüht;
Und all die Kinder die du ſtill erzogen,
Gehören jetzt dem Tag, der ſie durchglüht.

Er läutert sie in seinem heißen Strale
Und ladet alle in sein festlich Haus
Und gießt aus seiner diamantnen Schale
Das holde Licht auf ihre Häubter aus.

Doch sind sie matt von Lust und müd von Leide,
Und brennt ihr Auge von dem vielen Licht,
Dann kommen sie, in deinem Faltenkleide,
O Mutter Nacht, zu bergen ihr Gesicht.

Dann, wann der Tag sie alle läßt, der wilde,
Sein Reigen allgemach im Ohr verklingt,
Bist du es, Mutter Nacht, du treue, milde,
Die sie zu Bett, die müden Kinder, bringt.

Da rührt sich keines in der stillen Klause,
So unbeleidigt ruhn, so unversehrt
Die Schläfer all, als wie im Mutterhause
Ein Wandrer, aus der Fremde heimgekehrt.

Du aber wallst durch deine weiten Reiche
Ob ihren Häubtern segnend hin, o Nacht!
Und hegst die Welt in ewig steter Gleiche,
Die sich im Schoos dir ewig neu entfacht.

Leben und Sterben.

Schön iſt das Leben, das iſt wahr,
Doch ſchön muß auch das Sterben ſein
Wenn leiſe träufelt, bis er gar,
Der einſt ſo wilde Lebenswein;
Wenn unſres Hirnes tolle Schaar
Gemach verſtummt mit aller Pein —
Schön iſt das Leben, das iſt wahr,
Doch ſchön muß auch das Sterben ſein.

Schön iſt das Leben, das iſt wahr,
Doch ſchön muß auch das Sterben ſein,
Dringt nach der Angſt und der Gefahr
Die Ruh' uns tief bis in's Gebein;
Schaut nach dem Tage heiß und klar
In's Aug' die milde Nacht herein —
Schön iſt das Leben, das iſt wahr,
Doch ſchön muß auch das Sterben ſein.

Schön iſt das Leben, das iſt wahr,
Doch ſchön muß auch das Sterben ſein,
Wenn aus dem Finſtern wunderbar
Die Mutter ſingt: ſchlaf' ein, ſchlaf' ein!
Bis unſer Haubt, der Träume baar,
In ihrem Schoos ruht ſtill und rein —
Schön iſt das Leben, das iſt wahr,
Doch ſchön muß auch das Sterben ſein.

An den Todesengel.

Todesengel! lieber, trüber
Bote unſrer Mutter Welt,
Geh' mir ſchonend noch vorüber,
Wenn dein Arm die Garben fällt;
Bis auch ich mein Blühn vollendet,
Meine Früchte dargebracht,
Bis ich recht zu Tag gewendet
Was ſich regt in dunkelm Schacht.

Sieh', es wollen aus dem Herzen
Mir noch junge Lieder gehn;
Laſſ' ſie ſingen erſt und ſcherzen,
Eh' ſie dir in's Antlitz ſehn.
Und es ſtreben Glutgedanken
Aus dem Haubte mir zum Licht;
Ach! die noch im Werden ſchwanken,
Todesengel, pflück' ſie nicht!

Aber iſt mein Lied verklungen,
Iſt mein Menſchenwerk vollbracht —
Eh' die Saiten all geſprungen,
Komm im Sternenkleid der Nacht.
Bleicher Engel! dein Gefieder
Senke ſchnell auf Luſt und Schmerz:
Leg' zur großen Ruh mich nieder,
Meiner Mutter Welt an's Herz.

Traum.

Eiskalte Sterne ſcheinen,
Hoch liegt der Schnee im Feld,
Kein Hauch in allen Weiten —
Wie ſtill iſt's auf der Welt!

Die hohen Kuppeln ragen
Im hellen Mondenglanz —
Auf meinem weißen Grabe,
Da liegt ein grüner Kranz.

Halb will die Hand ihn greifen —
Laſſ' ab, im Grab' iſt Ruh'!
Ich lege mich auf die Seite
Und mache die Augen zu.

An ihrem Begräbnißtag.

Es jaust der Baum auf ödem Feld,
Die Wolken niederhangen;
Das Blühen ist vergangen,
Das Hoffen aus der Welt.

Im Grabe liegt die treuste Brust,
Die Winde drüber wehen;
Das Glück soll nicht bestehen,
Nichts bleibt als der Verlust.

Die Blätter rauschen ab vom Baum,
Im Thal die Nebel weben;
Dahin ist Lust und Leben,
Und alles ist ein Traum.

An die Vergessene.

Das Grab hat dich verschlungen
In deinem Jugendschein;
Das Sterblied ist verklungen,
Wer denkt noch fürder dein?
Ach! alle sind verschwunden
Die einst geweint mit mir,
Ich hab' allein gefunden
Den stillen Weg zu dir.

Ich kann es nimmer fassen,
Du holdes Lenzgemüt!
Daß nicht die Blumen blassen
Seitdem du ausgeblüht;
Daß nicht ein Todesbangen
Durch diesen Frühling geht,
Seitdem du heimgegangen
Sanft, wie ein Nachtgebet.

Unendlich war dein Lieben,
Schön, wie nur du, dein Herz;
Dies bleibet tief geschrieben
In meines Schmerzes Erz.
Schlaf' du getrost indessen —
Wenn jedes Band zerbricht,
Wenn alle dich vergessen,
Mein Herz vergißt dich nicht.

Ein Lied das, kaum geboren,
Auf leisem Hauch entschwebt,
Und doch so unverloren
In treuem Busen lebt —
So lebst du mir in Dauer:
Bist ein verklungnes Lied,
Das durch der Seele Trauer
Mit ew'gem Singen zieht.

An ihrem Grabe.

Mit Blumen senkte man dich Blühnde nieder,
Wie Schwestern so die gleichen Loose trafen;
Die Blumen haben alle ausgeschlafen,
Weckt dich allein der süße Lenz nicht wieder?

Schlaf' denn, du Unversehrte, sichern Schlummer!
Solch lautre Seelen müssen viel erdulden,
Und zahlen oft der Menschheit alte Schulden
Dem Schicksal ab mit unverdientem Kummer.

Solch lautre Seelen will das Leben fassen
Und sie bedrängen mit dem herbsten Leide,
Bis an der Schönheit reinem Sonntagskleide
Sich trübe Werktagsflecken sehen lassen.

Du aber bist in deiner Pracht geschieden,
Dein junges Herz, wie eine Blume offen,
Ward über Nacht vom kalten Reif getroffen —
So ruhe sanft in deinem tiefen Frieden.

Das einsame Grab.

Im Friedhof ist ein dunkler Grund,
Da gibt kein Röslein milden Schein;
Da thut kein Kreuz den Schläfer kund,
Und keiner will sein Nachbar sein.

Sei froh, sei froh, du edles Herz!
Daß sie dich gruben einsam ein;
Daß sie mit keinem Kreuz von Erz
Dich drückten und mit keinem Stein.

Du hast getragen schwer genug,
Drum sei die leichte Erde dein!
Du großes Herz! dir ward mit Fug
Ein großes Ruhebett allein.

Im Friedhof.

Wenn ich im ſtillen Friedhof geh',
Wird mir ſo ſchwer zu Herzen
Daß man die treuſte Menſchenbruſt,
Die mitgetragen Leid und Luſt,
So eilig kann verſchmerzen.

Gras wächst darüber, ach wie bald!
Das Grab wird ſelber heiter.
Wie wenn ein Blatt vom Wipfel fällt,
So geht ein Leben aus der Welt —
Die Vögel ſingen weiter.

O Menſchenherz mit deinem Stolz!
Was flüſtern die Cypreſſen?
„Wir ſtehn auf einem ſchmalen Raum,
Darunter liegt ein Herze kaum,
So iſt es ſchon vergeſſen.“

Im Pantheon.

„Aux grands hommes la patri reconnaissante.“

Wer tritt in dieſes ſtille Haus
Nicht ein mit ernſtem Zagen?
Hier ruhen große Herzen aus
Von ihrem heißen Schlagen.

Wie auch ein Leben voller Saft
Um dieſe Mauern flutet —
Arm ſcheint es gegen all die Kraft
Die hier im Sarg verglutet.

O dieſes iſt kein Totendom,
Dies iſt ein Haus des Lebens;
Es ſtürzt aus ihm ein ew'ger Strom
Des Wirkens und des Strebens.

So will auch ich aus dieſem Haus
Ein heilig Streben tragen —
Hier ruhen große Herzen aus
Von ihrem heißen Schlagen.

Stimmen.

Es rauscht der Wald im Abendwind,
Die Aehr' im Felde säuselt lind,
Die frohen Vöglein schlagen.
Am Fels erbraust das wilde Meer,
Die Stürme sausen drüber her,
Die fernen Glocken klagen.
Die Stimmen all der Lust und Qual,
Ein Strom, ein ruheloser,
Das ist der Schöpfung großer
Und ewiger Choral.

Burschenlieder.

I.

Mein Schatz ist wie ein Schneck:
Kaum schickt er seine Aeuglein aus,
Und komm ich sacht wie eine Maus,
Husch! fährt er in sein Schneckenhaus;
Da sitzt er im Versteck,
Der Racker, und geht nicht vom Fleck.

So komm' ich nicht zum Zweck.
Thu' auf, thu' auf! und guck' heraus!
Schneck, Schneck! streck' deine Hörner aus,
Sonst geh' ich weiter um ein Haus
Und werf' den Trotzkopf weg —
Dann such' dir einen Schatz, du Schneck!

II.

Mein Lieb ist eine Nachtigall
Die sich verborgen hält —
O sag' mir, lieber Vogler mein,
Wie man die Vöglein stellt.

Mein Lieb, das ist ein scheues Reh
Das jedes Rascheln irrt —
O sag' mir, lieber Jäger mein,
Wie man die Rehe kirrt.

Mein Lieb, das ist ein störrig Kind
Das stets zur Seite sieht —
O sag' mir, liebe Mutter mein,
Wie man die Kinder zieht.

III.

Mein Lieb ist eine Lerche
Und singt mit lautem Schall;
Sie singet in den Tag hinein,
Das macht mir Burschen große Pein,
Ich wollt', mein süßes Liebchen
Wär' eine Nachtigall.

Die Nachtigall ist klüger,
Die singet in der Nacht.
Der Tag, das ist ein schlimmer Gast,
Der läßt der Liebe keine Rast,
Der weckt viel hundert Augen,
Die halten alle Wacht.

Feins Lieb du mußt noch lernen
Den Nachtigallenschlag;
Mußt zwitschern in die Nacht hinein
Mit mir im stillen Kämmerlein,
Das ist ein süßres Liedel
Als all der Sang bei Tag.

IV.

Der schönste Garten auf Erden,
Der liegt in Liebchens Herz —
Dürft' ich dort Gärtner werden,
Vorbei wär' aller Schmerz.

Wie wollt' ich die Hände regen
In meinem schönen Amt!
Wie wollt' ich sie pflegen und hegen,
Die Blümlein allesammt!

Wie wollt' ich sie hegen und ehren,
Die Blümlein, in stiller Hut!
Die Rose, die würd' ich nähren
Mit meines Herzens Blut.

Die sollte mir knospen und glühen,
Des Gartens Trost und Licht!
Und Lilien müßten blühen
Ringsum und Vergißmeinnicht.

Bis einst die Sense des Todes
Durch alle die Blümlein streift,
Und blaues, weißes und rotes
In die dunkle Scheune schleift:

Dann laß' ich Lilien und Rosen,
Und mache die Augen zu;
Dann geht auch der Gärtner im großen,
Ewigen Garten zu Ruh'.

V.

O Sterne, goldne Sterne!
Wohl scheinet ihr wunderlicht;
Doch wie die Aeuglein scheinen
Von der Herzigen, von der Meinen,
Wenn sie sagt: Ich hab' dich so gerne —
So scheint ihr nicht.

O Sonne, goldne Sonne!
Wohl hast du ein scharf Gesicht;
Du mißt mit einem Strale
So viel tausend Gebirg und Thale,
Doch die Wonne, o meine Wonne —
Die mißt du nicht.

VI.

Allnächtlich zu der Mühle
Geh' ich den ſtillen Pfad;
Die hellen Sterne fallen,
Die weißen Nebel wallen,
Es brauſt aus tiefer Kühle
Das flinke Mühlenrad.

Mich hindert auf dem Wege
Kein Regen und kein Wind;
Die ſchlimmen Hunde bellen,
Die lauten Pfiffe gellen,
Es ſchleichet auf dem Stege
Mein trautes Müllerkind.

Da hört man nicht das Koſen
Der Liebe in der Nacht;
Sie ſpähen wohl und lauſchen,
Doch alle Räder rauſchen,
Die wilden Waſſer toſen,
Die Weiden murmeln ſacht.

Im Grunde tief und kühle,
Wo das Verderben droht,
Und wo die Waſſer rinnen,
Wie iſt da ſüß zu minnen!
Ich geh' den Weg zur Mühle
Nach jedem Abendrot.

VII.

Voll Röte ſtund ihr Angeſicht,
Bei der ich war alleine;
Ich herzte ſie, ſie wehrt' es nicht,
Bei der ich war alleine.
O Luſt! o Leid!
Ade! ich ſcheid',
Du Goldige, du Meine!

Und als ſie früh am Lädlein ſtand,
Bei der ich war alleine,
Sie weinend wohl ihr Haar aufband
Im ſtillen Morgenſcheine;
Und drückt' voll Schmerz
Mich an ihr Herz,
Bis daß ich ſelber weine.

Es ſteht ihr Herz voll Traurigkeit,
Bei der ich war alleine;
Laſſ' ab vom Leid, du ſüße Maid!
Bei der ich war alleine.
Von Berg zu Thal
Viel tauſend Mal
Gedenk' ich dein, du Feine!

VIII.

Du kehrst mir den Rücken
Mit schiefem Gesicht?
Ich springe, sei stät, in
Den Neckar drum nicht.
Geschnallt ist das Ränzel,
Der Stock ist zur Hand,
Die Welt ist gar helle,
Und offen das Land —
Ade!

Es glühn wohl viel Sterne
Am himmlischen Zelt,
Es ziehn wohl viel Straßen
An's Ende der Welt;
An jeglicher Straße
Steht mannig ein Haus,
Schaut immer ein freundlichs
Paar Augen heraus —
Juhe!

IX.

Ein'n Kuß auf den Mund, auf den Hut eine Blüt'!
Ade, mein feins Liebchen, daß Gott dich behüt'!
Dein Schatz der muß wandern landein und landaus;
Halt' rein und halt' sauber dein Herz und dein Haus!

Dein Herz ist der Liebe gesegneter Schrein,
Nur gute Gedanken lass' aus und lass' ein!
Glückselige Gedanken! sie wandeln so frei,
Sie finden das Liebste, wo immer es sei.

Das schützt auf dem Wege vor jeglichem Schmerz,
Denkt treu an den Wandrer ein liebendes Herz,
Da geht ihm zur Seite der freundlichste Gruß,
Wehrt's Heimweh vom Herzen, die Müde vom Fuß.

Das labt in der Fremde den Wandrer so mild,
Trägt treu er im Herzen ein liebliches Bild:
Da find't er den Heimweg durch Land und durch Meer:
Die Liebe, sie zieht wie ein Stern vor ihm her.

X.

Im tiefsten Thale wohnt mein Kind,
Von Bergen ganz verborgen —
So hoch wie diese Berge sind,
So groß sind meine Sorgen.

Durch Felsen bricht ein schmaler Steg,
Der wankt und schwankt im Winde —
Ach! noch viel schwanker ist der Weg,
Der Weg zu meinem Kinde.

Weit außen auf dem letzten Stein,
Hoch über wilden Bächen
Nickt eine Blum' im Sonnenschein —
Wer kann die Blume brechen?

Ja, wenn die Ströme stille stehn,
Erbarmen sich die Steine —
Und wenn die Berge weiter gehn,
Dann wird mein Lieb die Meine.

XI.

O du lieber Schatz! wir müssen scheiden,
Keine Hoffnung ist auf Erden mehr:
Drum zerspringet schier das Herz uns beiden:
Lieber Schatz! ach! weine nicht so sehr.
Gib mir einen Kuß,
Eh' ich wandern muß —
O wie trägt mein Herz an seiner Lieb' so schwer!

Ach! das Bächlein rauscht zu deinen Füßen,
Schwalben baun an deinem Fensterlein;
Alles bleibt und darf dich sehn und grüßen,
Und dich lassen muß nur ich allein.
Von der Rose brich
Einen Strauß für mich —
Soll der Abschiedsstrauß von Lust und Liebe sein!

Alle Morgen will ich nach dir fragen,
Wenn die Sonne wandert über's Meer;
Alle Nacht will ich Gutnacht dir sagen,
Als ob ich noch immer bei dir wär'.
Weil's geschehen muß,
Nimm den letzten Kuß —
B'hüt' dich Gott, mein Schatz, ich seh' dich nimmermehr!

XII.

Hoch auf des Berges Gipfel
Da steht meiner Liebsten Haus,
Das schaut über Waldeswipfel
In alle Welt hinaus.

Das ist so öd und traurig,
Die Fenster blicken so hohl;
Die alte Linde, schaurig,
Flüstert: Lebwohl, Lebwohl!

Einst sah ich mein Lieb wie die Sonne
Ob all den Thälern stehn,
Da konnte mein Herz vor Wonne
Sein Glück nicht übersehn.

Und jetzt, so weit ich schaue,
Hinaus in's Abendlicht
Ueber alle die tausend Gaue —
Ueberschau' ich mein Elend nicht.

Mädchenlieder.

I.

Als ich in dem Bettlein lag,
Ging mein Herze Schlag auf Schlag,
Wollte nicht zu Ruhe gehen.
Armes Herz! was willst du mehr?
Sieh'! du liebst ihn gar zu sehr,
Und du willst dir's nicht gestehen.

Ist die treue Nacht gekommen,
Hat mein armes Herz genommen,
Wie ein Mütterlein ihr Kind!
Wie das Kindlein in der Wiegen
Das nicht schlafen kann und liegen,
Nahm sie's auf den Arm geschwind.

Neige dich, du falscher Tag!
Daß ich ruhn und schlafen mag.
Komm' hernieder voll Erbarmen,
Schöne Himmelskönigin!
Komm', o Nacht! du Trösterin,
Gute Mutter aller Armen!

II.

Warum bist du aufgewacht
Erst im Sternenscheine,
Arme Blume? deine Pracht
Blüht nun ganz alleine —
In der Nacht.

Deine Blätter nicken sacht,
Kühle Winde wehen;
Sonne, die so golden lacht,
Wirst du nimmer sehen —
In der Nacht.

All die Freuden, reich entfacht,
Darfst du nicht erwerben;
Wo kein Auge dein hat Acht,
Mußt verlassen sterben —
In der Nacht.

Auch in meines Herzens Schacht
Thut solch Blümlein stehen,
Dessen noch kein Aug' gedacht,
Wird wie du vergehen —
In der Nacht.

III.

Einsam bin ich und alleine,
Tragen muß ich Lust und Schmerz,
Und zurück in's eigne Herz
Rinnt die Thräne die ich weine.

Frühling kam und hat nicht eine
Rose mir gesteckt an's Herz;
Frühling kam mit Spiel und Scherz,
Einsam bin ich und alleine.

Große Augen, arme Kleine,
Schick' ich fragen allerwärts;
Aber in kein liebes Herz
Rinnt die Thräne die ich weine.

IV.

Mein Herz ist wie der Rosenbusch
Der in dem Gartenlande steht;
Ein Wetter kommt, und husche, husch!
Sind alle Blumen abgeweht.

Mein Schatz ist wie der Sonnenschein
Der über die Gartenmauer steigt;
Kaum kehrt er bei der Rose ein,
Steht sie von Blumen überzweigt.

V.

Was bin ich für ein armes Kind!
Muß still zu Hause bleiben —
Mein Schatz der darf, als wie der Wind
So frei, durch's Leben treiben.

Doch hurtig eilt er wieder heim,
Wie weit er fortgezogen —
Wie's Immlein nach dem Honigseim
Kommt er nach mir geflogen.

Und wenn sein Herze trauern muß,
Wie jubelt mein Gemüte —
Ich weiß daß ich mit einem Kuß
Ihm all sein Weh vergüte.

Der König selber käm' zur Stund
Mit Zepter her und Krone —
Herr König! dir ist's nicht vergunnt
Zu lohnen, wie ich lohne.

Was bin ich reich im armen Haus!
Darf selbst die Münze schlagen —
Ich zähle nicht und theile aus,
Und ist kein End' zu sagen.

VI.

Wie ich dich liebe,
Soll ich dir sagen?
Wie ich dich liebe,
Kannst du mich fragen?

O du mein Alles,
Das ich nicht lasse!
Einz'ger Gedanke
Den ich noch fasse!

Weil ich dich liebe,
Kann ich's nicht sagen;
Kann ich nur stumm die
Seligkeit tragen.

Schau' mir in's Auge,
Lass' dich umfassen —
Wirst mir die Antwort,
Liebster, erlassen.

Wie das im Herzen
Wonniglich wühlet,
Das kann nur sagen
Wer es nicht fühlet.

VII.

Du darfst dort oben gehn,
Wo stolze Lichter funkeln;
Ich armes Kind muß stehn
Erbangend hier im Dunkeln.

O glücklich, die im Saal
An deiner Seite wallen!
O laß' nur einen Stral
Auf mich herniederfallen!

Ich bin vor dir so klein;
Was kann ich, Herr! dir geben,
Das nicht schon alles dein? —
Mein Lieben und mein Leben.

Nichts hab' ich das mich schmückt,
Doch Eins ward mir beschieden:
Ich habe dich beglückt,
Drum bin ich still zufrieden.

Ich freu' mich deiner Pracht,
Zu dir emporgewendet. —
Bedecke mich, o Nacht!
Mein Dasein ist vollendet.

VIII.

Da ſitz' ich und ſpinne,
Da ſitz' ich allein,
Und fort iſt mein Liebſter
Wohl über den Rhein.
Es fahren die Fuhrleut'
Vom Wälſchland heraus,
Bringt keiner ein'n Gruß mir
Vom Schatz mit nach Haus.

Es rudern die Fährleut'
Wohl her und wohl hin,
Bringt keiner ein Brieflein,
Ein Kuß ſteht darin.
Ja wenn ich nur wüßte
Sein Ort und Quartier,
Ich ſchickt' ihm ein' Feder
Und Tint' und Papier.

Da ſitz' ich, da harr' ich
Im einſamen Haus,
Schau' über den Fluß und
Die Dörfer hinaus.
Und tritt was im Gange,
Und rauſcht was zur Seit',
Gleich mein' ich er komm', und
Er iſt doch ſo weit!

IX.

O Scheiden, das macht Schmerzen!
O Meiden, das thut leid!
Wir lagen uns am Herzen
Und weinten alle Beid'.
Wir drückten uns die Hände
Und trennten uns am Ende
Und kehrten um behende
Und wußten kaum Beſcheid —
O Scheiden, das macht Schmerzen!
O Meiden, das thut leid!

Es gibt kein größer Wehe,
Als wenn ſich Liebe trennt;
Da find't, ſoweit ich ſehe,
Mein Herzeleid kein End'.
Das Lachen ganz verlerne,
Seit all mein Glück ſo ferne,
Da trauern Mond und Sterne,
Das ganze Firmament —
Es gibt kein größer Wehe,
Als wenn ſich Liebe trennt.

X.

O Morgenrot! du steigst herauf
Und findest mich im Bett schon auf;
Die Bänder und die Spangen,
Die liegen auf dem Tisch zuhauf
Und schauen her mit Prangen.

Doch in dem armen Herzen mein,
Da will kein Schein und Prangen sein
An meinem Hochzeittage.
O läg' ich in dem schwarzen Schrein,
Rings um mich Totenklage.

Ade! Ade! vielholdes Lieb!
Ach du, der mir so treu verblieb,
Du irrst nun in der Weite!
Der meinen Schatz von dannen trieb,
Der geht an meiner Seite.

Schon lärmt's im Hause ab und zu,
Vorüber ist die letzte Ruh';
Wo soll ich Trost erwerben?
Allmächt'ger Gott! o laß' mich du
Vor dem Altare sterben!

XI.

O Blätter, dürre Blätter!
Wie trauert ihr so sehr!
Als ihr noch gabet grünen Schein —
Da war mein lieber Schatz noch mein,
Den hab' ich nimmermehr.

O Blätter, dürre Blätter!
Ihr habt ihn oft gesehn,
Wie er mir Treu geschworen hat —
Ach! kann denn Liebe wie ein Blatt
In einem Jahr vergehn?

O Blätter, dürre Blätter!
Es war ein falscher Knab'.
Euch klag' ich es, ihr schweiget still —
Weil ich sonst Niemand sagen will,
Wie lieb ich ihn noch hab'.

XII.

Laſſ' deine Sichel rauſchen,
Wohl rauſchen durch das Korn;
Hör' auf, hör' auf zu weinen,
Haſt du dein Lieb verlorn —
Laſſ' rauſchen!

Die roten und blauen Blumen,
Sie rauſchen auf's breite Feld;
Und Luſt und Liebe rauſchen
Wohl in die weite Welt —
Laſſ' rauſchen!

Die Brünnlein und Bächlein rauſchen
Bis in das tiefe Meer;
Die Wolken und Winde rauſchen,
Wer weiß wohin und woher —
Laſſ' rauſchen!

Laſſ' deine Sichel rauſchen,
Laſſ' rauſchen, du armes Kind!
Denn was da blitzt und blühet,
Verrauſchet ſo im Wind —
Laſſ' rauſchen!

Volksweisen.

I.

O wär' mein Lieb ein Brünnlein kalt
Und spräng' aus einem Steine,
Und ich wär' dann der grüne Wald,
Mein Trauern, das wär' kleine.

O wär' mein Lieb im Rosenbusch
Ein Röslein an der Sonne,
Und ich ein Schmetterling — husch, husch!
Flög' ich darauf mit Wonne.

O wär' mein Lieb ein Rehlein schlank,
Thät durch die Wälder jagen,
Und ich von Moos die weiche Bank,
Daß ich es dürfte tragen.

O wär' mein Lieb das Blümlein blau,
Das an dem Bache blinket,
Und ich wär' dann der Tropfen Thau,
Der an das Herz ihm sinket.

O wär' ich selbst das Lilienreis,
Das blüht in Liebchens Garten;
Dann thät mit ihren Händen weiß
Die Süße meiner warten.

II.

Ach! ihr Berg' und tiefe, tiefe Thal!
Heut' seh' ich mein Lieb zum letzten Mal;
Ach! ihr Thal und grüne, grüne Feld!
Heut' muß ich hinaus in alle Welt.

Schauet mich nicht an und laßt mich gehn,
Wenn die Augen mir voll Wasser stehn;
Ach! wenn man von seinem Liebsten scheid't,
Unter geht das Herz in lauter Leid.

Geht dir's gut, mein Lieb, so denke mein,
Daß ich einsam muß im Ellend sein;
Geht dir's übel, und so hoff' auf mich,
Daß ich komme und erlöse dich.

Ach! ihr Berg' und tiefe, tiefe Thal!
Tröstet ihr mein Lieb in seiner Qual;
Ach! ihr Thal und grüne, grüne Feld!
Seht, ich sag' euch tausend Gottvergelt.

Auf dem Acker steht die Ernt' bereit,
Schnitter singen da voll Fröhlichkeit;
Auf der Wiese blüht der rote Klee —
Doch mein Herz, mein Herz ist allzuweh!

Weinen muß ich heimlich in der Nacht,
Klagen muß ich, wenn der Tag erwacht,
Trauern muß ich, trauern allezeit —
Denn mein Lieb, mein Lieb ist allzuweit!

Ach! ihr Berg' und tiefe, tiefe Thal!
Ach! ihr grüßt mein Lieb viel tausend Mal!
Doch ihr steht ihr fern, ihr Thal und Feld —
Und ich bin ihr nah in weiter Welt.

III.

Es weht der Wind so kühle,
Die Bahn ist arg verschneit;
Ich bin daheim am Bühle,
Da ist der Weg so weit.

Mein Haus hat keinen Riegel,
Mein First hat keinen Halt,
Mein Dach hat keinen Ziegel,
Mein Stüblein ist so kalt.

Mein Lieb, daß dich's erbarme!
O lass' mich zu dir ein!
Schließ' mich in deine Arme,
Da wird kein Winter sein.

IV.

Gott grüß' dich, Marie!
Komm', die Spielleut' sein hie,
Thun die Geiglein kuranzen,
Die Saiten ausfranzen —
Heissarumbidibum!
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Gelt! Schatz? — Ich und du!
Hast ein neues Paar Schuh,
Hast ein funkelrots Mieder,
Hüpft auf und hüpft nieder —
Heissarumbidibum!
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Ein Kuß und ein Schmatz!
Ei du herziger Schatz!
Ueber Stauden und Stöcklein
Laß' fliegen dein Röcklein —
Heissarumbidibum!
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Wart! unten beim Grab'n
Liegt ein Spielmann begrab'n,
Und da stolpern wir Schwäblein
Und fallen in's Gräblein —
Heissarumbidibum!
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

V.

Die Beerlein am Baume,
Die hängen in Ruh',
Und wer sie will holen,
Braucht Flügel dazu.

„Die Herzlein, die hängen
Nicht hoch und nicht weit,
Die kann man wohl greifen
Mit Händen allzeit."

Ein Mädel, das schlau ist
Und flink wie der Wind,
Das fangen die Buben
Noch nicht so geschwind.

„Ein Bursche der Witz hat
Und Keckheit genug,
Der rupft wie ein Stößer
Die Täubchen im Flug."

Mein Sinn ist ein Rößlein,
Das springet gar frei;
Kein Reiter holt's ein, und
Wie stolz er auch sei.

„Die Rößlein zu zähmen,
Das ist mir bekannt;
Die scheusten, die fressen
Zuletzt aus der Hand."

Mein Herz ist ein Schlößlein,
Ein Sprüchlein steht d'rauf;
Den Schlüssel hat Keiner,
Kein Schlosser bringt's auf.

„Den Schlüssel, den find' ich,
Der liegt nicht im Rhein —
Und mein ist das Schlößlein,
Das Rößlein ist mein."

VI.

Dein Schatz läßt dir sagen den höflichsten Gruß,
Und weil er kein Pferd hab', so geh' er zu Fuß;
Und hart an der Straß' steh' manch freundliches Haus,
Das wink' mit dem Arm, und da ruh' er sich aus.

Und weil sich's am Schank vorbei langsam marschir',
So komm' er in zehn bis zwölf Jährlein zu dir;
Und wenn dich das Warten derweil nicht verdrieß',
So woll' er dich heuern einst im Paradies.

„Ei will der Herr laufen die Kreuz und die Quer,
So komm' ich zur Hochzeit wohl eher als er.
Im Himmel mich heuern! der hat's ja nicht Eil',
Da nehm' ich ein'n Andern auf Erden derweil."

Dein Schatz läßt dir sagen den zärtlichsten Gruß,
Und ob du lernst kochen und rühren den Muß,
Und ob du zum Bett schon die Wiege bestellt?
Er sei nun gewandert genug durch die Welt.

Und ob auch der Spruch und der Segen bereit?
Er bring' dir ein Ringlein, ein hochzeitlich Kleid;
Er bring' dir die Haube, der Jungfern Begehr,
Dieweil dich das Kränzlein so drück' und beschwer'.

„Ei gibt's denn nicht Schreiner und Hobel im Land?
Der Pfarr und der Küster sind auch bei der Hand;
Das Kränzlein, das find't beim Pantoffel wohl Platz:
So soll er nur kommen, mein herziger Schatz."

VII.

Mein Schatz! an hoher Zinne lag
Der Wächter und rief an den Tag:
Man spüret schon den roten Morgenschein,
Und wo zwei Lieb noch bei einander sein,
Die scheiden sich bald,
Der Mond versinkt im grünen Wald.

„Mein Lieb, o bleib' an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!
O lass' mich noch ein Stündlein bei dir sein,
Noch geben alle Sterne ihren Schein;
Es war ein Traum,
Die Mitternacht ist vorüber kaum."

Am Fenster schweigt Frau Nachtigall,
Sie sang, das war ihr letzter Schall:
Es lugt der Tag mir schon in's Nest herein,
Wohlauf! Gesell, es muß geschieden sein!
Geh' balde, bald!
Der Wagen rollt, die Peitsche knallt.

„O wüßtest du zu dieser Frist,
Wie du, mein Lieb, so wert mir bist —
Es mag auf Erden mir nichts Liebres sein!
Da nimm, du süße Maid, dies Ringelein
Von Gold so rot,
Ich bleib dir treu bis in den Tod."

Schau' purpurn Licht wird überall,
Die Lerche ſingt mit lautem Schall;
Sie ruft in hoher Luft im Sonnenſchein:
Wo nun zwei Lieb noch bei einander ſein,
Die ſcheiden ſich bald,
Der Tag kommt durch den grünen Wald.

VIII.

Ach ſcheiden, immer ſcheiden!
Wer hat denn das erdacht?
Der hat in meine Freuden
Ein großes Trauern bracht.

Du Wächter auf der Zinnen!
Ruf' du den Tag nicht an,
Daß ich nicht muß von hinnen,
Ein Ringlein ſollſt du han.

„Und will ich ſtille bleiben,
Die Sonne kommt geſchwind!
Die wird zwei Lieb vertreiben,
Die gern beiſammen ſind."

Ach ſcheiden, immer ſcheiden!
Wer hat denn das erdacht?
Der hat in meine Freuden
Ein großes Trauern bracht.

IX.

Viel falſcher Zungen haſſen mich,
Doch nimmer will ich laſſen dich,
Will dich im Herzen tragen;
Daß du mein Troſt auf Erden biſt,
Das werd' ich Niemand ſagen.

Ach! daß mein Leib nun ſcheiden muß!
Ade! da nimm den letzten Kuß;
Ich ſeh', ich kann's nicht wenden!
O kehr', mein Lieb, bald wieder heim,
Dann wird mein Trauern enden.

Und da du gehen willſt von mir,
Was läßſt du mir zum Troſte hier
In meinem tiefen Leide?
„Ich laſſ' dir rechte Lieb' und Treu',
Das gibt dir ewig Freude.

Und ob ich in der Ferne bin,
So trag' du einen ſteten Sinn,
Hoffnung wird uns ernähren.
Was uns von Gott beſcheeret iſt,
Das mag kein Menſch uns wehren."

X.

Das Herz ist mir so schwer, so schwer!
Ich wollt' daß ich zu Hause wär'!
Da steh' ich auf im Morgenschein,
Und wandre fort landaus, landein,
Zur Herzallerliebsten mein.

Ich komme heim in stiller Nacht
Und klopfe an ihr Lädlein sacht;
Ich klopfe an ihr Fensterlein —:
Mach' auf, mach' auf und lass' mich ein,
Du Herzallerliebste mein!

Da schaut ein altes Weib heraus —:
„Dein Schätzlein zog zum Dorf hinaus,
Im letzten Haus', da zog sie ein,
Da wohnt unter Rosen und Rosmarein
Die Herzallerliebste dein."

Da geh' ich weiter für und für,
Da komm' ich an die Kirchhofthür' —:
O weh, o weh! der Totenschrein,
Das wird das letzte Haus wohl sein,
Du Herzallerliebste mein!

Ach! daß du liegst im tiefen Grund!
Hörst nicht des Glöckleins Schlag allstund,
Siehst weder Sonn- noch Mondenschein,
Schläfst da so mutterseelallein,
Du Herzallerliebste mein!

XI.

„Komm' mit mir unter die Linde,
Du Herzallerliebſter mein!
Komm' ſetz' dich an meine Seite,
Dann wollen wir luſtig ſein."

Ich kann und mag nicht ſitzen,
Mag auch nicht luſtig ſein;
Mein Herz' möcht' mir zerſpringen,
Feins Lieb, von wegen dein.

„Und will dein Herz zerſpringen,
Leg' ich die Hand darauf,
Dann werden die Schmerzen ſtille,
Dann hört das Klopfen auf."

Mein Herz, das wird nicht ſtille,
Es trägt zu große Not,
Es trägt von deiner Liebe
Davon den bittern Tod.

„Und wird dein Herz nicht ſtille,
Drück' ich darauf den Mund,
Dann ſchlägt dein Herz vor Freude,
Dann wird es wieder geſund."

Du kannst mein Herz nicht heilen,
Du bist ein falsches Kind;
Fahr' wohl! denn Lieb' und Treue,
Die sind als wie der Wind.

Ich zog ihr den Ring vom Finger
Und warf ihn in den Rhein;
Er tanzte auf den Wellen,
Gab seinen letzten Schein.

Schwimm' hin, Goldringlein, schwimme!
Bis in das tiefe Meer;
Mein Feinslieb ist mir gestorben,
Nun hab' ich kein Feinslieb mehr.

XII.

O Mutter! was hab ich gethan!
Der Ring ist Schuld daran:
Mein Lieb hat ihn vergeben,
Das kostet mich das Leben;
Einem Haubtmann gab sie ihn.

Ich ging und ward Soldat,
Das reute mich zu spat.
Wollt' mir den Urlaub holen
Mit meinen flinken Sohlen,
Den Urlaub in's freie Feld.

Mein Haubtmann vor mich trat —:
„Wohin des Wegs Kamrad?"
Hält vor die blanke Klinge,
Hat an der Hand viel Ringe,
Dabei meiner Liebsten Ring.

Die Sonne schien so hell
In einem klaren Quell
Wohl auf der grünen Heide,
Da warf ich weg die Scheide,
Weg warf ich das Kollett.

Und gab ihm Schlag auf Schlag,
So viel er pariren mag.
Da kam in den klaren Bronnen
Das rothe Blut geronnen —
Das war des Haubtmanns sein Blut.

Ade du schöne Welt!
Mein Urthel, das ist gefällt.
Der Haubtmann ist erschlagen,
Ich leb', doch in drei Tagen
Erschossen muß ich sein.

Und wer da weint und lad't,
Das ist mein Kamerad.
Er führt mich unter die Linden,
Thut mir die Augen verbinden
Mit seinem Taschentuch.

Soldaten! und ist's vorbei,
Vollbracht mit Pulver und Blei,
So legt in ein weißes Linnen
Mein Herz mit den Kugeln drinnen
Und bringet's meinem Schatz.

Ihr Brüder! was ich euch bitt':
Sagt's meiner Mutter nit,
Das ist mein letztes Verlangen —
Sagt lieber, ich sei gefangen
Zu Straßburg in der Stadt.

Der rechte Bote.

Einſt ging ich vor der Sonne Haus,
Frau Sonne ſah zum Fenſter heraus.
Ach! liebe Frau Sonne! im himmliſchen Saal,
Da ſiehſt du ja weit über Berg und Thal,
So grüß' mir mein Liebchen viel tauſendmal.

„Mein Sohn! ich habe zum Grüßen nicht Zeit,
Muß heute noch ſchleppen gar manches Scheit;
Muß fleißig ſchüren den Sonnenſchein,
Und wärmen die Blumen und Vögelein;
Muß heut' noch im Felde backen viel Brot,
Und kochen am Berge viel Trauben rot.
Geh' du zu meinem Manne, dem Mond,
Der gleich dort hinter dem Berge wohnt,
Der iſt das Lieben und Grüßen gewohnt."

Da ging ich zum Monde, der ſchlief noch feſt,
Die Zipfelmütze ſah aus dem Neſt.
Ach! lieber Herr Mond voll Luſt und Qual!
Du reiſeſt ja weit über Berg und Thal,
So grüß' mir mein Liebchen viel tauſendmal.

„Was weckst du mich, Strolch! ist jetzt Grüßenszeit?
Man guckt im Kalender bevor man schreit.
Ich muß ja noch schlafen drei Stunden lang,
Bin müde genug vom letzten Gang.
Und hast du nicht oft verwünscht meinen Schein,
Wenn du geschlichen zur Liebsten dein?
Und wirbst nun gar zum Boten mich?
Troll' zu den Kindern, den Sternen, dich,
Die sind viel besser zu Fuß als ich."

Da ging ich zu den Sternlein klein,
Die hatten so fromme Aeugelein.
Ihr goldnen Sternlein ohne Zahl!
Ihr blicket ja weit über Berg und Thal,
So grüßt mir mein Liebchen viel tausendmal.

„Lieb Herz! wir haben zum Grüßen nicht Zeit,
Der Weg ist gar weit in die Ewigkeit.
Wir weben und wirken die ganze Nacht
Ins Kleid des Himmels viel güldne Pracht.
Der Morgenstern und der Abendstern,
Wohl winken und blinken zur Erde sie gern,
Doch wandeln sie schweigend durch's himmlische Meer;
Da bitte du lieber das wolkige Heer,
Das pflegt mit der Erde so lauten Verkehr."

Da ging ich vor der Wolken Thor,
Viel silberne Schäflein kamen hervor.
Ihr lieben Schäflein silberfahl!
Ihr weidet ja weit über Berg und Thal,
So grüßt mir mein Liebchen viel tausendmal.

„O Schatz! wir haben zum Grüßen nicht Zeit,
Wir müssen heut gießen noch weit und breit;
Auswinden die Röcklein, von Regen schwer,
Auf Wälder und Felder, die betteln sehr.
Auch ist dein Lieb gar ein einfältig Kind,
Das steckt sich unter die Decke geschwind,
Hört es der Wolken gewaltiges Wort;
Du sagst es besser den Winden dort,
Das sind die Herrn, die treiben uns fort."

Und bei den Winden war ich bald,
Die faßten mich an mit wilder Gewalt.
O Winde! o weht mir das Haubt nicht kahl!
Ihr stürmt ja so schnell über Berg und Thal,
So grüßt mir mein Liebchen viel tausendmal.

„Ach Kind! wir haben zum Grüßen nicht Zeit,
Wir geben der rollenden Welt das Geleit;
Wir suchen ihr Ende viel tausend Jahr',
Und ist uns noch immer nicht offenbar.
Jetzt sausen wir dort, jetzt brausen wir hier,
Ein ewiges Wanderlied singen wir.
Drum sprich du mit dem Flusse geschwind,
Der hat's nicht so eilig als wie der Wind,
Drin badet vielleicht dein holdes Kind."

Da ging ich weiter und kam zum Quell,
Der rauschte vom Berge so silberhell.
Du schöner Strom! dein heller Stral,
Der wandert durch meiner Liebsten Thal,
So grüß' mir die Süße viel tausendmal.

„Ei Bürschlein! ich habe zum Grüßen nicht Zeit;
Ja, wär' ich vom fesselnden Ufer befreit!
So rinn' ich und renn' ich bei Tag und bei Nacht
Dahin zu der blauen ergossenen Pracht,
Und bring' auf lieblich gewundener Bahn
Die Schiffe dem Vater, dem Ozean.
Doch wollen dir Sonn- und Mondenschein
Und Wolken und Winde nicht Boten sein,
So mach' dich selber auf die Bein'."

Da ging ich selber vor Liebchens Haus,
Feins Liebchen, so schau doch zum Fenster heraus!
Ich komme so weit über Berg und Thal,
Will dich grüßen und küssen viel tausendmal.
Das war die beste Botenwahl.

Jung Schmetterling.

Ich bin ein junger Schmetterling
Und muß mich weiter ſchwingen.
Du Blume jung, was trauerſt du?
Dir fliegt noch mancher Falter zu,
Den dir die Lüfte bringen.

Komm', zage nicht und klage nicht
Und wünſche Glück uns beiden;
Der ſchönen Liebe ſchönſter Schluß,
Das iſt, mit einem raſchen Kuß
Im vollen Glück zu ſcheiden.

Geſegnet nach der Süßigkeit
Der friſche Trunk der Schmerzen!
Wir ſind zu zwei, mein lieber Schatz!
Doch alle Luſt, ſie hat nicht Platz
In unſern beiden Herzen.

O weh! wer in der Liebſten Arm
Die Lieb' verſäumen müßte!
Es kränkt mich tief im Herzensgrund
Daß blüht ſo mancher ſüße Mund,
Den ich doch nimmer küßte.

Und durſt'ge Lippen glühn, die ſich
Nach deinen Lippen ſehnen;
So weine denn aus voller Bruſt:
Die neue Lieb', die neue Luſt,
Die wachſen unter Thränen.

Der verliebte Kutscher.

Mein Kopf ist wie ein Taubenschlag,
Das macht mir große Pein:
Da fliegt es all den lieben Tag
Mit Mädchen aus und ein.

Des Menschen Aug' ist leicht verführt,
Und nicht zu sehn, ist schwer:
Kaum hat die Schöne mich gerührt,
Kommt schon die Schönre her.

Die Mädchen sind auch gar zu nett,
Und sind auch ohne Zahl:
Ich nähm', wenn ich die Auswahl hätt',
Sie lieber allzumal.

Was thun? Es ist ein harter Schluß,
Ein Kutscher find't sich drein:
Mein Herz, das ist ein Omnibus —
Ihr Mädchen! steiget ein!

Der Mißtrauiſche.

Du Kleine biſt ſo lieb und hold,
Und ſchauſt mich an ſo lind,
Daß ich es faſt beſchwören wollt':
Du biſt noch wie ein Kind.

Und doch, und doch — der Kukuk trau'
Euch Mädchen ſchlau und fein:
Man ſieht dir durch die Augen blau
Nicht bis in's Herz hinein.

Wer weiß, dürft' mir dein Schelmenmund
Erzählen was er weiß,
Thät er mir nicht manch Wörtlein kund
Von Küſſen lang und heiß.

Burschenseufzer.

Das Unglück und das Mißgeschick
Sind wider mich im Bunde:
Es liegt der Staub wohl fingersdick
Auf meines Bechers Grunde.

Mein Seckel ist so neu und blank
Als käm' er aus dem Laden;
Und ach! mein Herz so frei und frank,
Man fing's mit einem Faden.

Da leb' ein Mensch wie sich's gebührt:
Das Geld ist in den Taschen,
Die Mädel, die sind eingeschnürt,
Und zupetschirt die Flaschen.

Der Alte.

Jetzt will es Frühling werden,
Es webet Tag und Nacht
Am Himmel und auf Erden
Und in des Herzens Schacht.

Schon rührt sich in den Bäumen
Ein Flüstern weit und breit;
Die alten Kinder träumen
Von ihrem neuen Kleid.

Da träumt's auch meinem Herzen
Gar schön, dem alten Kind,
Von seinen Freuden und Schmerzen,
Die lang entblättert sind.

Mein Herz lass' dich bescheiden
Und schleiche still nach Haus —
Die alten Schmerzen und Freuden,
Die schlagen nimmer aus.

Lied des alten Schiffers.

In meinen frühen Jahren,
Wie war der Himmel so licht!
Da standen die wunderbaren,
Die klaren,
Die klaren Sterne so dicht.

Ich sah sie niederfahren
Wildflammend in mancher Nacht;
In Freuden und Gefahren,
Die klaren,
Verlöschten sacht und sacht.

Nun schiff' ich in weißen Haaren
Durch die beruhigte Flut;
Die meine Begleiter waren,
Die klaren,
Sie starben in ihrer Glut.

In meinen späten Jahren,
Wie wird der Himmel so leer!
Die lieben feurigen Schaaren,
Die klaren,
Versanken im großen Meer.

Des Harfners Lied.

Beim Sarge ſtand ich, beim Hochzeitſchmaus,
Den Reichen ſang ich, den Armen gerne;
Die Lichter erloſchen, das Feſt war aus —
Und weiter zog ich in die Ferne.

Und Jedem ſang ich von ſeinem Leid,
Und Jedem ſang ich von ſeinen Wonnen;
Es jauchzte der Burſche, es weinte die Maid —
Ich habe keine Heimat gewonnen.

Mein Herz iſt müde, mein Haubt iſt alt,
Vom Scheitel flattert der Kranz der Haare;
Die Welt iſt öde, der Wind weht kalt —
Ein Fremdling bin ich, wohin ich fahre.

Blind wird das Auge, der Fuß wird lahm,
Dem Arm wird die Harfe ſchwerer immer;
Kaum weiß ich noch von wannen ich kam —
Wohin ich fahre, das weiß ich nimmer.

Nach Hauſe find' ich den Weg nicht mehr,
Die alten Wege, die hab' ich vergeſſen:
Legt über den Sarg mir die Harfe her —
Sonſt hab' ich Nichts auf Erden beſeſſen.

Der Todesengel ſingt:

Der Abend kommt, der Tag verblich,
Die Schatten wehn und weben;
Schon wächst ein langer Schattenſtrich
Dir langſam über's Leben.
Gemach verſinkt in Dämmerſchein
Gebirg und Thal und Feld und Hain —
Schlaf', müdes Herz, ſchlaf' ein!

So Luſt als Leid, dir wohl bekannt,
Verlaſſen den Genoſſen;
Und alles was du dein genannt,
Iſt wie in Duft zerfloſſen.
Der Tag, er war voll heißer Pein,
Jetzt nahn die Sterne kühl und rein —
Schlaf', müdes Herz, ſchlaf' ein!

Am Himmel flammt die letzte Glut
Und flackert trüb und trüber;
Es haucht der Wind, es rauſcht die Flut,
Und alles iſt vorüber.
Die Nacht bricht wie ein Meer herein,
Du wiegeſt auf den Wellen ſein —
Schlaf', müdes Herz, ſchlaf' ein!

Des Harfners Töchterlein.

Mein Leben iſt ein dürres Blatt
Das flattert in dem Winde;
Wen alle Welt verlaſſen hat,
Der wandert gar geſchwinde.

Wie hell erglänzt die ferne Stadt,
Wie fremd dem armen Kinde!
Ich eile weiter wie ein Blatt
Das flattert in dem Winde.

Und halt' ich ſtill ſo wandermatt,
Kein Mund grüßt mich gelinde,
Und ſpricht: Fahr' wohl, du armes Blatt
Das flattert in dem Winde!

Weit, weit iſt keine Ruheſtatt,
In der ich Frieden finde;
Mein Leben iſt ein dürres Blatt
Das flattert in dem Winde.

Der fahrende Musikant.

Das Waldhorn an der Seite,
Mein klingendes Geleite,
So fahr' ich in die Weite
Und blas' von Ort zu Ort.
Ich bin zu spät geboren:
Ich poch' an allen Thoren,
Ich läut' an allen Ohren —
Doch ist das Glück schon fort.

Mein Höslein blieb am Dorne,
Mein Schuh klafft hint und vorne,
Doch prunk' ich mit dem Horne,
Das gibt gar flotten Glanz.
Den Mantel muß ich missen,
Mein Röcklein ist zerrissen,
Mein Hütlein ist verschlissen —
Mein Mut ist aber ganz.

So wandr' ich ohne Sorgen
Weltein am lichten Morgen,
Und will der Wirt nicht borgen,
Blas' ich ein' Aria.
Und blas' ich immer frecher,
Flugs füllt sie mir den Becher,
Die Freundin aller Zecher,
Die edle Musika.

Die schlechte Welt.

Hurrah! der Wein, der Wein ist gut —
Wie schön ist doch das Leben!
Mit jedem Schlucke wächst mein Mut,
Und wächst mein edles Streben.
Auf Ehr'! ich bin für's Menschenrecht,
Was Herren und was Knechte! —
O Gott! wie wär' die Welt so schlecht,
Wenn ich an morgen dächte!

Hei! leichtes Blut und froher Sinn! —
Wie schön ist doch das Leben!
Du allerschönste Kellnerin,
Laß' einen Kuß dir geben!
Komm' her, ich bin ein feiner Hecht
Und liebe dich nach Noten —
O Gott! wie ist die Welt so schlecht!
Das Lieben ist verboten.

Noch eine Flasche, edler Wirt! —
Wie schön ist doch das Leben!
Wer viel geliebet hat dem wird
Ja vieles auch vergeben.
Nur frisch gesungen, frisch gezecht!
Und laßt den Alten sorgen —
O Gott! wie ist die Welt so schlecht!
Der Wirt will nicht mehr borgen.

Gutnacht ihr Brüder insgemein! —
Wie schön ist doch das Leben!
Zum Himmel hebt mich dieser Wein,
Ich darf, statt gehen, schweben.
Was sich das Häuservolk erfrecht!
Es tanzt ja wie besoffen —
O Gott! wie ist die Welt so schlecht!
Mein Haus ist nicht mehr offen.

He! hollah, he! Mein Herz wird schwer —
Wie schön wär' doch das Leben,
Wenn nur kein Katzenjammer wär',
Ach! und kein Weib daneben!
Ich weiß nicht mehr, was link, was recht;
He! läut' mir, lieber Wächter! —
O Gott! wie ist die Welt so schlecht!
Und täglich wird sie schlechter.

Der neue Kaiser.

Wir suchen in deutschen Treuen
Einen Kaiser für unsern Bund;
Doch ein Fürst, das möcht' uns gereuen,
Da gibt es wohl besseren Fund.
So sei's denn der Wein und der Wein,
Der soll unser Kaiser sein!

Der Wein, der ist hochgeboren
Und ist von edlem Geblüt;
Er adelt alle Thoren,
Er zeigt ein fürstlich Gemüt.
Ja der Wein und der Wein und der Wein,
Der soll unser Kaiser sein!

Seine Hoftracht ein tüchtiger Zopf ist,
Die Nationalfrisur;
Und jeder Deutsche von Kopf ist
Gleich hoffähig von Natur.
Ja der Wein und der Wein und der Wein,
Der soll unser Kaiser sein!

Die Krone, die hängt er als Wappen
An's Schenkhaus wohlgemut;
Die sechsunddreißig Kappen,
Er bringt's unter einen Hut.
Ja der Wein und der Wein und der Wein,
Der soll unser Kaiser sein!

Und mehrt er den Ruhm seiner Ahnen,
Vergießt er sein eigen Blut;
Wir schwören zu seinen Fahnen,
Und nimmt er uns Hab' und Gut.
Ja der Wein und der Wein und der Wein,
Der soll unser Kaiser sein!

Weinlied im Winter.

Zur Winterszeit ein edler Wein,
Der ſchlürft ſich ein gar wonnig;
Kaum iſt das erſte Glas hinein,
Wie wird uns ſchon ſo ſonnig!
Uns däucht, der Frühling fährt durch's Land,
Das iſt ein Blühn und Leben!
Und luſtig an der Berge Wand
Erwachen ſchon die Reben.

Kaum iſt der zweite Trunk geſchehn,
Sind ſchärfer ſchon die Sinne;
Jetzt hören wir die Quellen gehn,
Der Vögel Sang und Minne.
Was weht uns doch mit einem Mal
So lieblich um's Gemüte?
Ha! Düfte ſchickt von Berg zu Thal
Die edle Traubenblüte.

O dritter Schluck! o heil'ger Saft!
Wie unſre Herzen ſchwellen!
Wir ſpüren ſchon des Sommers Kraft
Durch's Mark der Rebe quellen.
Du Kind der Sonne, all die Glut
Die du einſt eingetrunken,
Die ſprühet ſchon durch unſer Blut
In hellen Feuerfunken.

Jetzt haben wir der Gläſer vier,
Jetzt reifen ſchon die Trauben:
Auf hohen Bergen ſitzen wir
In weinbekränzten Lauben.
Die Nacht erklingt von Jubelſang,
Die Fackeln ziehn und wallen,
Und dröhnend das Gebirg entlang
Die lauten Schüſſe knallen.

Und fünf und ſechs — wie durch die Luft
Jetzt die Raketen ſauſen!
Wie in den Keltern, ſchon voll Duft,
Die neuen Weine brauſen!
Und Glas um Glas verſickert ſchier
In unſern durſt'gen Kehlen —
Es iſt ja Herbſt, da können wir
Die Gläſer nimmer zählen.

Trinklied.

Da wir so beisammen sind,
Und die Gläser klingen,
Ei da wollen wir geschwind
Auch was Tüchtigs singen!
Trag' euch wohl ein Liedlein vor
Welches euch gefalle;
Aber, Freunde! dann im Chor
Fallt ihr ein mit Schalle.

Thut doch Manches, Klein und Groß,
Unser Herz entzücken;
Lassen wir das kecklich los,
Muß das Lied uns glücken!
Reimen macht uns keine Qual,
Darum sag' ich eben:
Was wir lieben, tausendmal
Soll das leben, leben!

Thut doch Manches, Groß und Klein,
Uns im Herzen drücken;
Mischen wir das kräftig ein,
Muß das Lied uns glücken!
Ohne einen tücht'gen Groll
Kann man auch nicht lieben,
Darum, was wir hassen, soll
Brechen und zerstieben!

Dich zuerſt, du weite Welt,
Wollen wir erheben;
Denn in deinem Herzen ſchwellt
Tauſendfaches Leben.
Deine Thäler, deine Höhn,
Ströme klar und Reben,
Felder, Wälder, Städte ſchön,
Das ſoll alles leben!

Doch bei Städten fällt uns ein,
Da gibt's ſchlimme Orte:
Kirchen, fällt kein Licht herein,
Bettler an der Pforte;
Kerker für ein freies Herz,
Riegel dran und Wachen,
Alles das, und ſei's von Erz,
Soll zuſammenkrachen!

Land! das Milch und Honig trägt,
Forſchung frei und Dichtung,
Durch des Wahnes Urwald ſchlägt
Eine weite Lichtung —
Dein, du großes Vaterland,
Denken wir jetzt alle;
Deutſches Volk und deutſches Land!
Rufen wir mit Schalle.

Doch bei Deutschland fällt uns ein
Ach! so manches Schlimme;
Und wir schaun in's Glas hinein
Recht in innrem Grimme.
Aber hier thut's Not zumeist
Daß wir kecklich sprechen;
Drum was hemmt den deutschen Geist
Das soll er zerbrechen!

Jetzt der brave Mann der treu
Etwas schafft und bauet,
Ohne Furcht und ohne Scheu
Seiner Kraft vertrauet;
Der nie Wort noch Rücken biegt,
Aufrecht in Gefahren,
Der sich nimmer duckt noch schmiegt,
Den soll Gott bewahren!

Doch den Wicht der immer schreit,
Daß die Welt so eitel,
Und voll Demut benedeit
Jeden vollen Beutel;
Der vor einem freien Wort
Läuft auf flinken Sohlen,
Und sein Joch schleppt fort und fort,
Soll der Teufel holen!

Jetzt die Mägdlein preis' ich traun!
Die wir alle lieben —
Schwarz und rot und blond und braun:
Farben, alle sieben!
Was den Mund zum Kusse gibt
Ohne vieles Zieren,
Was da treulich minnt und liebt,
Hei! das soll floriren!

Doch die Fräulein stolzgemut,
Jene klugen, herben,
Die man soll mit Geld und Gut
Statt mit Küssen werben;
Die sich zu der Thoren Qual
Zimpferlich geberden,
Ha! die sollen allzumal
Alte Jungfern werden!

Ende gut, und alles gut!
Laßt die Gläser klingen!
Wackre Burschen, junges Blut
Will ich noch besingen.
In der Jugend wohnt die Kraft
Unser schönes Streben,
Unsre edle Brüderschaft,
Das soll leben, leben!

Gesang der Toten.

Du Wandrer, der im Lichte
Ob unsern Häubtern geht,
Auf dessen Angesichte
Das rote Leben steht —
O wolle nicht vergessen
In deinem Sonnenschein
Der Toten, die indessen
Bedeckt ein kalter Stein!

Wir haben auch dort oben
Voreinst wie du gelebt,
Von all dem Drang umwoben,
Gelitten und gestrebt.
Wir haben unsre Hände,
Die fleißigen, geregt,
Eh' man in diese Wände,
Die engen, uns gelegt.

Die Wege die du wandelst,
Die haben wir geweiht;
Die Stätte wo du handelst,
Die haben wir befreit.
Wir sind in Nacht gestiegen,
Auf daß dir werde Licht;
Drum du, bei deinen Siegen,
Vergiß der Toten nicht!

Und hat, wie Königsleichen,
Der Tod uns schön geschmückt,
Den Zepter ohnegleichen
Uns in die Hand gedrückt,
Die hohe Lorbeergabe
Uns auf das Haubt gesetzt —
So lasse unsre Habe,
Du Neid'scher, unverletzt!

Und wenn, was wir errungen,
Dir klein und dürftig ist,
Nachdem du fortgedrungen
Auf unsern Schultern bist —
Bald werden Andre kommen,
Die auf die deinen stehn,
Den Berg den du erklommen,
Nur noch als Hügel sehn!

Drum lass' den Kranz der Ehre
Uns unversehrt und ganz,
Damit dir nicht versehre
Die Nachwelt deinen Kranz.
Und wandelst du dort oben,
So denk' wer dich zum Licht,
Zum Leben dich gehoben —
Vergiß der Toten nicht!

Gesang der Wasser.

Hinaus! hinaus!
Aus der Erde dunklem Haus!
Mit Ringen
Und Bäumen,
Mit Springen
Und Schäumen,
Hinaus! —
Stäub' nieder,
Von Fels zu Fels;
Und wieder,
Von Fels zu Fels;
Und munter!
Hinunter! —
Wer will mit Macht
Fesseln im Schacht
Ewiger Nacht
Unsere alten,
Freien Gewalten,
Wer will uns halten?
Ihr drohenden Quadern,
Ihr sollt uns nicht hemmen!
Wir schwellen die Adern,
Wir wälzen, wir stemmen!

Hinan!
Prall' an!
Wirbelt und ziſcht
Sprudel und Giſcht!
Steiget wie Quellen
Kochende Wellen!
Hinüber!
Vorüber!
Immer zu, immer zu,
Du glänzender Stral!
Ohne Ruh', ohne Ruh'
In's ſonnige Thal! —
Wie will es uns halten
Mit ſüßen Gewalten!
Ihr Gärten, ihr Lauben,
Ihr funkelnden Trauben,
Ihr wogenden Felder,
Ihr ſäuſelnden Wälder,
Ihr duftenden Auen
An Schlangengeſtaden,
Ihr Blumen, ihr blauen,
Die plätſchernd ſich baden,
Ihr dürft' uns nicht laden!
Ihr Marmorpaläſte
Voll klingender Feſte,
Voll ſpringender Gäſte,
Ihr Thürme voll Glocken,
Voll Orgelgeſängen,
Ihr dürft uns nicht locken
Mit ſauſenden, brauſenden
Heimiſchen Klängen!
Müſſen rauſchen und fallen,
Müſſen wandern und wallen

Ohne Rast, ohne Rast,
Mit murmelnder Hast. —
Die Ferne, sie winket
Mit bläulicher Hand;
Kommt, Wogen, und sinket
In's tiefere Land!
Ihr Berge ade!
Ihr felsigen Schluchten,
Ihr kühlenden Buchten,
Ihr Hügel ade!
Wie flachet der Strand sich!
Wie strecket das Land sich!
Die zaudernde, plaudernde,
Schleichende Welle
Will nicht von der Stelle.
Wie eben, wie stille!
Du ringender, dringender,
Mächtiger Wille!
Strebe fort, strebe fort,
Von Ort zu Ort,
Zum ewigen Port! —
Was hallet und schallet,
Was winket und blinket
Mit bräutlichem Gruß?
Welch Sehnen und Dehnen,
Welch Ahnen und Mahnen
Beflügelt den Fuß?
Wie wachsen und schwellen
Die hüpfenden Wellen,
Wie fluten sie her!
Wie kommt es geflossen,
Unendlich ergossen,
Das heilige Meer!

Wie badet und feuchtet
Im Wellengewimmel
Sich Wolke und Himmel!
Wie ſchimmert und leuchtet
Aus wogender Ferne
Der klingenden Sterne
Sich ſchwingendes Heer! —
O Luſt, o Luſt!
Mit vollem Schwall
In deine Bruſt,
Du blaues All,
Zu gießen!
Zu fließen!
Fort! fort!
Mit Klingen
Und Brauſen,
Mit Singen
Und Sauſen
Zum ewigen Port!

Balladen.

„Und immer das alte romantische Werg,
An dem ihr so lange gesponnen,
Aus dem ihr uns Sommerfäden gedrillt,
Die an der Luft zerronnen?“

So schafft nur den neuen Rocken an,
Der Freiheit, ihr klugen Knaben!
Die Mär beherrscht euch noch viel zu sehr —
Laßt uns mit Sang sie begraben.

Lorelei.

Es wallen und brausen die Wasser vorbei
Am alten Felsgesteine,
Und oben sitzt die Lorelei,
Sie blickt hinab zum Rheine.

Sie hält die Harfe in der Hand,
So sitzt sie seit vielen Jahren;
Da kommt Herr Gunther, ein schmucker Fant,
Tief unten vorbeigefahren.

Es schwillt und brennt ihr roter Mund,
Sie singt, die Zauberinne:
„Der Rhein, der Rhein ist ohne Grund,
Doch tiefer noch ist die Minne."

Ihr schwarzes Aug' gibt glühen Schein,
Sie trillert immer prächt'ger:
„Wildreißend ist der Rhein, der Rhein —
Die Liebe, die Lieb' ist mächt'ger!"

Er lauscht empor, er starrt hinan —
So helf' dir Gott, Herr Gunther!
Ein Blick, ein Schrei — da bricht der Kahn,
Da zieht ihn die Flut hinunter.

Herr Gunthers Blick in letzter Qual,
Er drang ihr tief zu Herzen;
Die Lorelei fühlt zum erstenmal
Der Liebe Schauder und Schmerzen.

In letzter Not Herr Gunthers Schrei,
Er ging ihr durch Mark und Beine;
Sie springt empor, die Lorelei,
Erschrocken daß sie weine.

Sie rauft ihr Haar, sie schlägt die Brust,
Geschüttelt vom Gift der Minne —:
„O sonnige, wonnige Liebeslust,
Nie werd' ich deiner inne!

Mein schwellender Mund ist eitel Tod,
Mein Singen ist Verderben;
Und wem mein Auge lockt und loht,
Der muß versinken und sterben.

Ich fluche dem Felsen, ich fluche dem Rhein,
Dem ewigen Wellengewimmel;
Ich fluche dem Sonn- und dem Mondenschein
Und fluche den Sternen im Himmel!

Ich fluch' auch dir, du dunkle Macht,
Du unglückselige Minne!
Den Schiffern hast du den Tod gebracht
Und mir zerwühlt die Sinne."

Es rauscht ihr Haar und ihr Gewand
In Lüften, losgebunden;
Sie stürzt sich von dem Felsenrand,
Sie ist im Rhein verschwunden.

Horch! wie's in den Wellen singt und klingt,
Ein Klagen und Liebewerben —
Das ist die Romantik, die sehnt und ringt,
Nicht leben kann und nicht sterben.

Der Waſſermann.

Was rauſcht die See, was ſchwillt die Flut,
Da rings die Wellen ſchliefen?
Es iſt der Waſſermann frechgemut,
Er ſteigt aus Meerestiefen.

Es lauſcht die Maid vom Dünenrand,
Sie flieht wie eine Hinde
Wohl über die Klippen, wohl durch den Sand,
Ihr Schleier fliegt im Winde.

Und huſch! der Waſſermann hinter ihr her —
Da ſteigen ſo jäh die Wände,
Da kann ſie nicht weiter, da kann ſie nicht mehr,
Da haſchen ſie feuchte Hände.

Er ſpricht kein Wort, nicht leis, nicht laut,
Er ſchaut ſie an ſo lange,
Er ſchaut ſie an ſo wild, ſo traut,
Als wie den Vogel die Schlange.

Er neſtelt ihr Mieder auf ſo leis,
Er löst ihr Schnallen und Spangen —:
„Keine Waſſerlilie darf ſo weiß
Wie deine Schultern prangen.“

Er ſaugt ihr durch die Haut das Blut
Mit raubfiſchwildem Gelüſte —:
„Wohl ſchwellender als des Meeres Flut
Sind die Wellen deiner Brüſte.“

„O Wassermann, schöner Wassermann!
Weh! daß du mich gefangen;
Du saugst dich an mein Leben an
Mit mächtigem Verlangen.

Du schaust mich an so tief und klar
Wie die See, die bodenlose;
Deine Stimme klingt so wunderbar
Als wie der Wellen Gekose."

Er nimmt eine Muschel breit und blank
Und badet ihr die Füße —:
„Du machst mein Herz so sehnsuchtkrank,
Du Feuerlilje, du süße!

Mir ist so kühl, mir ist so bleich,
Muß nach der Sonne darben;
Du darfst erblühn im goldnen Reich,
Mit Wangen rosenfarben.

Das ist das warme Menschenblut
Mit seinen Purpurstralen;
Mir ist als säh' ich Abendglut
In Perlenmutterschalen.

Das ist der schaffende Zaubersaft
Mit seiner Qual und Wonne,
Mit seiner göttlichen Leidenschaft,
Flammend als wie die Sonne."

„O Wassermann, schöner Wassermann!
Du ziehst so abgrundgewaltsam;
Du schmeichelst mich in deinen Bann,
Ich gleite unaufhaltsam.

Ich ſink' und ſink' als wie der Fluß
In das tiefe Meer muß ſinken;
In deinem Blick, in deinem Kuß,
Da mein' ich zu ertrinken."

Er nimmt einen Kamm ſo glatt und klar,
Mit ſchimmernden Bernſteinzinken;
Er kämmt und kämmt ihr ſeidnes Haar,
Bis ihr die Augen ſinken.

„Dort unten ſchlummerſt du wie ein Kind,
Wenn hier die Stürme toben;
Das klingt wie ein Wiegenlied ſo lind,
Wenn's braust und ſaust hier oben.

Dort winkt in Pracht des Korallengeſteins
Die Grotte zu lieblichem Ruhen;
Da liegen die Schätze blitzenden Scheins,
Sie liegen in goldenen Truhen."

„O Waſſermann, ſchöner Waſſermann!
Du ſchläferſt mich in's Verderben;
Die Jungfrau die dich liebgewann,
Ich weiß es, die muß ſterben."

Was ſchäumt das Meer und ſchlägt ſo laut
Daß die Felſen dröhnen und triefen?
Der Waſſermann mit ſeiner Braut
Verſank in Meerestiefen.

Der Untergang der Stadt Is.

I.

Der Biſchof Gwenole von Is
Zum Könige Gradlon ſprach er dies:
„Der Wein iſt Gift, das iſt gewiß!

So lang das Meer ſchlägt dieſen Strand,
Hat kein Bretone den Wein gekannt;
Weh! daß du ihn gebracht in's Land.

Nun hör' ich ſtatt Glocken- nur Becherklang,
Statt chriſtlicher Pſalmen nur Heidengeſang;
Ich profezeie den Untergang."

„Zürnt nicht, Herr Biſchof, und kommt zu Tiſche,
Dort ſtehen Haſen, Schnepfen und Fiſche,
Hier perlt im Glaſe der Wein, der friſche.

Den Trank, den ſollt ihr uns nicht verachten,
Nach dem wir ſo lange ſchmachten und trachten,
Er ward erkämpft in heißen Schlachten.

Ein Zaubertrank! heilt alle Schmerzen,
Setzt noch ein Herz uns in die Herzen,
Brennt uns die Seelen an wie Kerzen.

Wie Feuer läuft er durch Nerven und Adern
Und macht uns trotzig wie Felsenquadern —
Hei! wollen wir mit den Franken hadern!

Auch ist er ein Liebestrank wunderdünstig:
Die Weiber macht er uns hold und günstig
Und sinnenselig und liebebrünstig.

Und Reime findet er, schmuck wie Borden,
Verloren ist der Bardenorden:
Vom Wein ist Jeder ein Dichter worden."

„Ja! Wein und Weiber und Gesang,
Die Dinge gehn bei euch im Schwang;
Nur Schade: Allzuschön währt nicht lang!"

„Den Wein, Herr, sollt ihr uns nimmer schelten,
Sollt's eurem Gotte mit Beten vergelten,
Der Freude schenkte dem Lande der Kelten.

Das ist ein Saft! beim heiligen Graale!
Den reichen in blankem Goldpokale
Die Frankenpriester beim Abendmahle.

Seitdem ich sah, wie bei den Franken
Die Gläubigen sich gottselig tranken,
Hab' ich nur christliche Gedanken."

„Treib' nicht mit meinen Worten Scherz,
Gib nicht der höllischen Lust dein Herz,
Auf tolle Freude folgt bittrer Schmerz."

„Fürwahr! euch macht der Wein erboster
Als eure Mönchlein dort im Kloster,
Die tränken ihn alle Paternoster.

Und hätten sie die Mäuler verloren,
Sie schluckten, glaub' ich, mit Augen und Ohren;
Das Wasser haben sie abgeschworen."

„Das Wasser verschlingt des Schiffers Haus,
Der Wein, der richtet Schlimmres aus:
Ersäuft die Stadt mit Mann und Maus."

„Gott brach in's Leben uns fünf der Thüren:
Sehn, Hören, Riechen, Schmecken und Spüren;
Die wollen wir öffnen nach Gebühren.

Nichts ist zu mehren da, noch zu mindern,
Mit Heidenvätern und Christenkindern
Marschiren wir durch, kein Pfaff mag's hindern.

Drum, Zechgesellen, laßt die Unke!
Erfreun wir uns am Göttertrunke,
Wer Wasser trinkt, ist ein Hallunke."

„Ha! Wasser werdet ihr trinken all',
Schon hör' ich es rauschen mit Donnerschall:
Weh über dich, Is! du gehst zu Fall!"

II.

Dahüt, des Königs Töchterlein,
Sie sprang empor vom Stuhle,
Sie sprang mit Füßen wie Elfenbein,
Und hinter ihr sprang ihr Buhle.

Ihr Buhle war Herr Kalonek,
Der wollte sich nicht bekehren;
Das war ein Heide stolz und keck
Und haßte die christlichen Lehren.

Sie lachte, es flog ihr blau Gewand,
Ihr goldnes Haar in Lüften;
Er haschte sie bei der weißen Hand,
Er faßte sie um die Hüften.

Und vor des Fräuleins Kämmerlein,
Da stunden sie plötzlich beide;
Er wußte den Weg, er drang hinein,
Der gottvergessne Heide.

Er zog sie nieder auf den Schoos
Mit Küssen, Kosen und Schmeicheln;
Er streift ihr die marmornen Achseln bloß
Mit Necken, Fächeln und Streicheln.

„Dahüt! wie schimmert dein Arm so hell!
Wie glänzen so weiß dir die Brüste!
Sie wallen empor wie ein Doppelquell
Unerschöpflicher Lüste.

Mein Herz ist zu wildem Brand entfacht,
Es lodern mir alle Sinne;
Komm'! lass' uns spielen in heimlicher Nacht
Das köstliche Spiel der Minne.

Zerreisse den Gürtel und löse das Haar,
Hinweg mit Hasten und Hüllen!
O Leib wie baust du dich wunderbar!
O Weib wie prangst du in Füllen!

Ein Mann, wer die Wahrheit in Armen hält!
Ein Gott, wem die Schönheit zu Willen!
Brich aus, o Meer! und ersäufe die Welt,
Den Wonnedurst mir zu stillen!"

III.

Der König Gradlon rief im Saale:
„Den Schlaftrunk noch, Gesellen traut!
Komm', Schenk! und fülle die Pokale.

Der Bischof soll uns nicht bethören!
Greift zu! der Wein gibt süßen Traum,
Und laßt euch nicht vom Wasser stören.

Is mag sich ruhig im Meere spiegeln:
Der Brunnen der die Flut verschließt,
Er hat ein Schloß mit sieben Riegeln.

Der Schlüssel hängt an goldner Kette,
Die Kette hängt an meinem Hals
Tags auf dem Thron und Nachts im Bette.

Wird einst die See zu Wein, Gesellen,
Dann öffnen wir; indessen schreckt
Das Meer uns wie den Fisch die Wellen.

Nun gute Nacht, ihr wackern Zecher!
Stoßt an mit kräft'gem Prall, trinkt aus!"
Da klang so schrill des Königs Becher.

Still war's, verstummt Gesang und Schmausen,
Gewölke zog am Mond vorbei,
Vom Meere kam ein dumpfes Brausen.

Es war ein Wunder, da den alten
Entschlafnen König anzuschaun,
Gehüllt in seines Purpurs Falten.

Die schönen Glieder schlafergossen,
Die Schultern und das edle Haubt
Von Locken weiß wie Schnee umflossen.

Horch! barfuß kommt die lilienweiße
Dahüt, des Königs Töchterlein;
Sie schleicht zum Lager leise, leise.

Sie beugt sich vor und lauscht am Bette,
Sie kniet auf ihre beiden Knie
Und nimmt den Schlüssel sammt der Kette.

IV.

„Ihr Mönchlein! seid fröhlich allerwegen
Daß euer Kloster so hoch gelegen;
Raubvögel, Ritter und Klerisei,
Sie sind die klügsten, diese drei."

So sprach Herr Gwenole zu den Mönchen
Die bechernd saßen um ein Tönnchen —:
„Der König mit seinem ganzen Stamm
Geht unter **in Dei gloriam.**"

Da sang der Chor der Fratres dazwischen:
„Sie mögen sich alle mit Wasser erfrischen!
Doch **ceterum censeo,** Brüderlein fein,
Den Wein, den wollen wir retten, den Wein!"

„Ich profezeite den Isern lange,
Sie seien reif zum Untergange.
Das düngt ein Christenthum wundersam:
Sündfluten **in Dei gloriam.**"

Da sang der Chor der Fratres dazwischen:
„Wer kann dem Gerichte Gottes entwischen?
Doch **ceterum censeo,** Brüderlein fein,
Den Wein, den wollen wir retten, den Wein!"

„Oft drohte mir Kalonek, der tolle,
Daß er uns Alles ersäufen wolle:
Gott Vater, Gott Mutter und Gott das Lamm.
Ich sprach: **In Dei gloriam.**"

Da ſang der Chor der Fratres dazwiſchen:
„Wir wollen uns nicht in's Waſſer miſchen;
Doch ceterum censeo, Brüderlein fein,
Den Wein, den wollen wir retten, den Wein!“

„Ich ſtachelte baß des Heiden Galle
Mit Predigen in der Königshalle;
Heut' öffnet er des Meeres Damm,
Ich weiß es, in Dei gloriam.“

Da ſang der Chor der Fratres dazwiſchen:
„Wohl fünfe liegen ſchon unter den Tiſchen;
Doch ceterum censeo, Brüderlein fein,
Den Wein, den wollen wir retten, den Wein!“

„Hört, hört! wie die Waſſer ſchon ſauſen und brauſen!
Bald wird in Is die Meerflut hauſen.
Schaut! Welle auf Welle mit weißem Kamm
Springt an in Dei gloriam.“

Da ſang der Chor der Fratres dazwiſchen:
„Das Waſſer, das laſſen wir den Fiſchen;
Doch ceterum censeo, Brüderlein fein,
Den Wein, den wollen wir retten, den Wein!“

„Nun wachſen geſchäftig in Sälen und Hallen
Rotſchimmernde Säulen von Blutkorallen;
Nun ſproßt in den Gärten des Meeres Schwamm,
Und Alles in Dei gloriam.“

Da ſang der Chor der Fratres dazwiſchen:
„Jetzt mag das Meer um die Fäſſer ziſchen;
Denn ceterum censeo, Brüderlein fein,
Der Wein iſt getrunken, gerettet der Wein!“

V.

Kalonek, der Heide, stand auf dem Brunnenhaus;
Durch die offnen Schleußen brach das Meer mit Gebraus.

Er hielt Dahüt umschlungen, das wunderschöne Weib;
Sie schmiegte die weißen Arme um seinen stolzen Leib.

Heranschoß höher und höher die stürmende, thürmende Macht,
Da rief er mit gellender Stimme hinaus in die ächzende Nacht:

„Ihr kahlgeschornen Mönche! verworfen und verrucht,
Ihr falschen Christenpriester! seid verflucht, verflucht!

Ihr kamt aus den Frankenwäldern wie Wölfe im Schafsgewand,
Das Kreuz, den Pfaffenzepter, streckt ihr nun über das Land.

Ihr kniet vor einem Gotte der starb am Rabenstein,
Eßt seinen Leib im Brote und trinkt sein Blut im Wein.

Ihr kriecht um eure Tempel in hündiſcher Büßerluſt
Und ſeufzet wie die Weiber und ſchlaget euch die Bruſt.

Ihr haßt die Natur, die frohe, und ſchmäht die Leidenſchaft;
Ihr wollt zu Tode kaſteien die kecke Heidenkraft.

Nun kommt und predigt Demut, bekehrt den Freien zum Knecht —
Ihr ſollt uns nicht entmannen, das ſtarke Bretonengeſchlecht.

Ihr ſollt uns nicht verrathen dem Franken, dem gläubigen Fant;
Nun mögt ihr das Meer bekehren, habt ihr bekehrt das Land.

Nun mögt ihr ein Wunder zeigen, iſt euer Gott nicht taub,
Und kämpfen mit den Wellen, ihr Pfaffen! um euren Raub.

Du heiliges Meer ſei geſegnet! das uns vom Joch befreit;
Wir wollen als ächte Bretonen ſterben in Freudigkeit.

Wir wollen Herz am Herzen ſterben und Mund an Mund,
Dahüt! und ein Grab uns beſtellen im freien Meeresgrund."

Er ſtürzte ſich in die Fluten, in Armen das herrliche Weib;
Die Waſſer tranken gierig den wunderſüßen Leib.

VI.

„Auf! König, auf und zu Pferde!
Die Wasser kommen zu Hauf';
Das Meer verschlingt die Erde —
Wach' auf! o König, wach' auf!

Horch! wie die Wogen brüllen,
Sie spielen mit deinem Thron;
Sie steigen und gießen und füllen,
Sie kommen, sie fassen dich schon!"

Der König mit tastenden Sinnen
Greift nach der Krone im Traum;
Da reißt ihn die Flut von hinnen
Tief in den wirbelnden Schaum.

Es leuchtet durch das Dunkel
Sein weißes, wallendes Haar;
Es blitzen die Karfunkel
Seiner Krone wunderbar.

Sein Königsmantel schimmert
Durch's Wasser mit purpurnem Schein;
Herr Gradlon glüht und glimmert,
Als schwämm' er in rotem Wein.

Hintreibt er im Versinken.
Lang sah man aus dunkler Fern
Die wogende Krone blinken
Wie einen verlöschenden Stern.

VII.

Alljährlich am Cäcilientag
Hat König Gradlon viele Gäste:
Mit Zinkenschall und Trommelschlag
Strömt alles Volk zu seinem Feste.

Denn vor der Kirchen ist sein Bild
Zu Kemper, in der Stadt, zu schauen:
Ein riesig Mann mit Schwert und Schild
Und hoch zu Roß in Stein gehauen.

Er blickt hernieder ernst und stumm;
Sie rufen: „Heil dir, guter König!"
Sie schaaren sich im Kreis herum —
Dem Herren sind sie gerne fröhnig.

Die treuen Männer von Armor
Vergaßen nicht den Rebenfürsten;
Und segnend schaun zu ihm empor
Die Herzen alle, die da dürsten.

Als Mundschenk tritt der Zinkenist
Von Kemper zu dem Bild von Steine;
Die Kanne, die voll Weines ist,
Nimmt er zur Hand, und keine kleine.

Er ſteigt zum König auf das Pferd,
Bewehrt mit einem goldnen Becher;
Der tapfre Spielmann, trunkbewährt,
Verneigt ſich vor dem alten Zecher.

Die ſchönſte Krone, grünbelaubt,
Gepflückt von holden Winzerinnen,
Setzt er ihm auf ſein ſteinern Haubt
Und bind't ihm um den Hals ein Linnen.

Er ſchwenkt den Becher, ſchenkt den Wein
Und führt ihn zu des Königs Lippen;
Er lädt den Alten ziemend ein
Von ſeinem Lieblingstrank zu nippen.

Der arme Herr! die Lippen kunnt
Er nicht mehr öffnen nach Gebühren;
Und nur zu netzen ſeinen Mund,
Dafür wird ſich kein Gradlon rühren.

Starr ſitzt er — ach! und trank ſo gern!
Doch iſt er heut' zum Glück ſelbander.
Der Mundſchenk ſpricht: „Bekomm's dem Herrn!"
Der bringt die Zähne auseinander.

Er trinkt mit Pflichtgefühl und Mut,
Sei's nun vom Alten oder Neuen;
Was er zu Gradlons Ehren thut,
Das kann ja keinen Spielmann reuen.

Er ſchenkt, bis daß der Humpen leer,
Er ſchwingt den Becher ob der Menge
Und ruft: „Der König trinkt nicht mehr!"
Und wirft den goldnen in's Gedränge.

Dann schaut er stolz umher und spricht:
„Was soll dem Spielmann leer Gefässe?
Das ist der Fürsten erste Pflicht,
Für Wein zu sorgen und für Späße.

Fürst Gradlon, der ein Winzer war,
Wie Noah und wie Charlemagne,
Er sei gepriesen immerdar,
Der Wein-Gambrinus der Bretagne!"

Und der euch sang dies Lied von Is,
Trinkt selber gern von edlem Gewächse;
Er sang's in der guten Stadt Paris
Eintausend achthundert fünfzig und sechse.

Er ist ein fahrender Zinkenist,
Und läßt betrübt den Becher sinken —
Daß Gradlon, der Edle, ertrunken ist,
Und daß die Gwenole nicht ertrinken.

Don Sancho.

I.

Sie kniete so licht im dunkeln Chor,
Gebeugt von Herzensnöten;
Sie neigte sich zu des Priesters Ohr
Und sprach mit holdem Erröten:

„Herr Bischof! ich habe nicht Rast noch Ruh',
Ich habe mich schwer versündigt;
Herr Bischof! macht die Augen zu,
Bis ich den Fehl euch verkündigt.

Die Nacht war süß und wunderbar,
Der Garten so heimlich stille;
Die Sterne glänzten so mild und klar,
Als wäre mein Glück ihr Wille.

Im Lorbeerwäldchen die Nachtigall,
Sie sang so liebegirrend;
Und in den Beeten die Rosen all,
Sie rochen so sinnverwirrend.

Vom Schlosse klang, bald leis, bald laut,
Das Spiel von Harfnern und Geigern —
Don Sancho bat so lieb und traut,
Ich konnt' ihm nichts verweigern.

Er küßte mich mit Fieberglut,
Er nannte mich sein Leben,
Er bat so sanft, er bat so gut —
Da hab' ich ihm alles gegeben!"

„Mein Kind! wir sündigen allzumal,
Da schützt kein Rang noch Titel;
Doch hat die Kirche reiche Wahl
Heilkräftiger Gnadenmittel.

Don Sancho ist der böse Feind,
Du mußt dich von ihm befreien
Durch Buß' und Reue treugemeint,
Durch Fasten und Kasteien."

„O Herr! mein Herz ist gar verstockt,
Das hüpft und klopft und klingelt!
Ach! wenn er mir nur mit Augen lockt,
Hält mich die Lust umringelt.

Es brennt sein Kuß wie feurige Loh',
Und brennt durch all mein Denken;
O hätt' ich mein Herz noch, wie wär' ich froh!
Ich könnt' es ihm noch einmal schenken.

Herr Bischof! wie geh ich aus der Schuld?
Sie will mich nicht gereuen;
Es mag mich keine Himmelshuld
Wie meine Sünde freuen.

O betet mit aller Klerisei,
Mein Herz liegt sehr im Argen!"
„Prinzessin! ich will mit Litanei
Und mit Gebet nicht kargen.

Doch les' ich Messe den ganzen Tag
Mit allen meinen Pfaffen —
Was du verloren, mein Kind, das mag
Kein Heil'ger dir wieder schaffen."

II.

Des Fräuleins ſchönſte Kammerfrau,
Sie ſaß auf des Königs Schooſe;
Sie lächelte zärtlich, ſie blinzte ſchlau,
Sie ſprach mit ſüßem Gekoſe:

„Nicht länger, königliches Lieb!
Darf ich die Mär verſchweigen —
Allnächtlich ſeh' ich den ſchlimmſten Dieb
In deinen Garten ſteigen.

Er macht ſein Liebesneſt gar fein,
Auf deinem Königsthrone —
Don Sancho beſtiehlt dein Töchterlein
Um ihre ſchönſte Krone."

Der König trat auf den Söller vor,
Er zitterte vor Grimme;
Er beugte ſich nieder mit lauſchendem Ohr,
Da ſprach Don Sancho's Stimme:

„O Glück! du biſt wie Gold ſo ſchwer,
Kaum kann ein Herz dich tragen;
O Herz! du brandeſt wie ein Meer
Und darfſt nicht überſchlagen.

Ihr Sterne mit ſegnendem Liebesſchein!
Euch ſag' ich's ganz alleine:
Des Königs holdſeliges Töchterlein,
Sie iſt die Meine, die Meine!"

Da rief der König: „Wir Sterne sind
Erbaut von dieser Kunde;
Wir sagen dir Dank, o Edelkind!
Aus eines Königs Munde.

Doch wisse, ist einem Herzen vergunnt
Das Höchste zu erwerben,
So kann es nicht leben, es muß zur Stund'
An seinem Glücke sterben."

Da lief Don Sancho, jäh erwacht,
Zum Thurn mit ehrnen Thoren;
Der glänzte marmorn durch die Nacht,
Er stammte von den Mohren.

Don Sancho verschloß das feste Haus,
Er war in des Fräuleins Gemächern;
Er schaute trotzig zum Fenster heraus,
Hoch über allen Dächern.

Er rief hinunter wohlgemut:
„Hier bin ich für heute geborgen!
Herr König! ich zahle mit meinem Blut,
Doch bleib' ich dein Schuldner bis morgen."

Das bleiche Königstöchterlein,
Herrn Sancho thät sie umschlingen —:
„O Gott! ist denn mein Herz von Stein,
Daß es nicht will zerspringen?"

„Lieb Herze! klein ist unsre Weil,
So große Lust zu büßen —
Zu Häubten liegt mir das Henkerbeil,
Die Totenbahr steht mir zu Füßen.

Lieb Herze! keine Zeit ist mein,
Die wir verweinen dürfen;
Wir müssen eilig den letzten Wein
Aus brechendem Becher schlürfen.

Die Rosen unsrer Liebeslust,
Die flattern entsetzt vom Stengel —
Komm', küss' mir das Leben aus der Brust,
Du lieber Todesengel!

Vor deinem Hauch, du süße Braut!
Verschwinden alle Sorgen;
Will ruhn als wie ein Kindlein traut
An deiner Brust geborgen.

Will ruhn in deinem blühenden Schoos,
Von herrlicher Minne trunken,
Bis über uns unter uns bodenlos
Leben und Sterben versunken."

III.

Der Wächter an der Zinne lag,
Er sang herab mit Schrecken:
„O weh! o weh! es kommt der Tag,
Ich kann ihn nicht verstecken."

An's Fenster schlich der Morgenschein
So leis in bleicher Trauer —
Da lief Herrn Sancho durch Mark und Bein
Ein jäher Todesschauer.

Er küßte sein Lieb und sprach: „Gott grüß'!
Du Tag, du Leichenbitter!
O Gott! was ist die Liebe so süß,
Und der Tod, der Tod so bitter!"

Er preßte sie heftig in den Arm
Und sprang empor vom Pfühle —:
„O Gott! wie ist das Leben so warm,
Und das Grab, das Grab so kühle!"

Don Sancho schritt von dannen schnell
Durch schwarzverhängte Hallen;
Er sprach zum König: „Ich bin zur Stell',
Mein Leben ist dir verfallen.

Doch wisse, mich reut kein Gruß, kein Blick,
Das wirst du dulden müssen;
Ich preise selig mein Geschick
Das untergeht in Küssen.

Und wird der schöne Liebestraum
In meinem Blut gerochen,
So hab' ich doch vom fürstlichen Baum
Verbotne Frucht gebrochen.

Hier ist mein Haubt, mein Nacken ist bloß,
Mein rotes Blut, nun rinne!
Verströme du jauchzend in den Schoos
Der freien, der ewigen Minne!"

Das Schloß am Rhein.

Schaut des Königs Kind aus hohem Zwinger,
Träumt hernieder, und vom weißen Finger
Fällt ein Ringlein in den Rhein —:
„Weh, mein Weh! ach könntest du versinken
Wie der Ring, im tiefen Strom ertrinken!
Goldne Krone, Demantstein
Prangt so stolz — Herz, lass' dein Lieben sein!"

Kommt der schöne Schiffer durch die Wogen,
Ist sein Herz gar schnell emporgeflogen,
Wie zum Nest ein Vögelein —:
„Ach wie fern du stehst auf schroffer Zinne,
Holde, die ich tief im Herzen minne!
Goldne Krone, Demantstein
Prangt so stolz — Herz, lass' dein Lieben sein!"

Lauscht der König in der kühlen Halle —:
„Das ist nicht das Lied der Nachtigalle,
Was da girrt im Mondenschein."
Bolz und Bogen fasst er, scharf und erzen,
Jagt den Pfeil dem Knaben tief zu Herzen —:
„Goldne Krone, Demantstein
Prangt so stolz — Herz, lass' dein Lieben sein!"

Seufzt der Knabe: „Holde, dich erwerben
Durft' ich nicht, doch dir zu Füßen sterben
Darf ich und dein eigen sein."
Langsam sinkt er in die Fluten nieder,
Leis' verklingt das letzte seiner Lieder:
„Goldne Krone, Demantstein
Bricht mein Herz — Ade, gedenke mein!"

Klagt die Jungfrau: „Weh euch, öde Hallen!
Wo in goldne Becher Thränen fallen,
Und ein Purpur deckt die Pein.
Trink' mein Weh, o Rhein! in frommen Fluten
Eine mich dem Jünglinge, dem guten.
Goldne Krone, Demantstein
Fahret hin — nun darf ich bei ihm sein!"

Spricht der König drauf mit bleichem Munde:
„All mein Reich liegt dort im feuchten Grunde,
Und mein Väterthron stürzt ein.
In den Strom werf' ich die Herrscherbinde,
Alles weih' ich meinem holden Kinde:
Goldne Krone, Demantstein." —
Und nun, alter König, stirb allein!

Nachtwachen.

Was raunt in der Königin Schlafgemach?
Da ist der schöne Page wach,
Er spricht mit frohem Sinne:
„Wie lieg' ich hier so weich und warm,
Mit einem Königreich im Arm,
O Königinne!

Ich hab' ein Land, das Land ist klein,
Ich schließ' es mit zwei Händen ein,
Zwei Röslein blühn darinne;
Doch trägt kein Erdreich größre Lust
Als deine weiße, wallende Brust,
O Königinne!

Mein Schloß ist nur ein winzig Thor,
Mit Lippen steh' ich wach davor,
Mit roten Pagen der Minne;
Doch kein Palast im Erdenrund
Ist lieblich wie dein glüher Mund,
O Königinne!

Mein Thron, an süßen Gnaden reich,
Er macht den Bettler dem König gleich,
Das ward ich selig inne;
Kein Sitz der Welt macht sorgenlos
Gleichwie dein junger, schwellender Schoos,
O Königinne!“

Was raunt in des alten Königs Gemach?
Da ist der garstige Henker wach,
Er schleicht wie eine Spinne:
O Page! du trägst dein Sterbekleid;
Wie thut mir dein junges Leben leid,
O Königinne!

Herr Brian.

Herr Brian kam vom Krieg nach Haus,
Er sah gar bleich und traurig aus.

„Frau Mutter! ich wünsch' euch guten Tag;
Sagt, wo Frau Elinor bleiben mag."

„Dein Weib ging vor neun Monden aus
Und kam gar traurig und bleich nach Haus.

Sie kann nicht kommen — so geschwind;
Sie schläft und sie — gebar ein Kind!"

„Frau Mutter! so schlagt ein Bett mir auf
Und deckt ein weißes Leilach drauf.

Und schlagt es auf im untern Raum,
Sonst hört mich Frau Elinor im Traum."

Und als die Morgenglocke rief,
Da schlief Herr Brian gar tief, gar tief.

Und als die Morgenstunde schlug,
Da wachte Frau Elinor auf und frug:

„Lieb Mutter! was geht im Hauſe vor?
Ich höre weinen unten am Thor."

„Sei ruhig, mein Herz, und ſchlummre fort,
Des Thorwarts Kinder ſpielen dort."

„Ich ſchliefe gern, ich ſchliefe wohl —
Was hämmert aber ſo dumpf und hohl?"

„Das werden die Zimmerleute ſein,
Sie nageln einen neuen Schrein."

„O Mutter! ſag' mir, was iſt geſchehn
Daß alle Glocken klagend gehn?"

„Die Glocken gehen mit luſtigem Schlag,
Es iſt heut Sankt Johannistag."

„Horch Mutter! das kommt wie Totengeſang
So ſchaurig den Kirchhofweg entlang."

„Das iſt die Wallfahrt, mein Töchterlein,
Sie zieht um's Haus im Sonnenſchein."

„Sag' Mutter! und haſt du nicht Weh noch Leid,
„Was birgſt du denn da für ein trauriges Kleid?"

„Mein Kind! die Sitte kam in's Land
Zu tragen langes, ſchwarzes Gewand."

„Und wenn du Alles in Wohlfahrt meinſt,
Wie kommt es daß du heimlich weinſt?“

„O Tochter! ich berg' es nicht länger mehr,
Die Glocken klagen und klagen ſehr.

Herr Brian kam nach Hauſe zu Nacht
Und iſt des Morgens nicht mehr erwacht.“

„Mein Mütterlein! eh' das Begräbniß beginnt,
Geh' du zum Totengräber geſchwind.

Er mache Platz für zwei zuvor:
Für Brian und für Elinor.

Er mache Platz genug für drei:
Mein kleines Kind ſei auch dabei.“

Der Reiter.

Es reitet ein Reiter vor Liebchens Haus
Und bläst in sein Horn — Trarah!
Feins Liebchen, so schau doch zum Fenster heraus!
Dein Schatz ist ja wieder da —
Trarah!
Dein Schatz ist ja wieder da.

Was ist denn da oben für Saus und für Braus
Mit Sang und mit Klang? — Trarah!
Feins Liebchen hält ja heut' Hochzeitschmaus,
Viel lustige Gäste sind da —
Trarah!
Viel lustige Gäste sind da.

Ein lustiger Gast, und das bin ich nicht,
Doch blas' ich ein Lied — Trarah!
Schöne Braut! wie wird so bleich dein Gesicht!
Deine Augen, die weinen ja —
Trarah!
Deine Augen, die weinen ja.

Schöne Braut! wie klopft dein Herz so sehr!
Wenn das Horn erklingt — Trarah!
Schöne Braut! wie wird dein Haubt so schwer!
Deine Augen, die schließen sich ja —
Trarah!
Deine Augen, die schließen sich ja.

Und vom Stuhle sinket die bleiche Braut,
Wie tönet das Horn — Trarah!
Wie zum Gericht, so gewaltig und laut;
Horch! ferner und ferner verhallt's — Trarah!
Trarah!
Den Reiter kein Auge mehr sah.

Die Sonne ist untergegangen.

Es geht die Maid mit Weinen
Wohl an dem Strande her —
Die Sonne ist untergegangen
Im tiefen, tiefen Meer.

Mein Tag, der ist versunken
Auf Nimmerwiederkehr —
Die Sonne ist untergegangen
Im tiefen, tiefen Meer.

Mein Lieb ist mir gestorben,
Das klag' ich dem Sternenheer —
Die Sonne ist untergegangen
Im tiefen, tiefen Meer.

Mein Lieb! wie kannst du sterben?
Ich liebte dich doch so sehr —
Die Sonne ist untergegangen
Im tiefen, tiefen Meer.

Brauch' keinen Stein zum Sinken,
Mein Herz ist ja so schwer —
Die Sonne ist untergegangen
Im tiefen, tiefen Meer.

Ade! ihr Schwestern alle!
Ihr seht mich nimmermehr —
Die Sonne ist untergegangen
Im tiefen, tiefen Meer.

Die Totengräber.

„Ihr Totengräber! beim Ulmenbaum,
Was ſchaufelt ihr für tiefen Raum?“

„Wir baun ein Haus mit dem Grabeſcheit,
Wird ſechs Schuh lang und drei Schuh breit.

Nur ſechs Schuh lang, nur drei Schuh breit,
Und iſt ein Haus für die Ewigkeit.“

„Und iſt es gebaut, wer zieht hier ein?
Dies Haus iſt für mein Leid zu klein.“

„Das größte Leid hat Platz im Grab,
Wir ſenken dein bleiches Lieb hinab.“

„Und ſenkt ihr mein bleiches Lieb hinein,
So komm' ich früh beim Morgenſchein.

So komm' ich alltag beim Morgenglanz
Mit einem friſchen Roſenkranz.

Und einsmals wird der Tag aufgehn,
Da werdet ihr keinen Kranz mehr sehn.

Dann holet eure Schaufeln schnell,
Grabt noch ein Grab an dieser Stell'."

„Und graben wir noch ein Grab zur Stell',
Wer soll sie schmücken mit Rosen hell?

Wer soll sie schmücken mit Rosen rot,
Wenn alle lieben Herzen tot?"

Das stolze Mägdelein.

Es war ein junges Mägdelein,
Das war so stolz, das war so fein —
„Mach' auf, du Allerschönste!
Mach' auf und laß' mich ein."

„Geh' du nur heim in guter Ruh'
Und schone deine Strümpf' und Schuh',
Zu mir herein kommt Keiner,
Mein Riegel, der bleibt zu."

Da sprach der Knab' in seinem Zorn:
„Wohl jede Ros' hat ihren Dorn;
Doch kommt der rechte Schnitter,
So ist sie doch verlorn."

Und horch! und horch! um Mitternacht
Da klopft es an ihr Fenster sacht;
Es klopft mit beinerm Finger,
Das Mägdlein ist erwacht.

Und draußen vor dem Fensterlein,
Da klippt's und klappt's im Mondenschein.
„Du beinerner Geselle!
Dich laß' ich nimmer ein."

Da grinst und lacht der dürre Fant,
Er schreitet mitten durch die Wand —:
„Mich hält nicht Schloß noch Riegel.“
Er nimmt sie bei der Hand.

„Du Mägdelein von stolzer Art,
Daß du dein Kränzlein mir gespart,
Das ist recht schön, du Feine!
Ich lieb' die Blümlein zart.“

Gutnacht, Gutnacht, o Mägdlein fein!
Schlaf' wohl, schlaf' wohl im Brautbett dein!
Es wird dir Keiner klopfen
An deinem Kämmerlein.

Jungfer Zimpferlich.

Es war im Blumengarten
An einem Maien klar,
Da ging die Jungfrau Zimpferlich,
Ju ja Zimpferlich,
Den werten Kranz im Haar.

Da kamen drei flinke Reiter,
Sie hielten die Rößlein an,
Sie grüßten gar minnig die schöne Maid,
Ju ja schöne Maid,
Die Ritter wohlgethan.

Der Erste sprach: „Du Feine!
Gib mir ein Läublein nur
Von deinem grünen Jungfernkranz,
Ju ja Jungfernkranz,
Um diese Perlenschnur."

„Herr Ritter mit silbernen Locken!
Ich liebe nicht Reif und Schnee;
Denn weißes Haar und Jungfernkranz,
Ju ja Jungfernkranz,
Stimmt wie Juhe! und Oweh!"

Der Zweite sprach: „Du Holde!
Gib mir ein Knösplein klein
Von deinem Kränzlein rosenrot,
Ju ja rosenrot,
Um diesen Edelstein."

„Herr Ritter mit ſchwarzer Wolle!
Ihr tragt mir zu wirren Buſch;
Denn krauſes Haar und krauſer Sinn,
Ju ja krauſer Sinn,
Da geht die Lieb' huſch, huſch!"

Der Dritte ſprach: „Du Süße!
Gib mir den vollen Kranz,
Und nimm dafür den Ring zum Pfand,
Ju ja Ring zum Pfand,
Und nimm dafür mich ganz."

„Herr Ritter mit goldnem Vließe!
Eure Farb' iſt mir zu bunt;
Denn rotes Haar und Erlenholz,
Ju ja Erlenholz,
Die wachſen auf ſchlechtem Grund."

Die Reiter flogen weiter,
Es flog des Sommers Glanz;
Es kam die gelbe Herbſteszeit,
Ju ja Herbſteszeit,
Da welkete ihr Kranz.

Sie trug ihn allerwegen
Mit Silber und rotem Gold;
Doch kam zu Roſſe Keiner mehr,
Ju ja Keiner mehr,
Der's Kränzlein haben wollt'.

Mit dem verblühten krönte
Sich da der dürre Tod;
Der hatte kein Häärlein auf dem Kopf,
Ju ja auf dem Kopf,
Nicht weiß, noch ſchwarz, noch rot.

Der Kleine.

Es ging einmal im Walde
Ein Männlein winzig klein,
Da ſah es alſobalde,
Ja ja balde,
Ein ſchönes Mägdelein.

„So grüß' dich Gott, du Feine!
So reich' mir deine Hand;
Gib mir du ſüße Meine,
Ja ja Meine,
Gib mir dein Herz zum Pfand.“

„Geh' mach' mir keine Faxen
Und keine Narrethei,
Du mußt zuvor noch wachſen,
Ja ja wachſen,
Iß noch ein Jährlein Brei.

Du wirſt die Ruthe kriegen,
Läufſt du nicht heim geſchwind;
Gehörſt noch in die Wiegen,
Ja ja Wiegen,
Du kleines Wickelkind!“

„Du Schlimme haſt gelogen,
Das iſt zu deinem Leid;
Ich trag' wohl einen Bogen,
Ja ja Bogen,
Statt einem Wickelkleid.

Ich hab' wohl ſpitze Pfeile,
Die treffen, warte nur!
Es reut dich eine Weile,
Ja ja Weile,
Ich bin der Knab' Amur."

Er zielte mit dem Bolze,
Er ſchoß ſie mitten in's Herz:
„Jetzt mußt du leiden, Stolze,
Ja ja Stolze,
Jetzt mußt du leiden Schmerz."

Die Maid hub an zu weinen,
Ihr Herz that bange Schläg'.
Weiß Gott! es ſind die Kleinen,
Ja ja Kleinen,
Die Schlimmſten alleweg.

Liebesgänge.

In der schönen Zeit der Liebe,
Wo die Rosen duftend glühen,
Wo die Nachtigallen schlagen,
Zog der Sänger zum Altane.

Am Altane seiner Dame
Sang er, was er lang verschwiegen;
Wolken flogen himmelüber,
Ueber seine Seele Wolken —:

„Spät wandl' ich her durch finstre Gassen,
Um mich und in mir düstre Nacht;
Es liegt die Welt so gar verlassen,
Die Sterne schlafen auf der Wacht.

Da steht dein dunkles Haus und schweiget,
Verhüllt mein Glück und Weh zugleich;
Nur auf der Töne Leiter steiget
Der Sänger in dein Schlummerreich.

Ich lausch' empor und lausche wieder,
Und schau' hinauf an dein Gemach;
Da rauscht kein Gruß vom Söller nieder,
Kein Lichtlein ist am Fenster wach.

Mein thöricht Herz erklopft mit Beben,
Derweil du schläfst auf weichem Flaum;
O lass' dich küssen, süßes Leben —
Von meinem Hauche nur im Traum!"

Und er harrte lange, lange,
Ob sich Helles niederneige;
Doch kein Vorhang hob sich leise,
Und kein Fenster schob sich klirrend.

Trotzig war das Haus zu schauen
Und unnahbar, wie ein Riese
Der die lieblichste Prinzessin
Hält in sichrer Hut verschlossen.

Also durch die Sommernächte
Zog der Sänger liebewerbend;
Als im Herbst die Blätter fielen,
Sang er diese Trauerweise:

„Ich bin müd! — müd, wie der Baum
Der sein Laub zur Erde sendet;
Ich bin müd! — müd, wie die Blüt'
Die ihr Licht nach Innen wendet.

Ich bin müd! — die Liebe liegt
Tot in meines Herzens Bahre;
Ich bin müd! — du Erde auf!
Daß der Sarg zur Grube fahre.

Ich bin müd! — Bestatter Herbst!
Läute deine Totenglocken!
Schüttle, wie dem Baume dort,
Schüttle mir vom Haubt die Locken!

Trag' nicht durch die weite Welt
Deine alte Klaggeberde
Des Vergehns; komm', ich bin müd! —
Gib erst mich der stillen Erde!"

Und er lauschte, hoffend, zagend,
Ob sich Helles niederneige;
Da verschob sich leis der Vorhang,
Und erklirrend ging das Fenster.

Eine weiße Hand ward sichtbar,
Eine Rose warf sie nieder
Auf das frühe Grab des Sängers,
Der in Liebe sich verblutet.

Doch der Sänger war ein Kluger,
Ist aus Liebe nicht gestorben,
Hat in stiller Klause neuen
Liebes-, Liedespfeil gewetzet.

Als die Winterstürme tobten,
Ward es Lenz in seinem Herzen;
Am Altane seiner Schönen
Sang er mutig neue Gluten:

„O dürft' ich nahen dir einmal
Mit Liebe, statt mit Liebeszeichen!
Dein süßer Mund ist ein Pokal,
Dem durst'gen Sänger Trost zu reichen.

Dein Aug', ein Wunder, schwimmt und loht,
Kein Auge mag es je ergründen;
Der Liebe liebliches Gebot
Will es wie ein Profet verkünden.

Dein Busen woget wonnebang,
Gehoben wie von innerm Schauer;
Da webt mit flüsterndem Gesang
Des Lebens Sehnen, Lust und Trauer.

Und deine Arme, holdes Weib!
Ein Himmelsthor, wem sie erschlossen!
Und über deinen jungen Leib
Der Schönheit Segen ausgegossen!

O nimm mich auf an deine Brust!
Ganz in dein tiefgeheimstes Leben!
Daß ich der Schöpfung höchste Lust
Durch deine Adern spüre streben.

O lass' mich stürzen, wie in's Meer,
In's Unermessne deiner Sinne!
Bis alles Dasein um uns her
Versunken ist im All der Minne."

Und er spähte, wünschend, bangend;
Schnell erglänzte Regung oben,
Eilig wehend flog der Vorhang,
Weitaufklirrend ging das Fenster.

Eine weiße Hand ward sichtbar,
Wie der Mond aus dunkler Wolke,
Und sie winkte mit dem Finger;
Starr vor Wonne stand der Sänger.

Doch das Haus, wie umgewandelt,
Bot als Leiter die Altane,
Lächelnd wie ein loser Diener
Der den Herrn zum Liebchen hebet.

Und im Dunkeln schwand der Sänger.
Was dort Heimlichs ward gesponnen,
Weiß die kluge Nacht alleine,
Nie hat er's dem Lied vertrauet.

Als er Morgens heimgekehret,
Frohen Auges, sel'gen Herzens,
Da verbrannt' er alle Lieder,
Nur das Eine ließ er leben.

Der Kranz.

Es wollt' ein Mägdlein gehn zum Tanz,
Da ging sie erst zum Walde,
Zu pflücken einen Rosenkranz;
Eine Rose fand sie balde.

„Ach! Rose lieb in deinem Glanz,
Wie muß ich dich bedauern!
Deine Blümlein pflück' ich mir zum Kranz,
Das siehst du wohl mit Trauern."

„Und nimmst du mir die Blümlein ganz,
So blüh' ich immer wieder;
Verliert ein Mägdlein ihren Kranz,
Den find't sie nimmer wieder."

Der Trommler.

Der kleine Trommler zog voraus —
Ridibum!
Wohl in den Krieg, wohl in den Strauß.
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

Und als er kam vor des Königs ſein Haus —
Ridibum!
Des Königs Töchterlein ſchaute heraus.
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

„Herr König! dein Mädel iſt ſchmuck und jung —
Ridibum!
Die wär' mir zum Weibe gut genung."
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

„Mein Sohn! du trommelſt wie ein Rieſ' —
Ridibum!
Doch iſt dein Fell kein goldnes Vließ."
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

„Sind aber tauſend Soldaten mein —
Ridibum!
Marſchiren alle hinter mir drein —
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

Marschiren durch die weite Welt —
Ridibum!
Und nehmen was uns wohlgefällt."
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

„So komm' und frag' ein andermal —
Ridibum!
Du hast das Zeug zum General."
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

„Herr König! und bin ich Offizier —
Ridibum!
So such' ich eine Schönre mir."
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

Der Geiger von Oppenau.

Zu Oppenau war ein Geiger,
Der luſtigſte Geiger im Land,
Hat alle Wirtshauszeiger
Auf zwanzig Meilen gekannt.

Wo ſeine Fiedel geklungen,
Da konnte kein Fuß mehr ſtehn,
Da ſprangen die Alten und Jungen,
Die Stube fing an zu drehn.

Wann ihm das Schweben und Schwingen
Im Herzen gar wohl gefiel,
Dann hub er an zu ſingen,
Zu jauchzen mitten im Spiel:

„O Handwerk ſondergleichen
Das die edle Fiedel ſtreicht!
Da müſſen die Sorgen weichen,
Die Herzen, die werden leicht —
Juhe!
Die Herzen, die werden leicht.

Ich weiß von keiner Plage,
Mein Weib von keiner Not;
In meinem Kalender die Tage,
Die Tage sind alle rot —
Juhe!
Die Tage sind alle rot.

Mein Weib ist wie die Fiedel:
Gestimmt bei Tag und Nacht;
Sie ist mein fröhlichstes Liedel,
Weist Zähne nur, wenn sie lacht —
Juhe!
Die Zähne nur, wenn sie lacht.

Drei Nächte hab' ich den Reigen
Geführt im Hochzeithaus;
Nun will ich zur Ruh' euch geigen:
Zuletzt geht alles aus —
O weh!
Zuletzt geht alles aus."

Da zog er heim vom Schmause,
Das war sein schwarzer Tag:
Sein Weib war nicht zu Hause,
Sein Weib im Sarge lag.

Der Sarg kam schon gefahren
Zum letzten Ruheort;
Da satzte sich auf die Bahren
Der Geiger und sprach kein Wort.

Da ſpielt' er alſo ſüße
Walzer auf ſeiner Truh' —
Zu hüpfen begannen die Füße,
Die Augen weinten dazu.

Da ſpielt' er ſo gewaltſam
Dem Trauerzug voraus —
Der tanzte unaufhaltſam
Den Kirchhofweg hinaus.

„Müßt nicht ſo finſter ſchauen,
Herr Pfarre! zu dieſem Reih'n;
Das ſoll meiner lieben Frauen
Ehrenbegängniß ſein.

Wer fröhlich des Weges gekommen,
Dem gönnet ein fröhliches End' —
So heißt, ihr Leute, der frommen
Geigerin Teſtament.

Nun hat ſie gefreit der eine,
Der große Fiedelmann,
Der alle Sorgen alleine
Für immer vergeigen kann."

Hier liegt ein Spielmann begraben.

Kommt Einer von einem guten Glas
Und ſtolpert wo im langen Gras,
Sagt man im Lande Schwaben:
„Hier liegt ein Spielmann begraben.“

Geht ſolch ein Wort in Volkes Mund,
So hat es einen guten Grund;
Und wollt ihr mich ſchön drum fragen,
Will ich die Mär' euch ſagen.

Es war ein ſchwäbiſches Geigerlein,
Das fiedelte brav jahraus, jahrein,
Und hörte nur auf zu hetzen,
Um ſeine Gurgel zu netzen.

Ihm däucht', wär' nicht ſein Kling und Klang,
Die ganze Welt käm' aus dem Gang.
Nichts war ihm wie lahme Glieder
Und trockner Mund zuwider.

Doch als die letzte Oelung kam,
Der Doktor ihm das Weinglas nahm,
Der Pfarrer nahm ihm die Geige,
Daß er bete, ſterb' und ſchweige.

Herr! was den Geiger das verdroß!
Und vollends in dem Grabesſchoos,
Wo alle Glieder ſtocken,
Da war's ihm viel zu trocken.

Solch Spielmann ist ein arger Wicht,
Der Tod selbst macht ganz tot ihn nicht;
Und in der engen Truhe
Gab der Geiger noch keine Ruhe.

Und kamst du mit ruhigem Schritt einher,
Erwachte der Zorn des Geigers sehr;
Er zupfte dich mit den Krallen,
Da galt's hüpfen oder fallen.

Und kamst du von einem edlen Naß,
Erwachte der Neid des Geigers baß;
Er zog dich an den Füßen,
Dich um den Wein zu büßen.

Der Geiger gab es vor Zeiten mehr;
Doch die heutigen han keine Spielmannsehr':
Wollen wohl das Glas noch führen,
Doch nimmer den Bogen rühren.

Die fiedeln nicht mehr von Herzen ganz,
Der kürzste ist ihnen der liebste Tanz;
Nichts ist ihnen so zuwider
Wie unermüdliche Glieder.

Drum sind ihre Gräber jetzt ohne Gefahr;
Doch stolperst du wo und purzelst gar,
So sagt man noch heute in Schwaben:
„Hier liegt ein Spielmann begraben."

Der rote Hahn.

Die Fahnen ſchrillen, es pfeift der Sturm,
Der braune Hauptmann ſitzt im Thurm.
Sie wollen ihn hängen die nächſte Nacht,
Doch der Zigeuner ſingt und lacht:
„Kikeréküh! du roter Hahn!

Ihr ſollt mir nicht krümmen ein Haar zu Leid,
Ihr ſollt mir nicht rühren ein' Falt' am Kleid;
Ich ſetz' euch den Rath und den Henker in Ruh',
Verbrenn' euch den Strick und den Galgen dazu:
Kikéréküh! du roter Hahn!

Auf Häuſer ſtolz und auf Giebel gäh
Hui! ſchwing' dich hinan, hinauf und kräh'!
Mit Flügeln ſchlag' einen glühenden Reif,
Die Dächer peitſch' mit feurigem Schweif:
Kikéréküh! du roter Hahn!"

Da klettert die Flamme durch Thür und Thor
An allen vier Ecken der Stadt empor;
Die Glocken heulen von Thurm zu Thurm,
Der kecke Zigeuner kräht in den Sturm:
„Kikéréküh! du roter Hahn!

Willkommen du lieber, feuriger Gast!
Der hoch in den Lüften schwelgt und praßt;
Du bist dem Zigeuner freundlich gesellt,
Wir jauchzen allbeid' so frei durch die Welt:
Kikereküh! du roter Hahn!"

Und Giebel um Giebel fällt und kracht,
Es flieht der Rath, es flieht die Wacht;
Bald wird der Thurm des Feuers Raub,
Da macht der Zigeuner sich aus dem Staub' —:
„Kikereküh! du roter Hahn!"

Und als er war durch's brennende Thor,
Steht er noch einmal still davor —:
„Du Brut! das war mein Henkerschmaus,
Jetzt bau' dir neu dein Schneckenhaus:
Kikereküh! du roter Hahn!"

Die Frau von Altdorf.

Zu Altdorf war ein ſtolzes Weib,
In Sammet ging ihr ſchöner Leib;
Sie ſaß im hohen Saale,
Und Becherklang und Jubelruf,
Die wälzten ſich zu Thale.

Doch horch! wer pocht und klopft am Thor?
Die Frau von Altdorf trat hervor —:
„Wer hat mich angerufen?“
Drei Kinder und ein Bettelweib,
Die ſaßen auf den Stufen.

„Brot meinen Kindern!“ — „Weg die Brut!
Ha! muß ob euch ein adlich Blut
Vom Feſte niederſteigen?
Wer keine Kinder nähren kann,
Der mag auch keine zeugen!“

„Ihr Reichen! ihr habt von der Welt
Genommen was euch wohlgefällt,
Was iſt das uns noch bliebe,
Wenn nicht das bischen Sonnenſchein,
Wenn nicht das bischen Liebe?

Da nimm noch meinen Fluch und geh'!
Zwölf Kinder ſoll mit Ach und Weh
Dein ſtolzer Leib gebären,
Und dennoch ſollſt du Mutterluſt
In Ewigkeit entbehren!“

Die Frau von Altdorf ging mit Hohn;
Doch ach! im Schooſe ſpürt ſie ſchon
Geheimnißvolle Schmerzen,
Und junges Leben ſproßt und quillt
Ihr mächtig unterm Herzen.

Da lag ſie nun in Weh und Pein;
Schon iſt aus ihres Leibes Schrein
Ein weinend Kind genommen;
Doch Kind um Kindlein ringt ſich los,
Bis zwölf zur Welt gekommen.

Da trat der Burgherr wild herein:
„Kehrt ſo bei mir der Segen ein?
Sechs Mägdlein und ſechs Knaben?
Ha! treulos Weib! — da nehmt die Brut
Und werft ſie in den Graben!“

Was ringſt du nun die Hände wund?
Was ſchauſt du weinend in den Grund
Mit aufgelösten Haaren?
Haſt du nun Mutterluſt und Qual,
Du Stolze, ſelbſt erfahren?

Und fortan klagt ſie den Verluſt:
„O Mutterweh, o Mutterluſt!
Du willſt nicht von mir weichen;
Dich gab Natur dem Weib in's Herz,
Dem armen, wie dem reichen.“

Das Orgelweib.

Der Herbstwind fegt die Stadt mit Gebraus,
Er wiegt den Baum am hohen Haus.

Es tanzt der Staub in den Straßen der Stadt,
Und auf dem Baume manch goldnes Blatt.

Ein armes Weib am Gitterthor,
Sie dreht die Orgel und schaut empor.

Sie schaut zu den Fenstern — alles taub:
Der Baum wirft ihr nieder ein goldnes Laub.

Die Orgel singt, die Orgel fleht,
Die arme Frau, sie dreht und dreht.

Sie hebt die Augen so müd und matt:
Der Baum wirft ihr nieder ein goldnes Blatt.

Sie hat auf die Orgel geschnallt ihr Kind,
Das schlummert über den Liedern lind.

Sie schaut zu den Fenstern — alles taub:
Der Baum wirft ihr nieder ein goldnes Laub.

Sie spielt das traurige Lied der Not,
Das neue, das alte „Lied vom Brot."

Sie hebt die Augen so müd und matt:
Der Baum wirft ihr nieder ein goldnes Blatt.

Mit Thränen schaut sie zum Himmel empor,
Als wollte sie fragen: Ist dort ein Ohr?

Und nirgends ein Ohr, und alles taub:
Der Baum wirft ihr nieder ein goldnes Laub.

Die Nonne.

Auf hoher Zinne die Nonne ſtand,
Sie ſchaute hinaus in das winkende Land.
Was fand ihr Auge tief unten?
Die bunten,
Die Blumen im Feiergewand.

Was hörte ſie ſchmettern für ſüßen Schall?
Das war auf der Linde die Nachtigall;
Sie ſang: Der Mai verrinnet. —
O minnet!
Ihr Herzen erquicket euch all'!

„Wie ſonnig ſchaut alles, wie wonnig herauf!
Die Freude mit feurigen Flügeln wallt auf.
Und ich ſoll vergehen in Thränen
Und Sehnen?
Verſiegen ein Quell ohne Lauf?

O Kirche! du großer Totenschrein!
Da blinzet nur ängstlich die Sonne herein,
Nur Seufzer hallen wider;
Hernieder
Schaun kalte Götter von Stein."

Sie beugte vom Rande sich niederwärts —:
„Nimm, Mutter Erde, den Busen voll Schmerz!
Nimm auf in die liebenden Arme,
Mich Arme,
Und lege zu Blumen mein Herz!"

Da klangen die Glocken des Klosters zumal,
Sie riefen hernieder in's tiefe Thal:
Wohl denen die da schlafen
Im Hafen,
Im Ruhbett sonder Qual.

Des Geigers Heimkehr.

Der Geiger lehnt am Lindenbaum,
Er ſtreicht die Fiedel wie im Traum.

Der Geiger ſpielt mit Macht, mit Macht,
Die Blätter tanzen und tanzen ſacht.

Mit ſchwarzen Locken zog er aus,
Mit weißem Barte kommt er nach Haus.

Der Geiger fiedelt ohne Ruh',
Die Blätter tanzen immerzu.

Es kennt ihn kein Menſch im Heimatort,
Die alte Luſt iſt gar verdorrt.

Der Geiger fiedelt ohne Raſt,
Die Blätter tanzen an jedem Aſt.

Die treue Linde, die kennt ihn allein,
Wo er geführt den luſtigen Reihn.

Der Geiger ſpielt mit zitternder Haſt,
Die Blätter tanzen wie Wimpel am Maſt.

Die einst gesessen beim Hochzeitschmaus,
Sie ruhn von allen Tänzen aus.

Die Geige weint, die Geige schrillt,
Die Blätter tanzen und tanzen wild.

Auch er sehnt sich nach Schlaf und Ruh',
Er geigt und macht die Augen zu.

Die Fiedel erbebt, die Fiedel erbraust,
Die Blätter tanzen, der Wipfel saust.

Die Fiedel entsinkt ihm, sein Herz erklingt —
Horch! war das eine Saite die springt?

Es klagt als spielten Geister zu Gast,
Die Blätter tanzen wie sturmgefaßt.

Ein Windhauch durch die Fiedel zieht,
Sie geigt dem Geiger ein Sterbelied.

Der Alte liegt in tiefem Traum,
Die gelben Blätter fallen vom Baum.

Aufkündigung.

Der Herbstwind sprach zum Alten: „Wank' heim an deinem Stab!
Horch! wie die Blätter rauschen, sie fallen auf dein Grab.

Wann dieses Feld mit Blumen der Frühling neu bestellt,
Wohnst du in einem Hause in das kein Schimmer fällt.

Und wann in diesen Bäumen der Vogel wieder singt,
Dann decket dich ein Hügel den kein Gesang durchdringt."

Der Alte sprach zum Herbste: „Dein Wehn macht mir nicht bang,
Den Lenz, den seh' ich kommen und gehen schon so lang.

Und du rufst Jahr um Jahre den Tod mir in den Sinn,
Daß ich des langen Mahnens nun herzlich müde bin.

Ich bin auf dieser Erden gewallt so manchen Tag,
Daß ich in ihrem Schooße wohl endlich ruhen mag."

Der alte Gärtner.

Im Garten der alte Gärtner steht,
Er schaut auf die Beete welk und fahl;
Der Herbstwind hat die Blumen verweht,
Der Garten ist wüst und kahl.

Da stimmt kein Vogel sein Lied mehr an,
Stumm ist's um ihn, die Bäume entlaubt;
Er rafft die Blumen auf ödem Plan
Die der Herbst nicht geraubt.

Zum Kranze webt sie die zitternde Hand,
Und eine Thräne blitzt drauf herab —:
„So standet ihr blühend im Gartenland
Zu schmücken des Sohnes Grab?

Ihn hat, wie euch Blumen, der Herbstwind gerafft,
Und er blühte noch frisch in des Maien Glanz,
Hat sich mit der regen Jünglingskraft
Nur gezogen den Totenkranz.

Ich mag euch nimmer erblühen sehn,
Ihr Blumen, mir werdet ihr nimmer grün;
Ihr mögt nun ob meinen Häubten stehn
Und Andern glühn und verblühn."

Vergißmeinnicht.

War ein Blümlein wunderfein,
Hieß Vergißmeinnicht,
Stand in Mutters Kämmerlein,
Schimmerte so treu und blau
Wie des Himmels Licht.

Mutter lag im Bettlein krank,
Und ihr Herze bricht;
Streckt sie noch die Hände schwank
Sprachlos nach dem Blümlein aus:
Kind, vergiß mein nicht!

Kindlein hat es wohl bedacht,
Holt das Blümlein blau,
Setzt es heimlich in der Nacht
Weinend auf der Mutter Grab,
Ueber's Herz genau.

Und das Blümlein wurzelt gern
In das Grab hinein;
Schreibt mit manchem blauen Stern
Auf der Mutter kühles Bett:
Kind vergaß nicht dein!

Und zum Grabe schleicht das Kind
Aus dem fremden Haus;
„Mutter!“ ruft es, horcht und sinnt —
„Komm' ach! nur ein einzigmal
Aus dem Grab heraus!

Blümlein, Blümlein, wurzle du
Tief bis an ihr Herz!
Bring' ihr in die Grabesruh',
Lieber Bote, meinen Gruß,
Sag' ihr meinen Schmerz.“

Und beim nächsten Morgenrot,
Ach wie freudenklar!
Lag das Kind im Bettlein tot;
Einen Kranz von Blümlein blau
Trug es in dem Haar.

Des Grabes Blumen.

Stunden Zwei an einem Grabe,
Nach den Blumen hingewendet,
Fragend, wer so werte Gabe
Dieser frischen Gruft gespendet.

Sprach der Eine: „Glaube immer
Daß die Blumen selbst entsprungen,
Daß der helle Blütenschimmer
Ist aus ihrem Grab gedrungen.

Denn als sie, die Wundervolle,
Ach! der düstre Schnitter mähte
Und sie in des Friedhofs Scholle,
In die große Furche, säte:

Mußte solche süße, klare
Schönheit selbst das Grab bezwingen
Und sich aus der dunkeln Bahre
An das Licht als Blüte schwingen.

Glaube daß ihr zärtlich blauend
Auge, das so freundlich lachte —
Nach den lieben Freunden schauend,
Als Vergißmeinnicht erwachte."

Sprach der Andre: „Glaube immer
Daß die Blumen selbst entsprungen,
Daß der holde Blütenschimmer
Ist aus ihrem Grab gedrungen.

Denn als sie, die Wunderreine,
Ach! der düstre Schnitter mähte
Und sie zwischen Leichensteine,
In die tiefe Furche, säte:

Mußte solche reiche Güte,
Als ihr Busen eingeschlossen,
Wohl als eine starke Blüte
Durch den Bahrendeckel sprossen.

Glaube daß ihr liebeglühend
Herze, das die Welt umfangen —
Ist als Rose, purpurblühend,
Tausendblättrig aufgegangen."

Bei Lützen.

Durch's Totenfeld bei Lützen,
Da schritt der Kaiser stumm —
Wie lagen da die Leichen
Auf blut'gem Plan herum!

Da lagen sie, wie Blumen
Vom Sturm der Schlacht geknickt;
Ruhig hat der stolze Kaiser
Den Garten überblickt.

Ein sterbender Gardiste,
Der flehte dumpf und hohl,
Und hob die Hand: „Mein Kaiser!
Das letzte Lebewohl!"

Vor einem deutschen Fähndrich,
Da stand der Kaiser just,
Der hielt mit starren Händen
Die Fahne auf der Brust.

Durchbohrt von sieben Kugeln,
Ließ er sie nimmer los —
„Ha!“ sprach der Kaiser: „Schade!
Daß dieser kein Franzos!“

Da hat der todeswunde
Gardist kein Wort gesagt
Und hat sich eine Kugel
Durch's brechende Herz gejagt.

Der Franzmann fiel dem Deutschen
An's Herz, ein Schlafgesell —
Wie hat die grimmen Feinde
Der Tod versöhnt so schnell!

Des Kaisers Heimkehr.

Florbewimpelt fliegt „Die Henne" durch das Meer und schwarzbemastet,
Weil Napoleon, der stolze Kaiser, ihr im Schoose rastet.

Von dem Felsen wo er oftmals heimwärts sah, voll Klaggeberde,
Wird er jetzt hinweggetragen, tot, zur heimatlichen Erde.

Leiser flüstern Wind und Welle, tiefes Schweigen in der Runde —
Von dem Sarge springt der Deckel plötzlich um die zwölfte Stunde.

Aufrecht, mit verschränkten Armen, wie ein Marmorbild in Lage,
Langsam steigt empor der Kaiser in dem goldnen Sarkofage.

Und sein Schwert, das schlachtgewohnte, schwingt er in dem Glanz der Sterne,
Daß ein jähes Wetterleuchten wandelt durch des Himmels Ferne.

Seine Tapfern — die da liegen, hoch zu Häubten Pyramiden,
Zucken bei des Kaisers Gruße, schütteln ab den ew'gen Frieden.

Die in kalter Nacht auf Rußlands Eis die Heimkehr einst verschliefen,
Wachen auf und salutiren, brechend aus geborstnen Tiefen.

Die in Deutschlands Saatgefilde bei der Völkerschlacht versunken,
Steigen aus verschwundnen Gräbern, noch vom langen Traume trunken.

Die vom Alpensteg der Abgrund wegriß mit den Felsenkiefern,
Recken die zerschellten Schädel staunend aus den Glimmerschiefern.

Die vom Meergesang umrauschten, totgeherzt von wilder Brandung,
Tauchen aus der Flut und stehen aufrecht an des Schiffes Wandung.

Welch ein Blitzen, welch ein Sausen! wie sie wandeln, wie sie wallen!
Angestürmt aus allen Zonen, kommen sie, des Ruhms Vasallen.

Trotzig auf den bleichen Lippen wehn die Bärte noch, die dunkeln;
Glühend aus den tiefen Höhlen schauen Augen, gleich Karfunkeln.

Unabsehbar in die Ferne, gleichwie Nebel auf dem Meere,
Breiten sich die luft'gen Reiter, dehnen sich die stummen Heere.

Näher kommt ein Zug und näher, Fahnen flattern die zerrissen,
Und des Invalidendomes Schlüssel ruht auf einem Kissen.

Grüßend stehn die Grabgesandten, und der Kaiser legt sich nieder;
Trommelwirbel, laut und leiser, rollen fernab durch die Glieder.

Jach verschwinden die Gespenster, ostwärts, huschenden Gewimmels —
Ein Uhr zeigen die Gestirne auf dem Zifferblatt des Himmels.

Des Königs Kleid.

Der König sitzt im Marmorsaal,
Er faßt den funkelnden Pokal —:
„Wir sind bereit zum Feste!
Wo bleiben denn die Gäste,
Die Zecher all', die ich entbot?"
Des Königs Kleid ist so blutigrot.

Und lautlos öffnet sich das Thor,
Es wallt herein ein düstrer Chor
Zum Tisch mit leisen Füßen.
Sie sitzen ohne Grüßen,
Sie sitzen still als wie der Tod.
Des Königs Kleid ist so blutigrot.

Der König schaut erschrocken um —:
„Wer lud euch, Gäste, bleich und stumm?
Was soll's, mit schaurigem Nicken
Mich gläsern anzublicken?
Ihr rührt ja weder Wein noch Brot!"
Des Königs Kleid ist so blutigrot.

„Was ſtarrt und bohrt ihr auf mich los?
Wollt euer Blut, das ich vergoß,
Auf meinem Kleid erſpähen?
Das Blut könnt ihr nicht ſehen,
Das bringt kein Königskleid in Not.“
Des Königs Kleid iſt ſo blutigrot.

Und Leichenodem weht durch's Haus,
Da faßt den König kalter Graus;
Er reißt mit zitternden Händen
Den Purpur von den Lenden —:
„Hinweg dies Kleid das mich bedroht!“
Des Königs Kleid iſt ſo blutigrot.

Doch feſter klebt ſein rotes Kleid,
Er muß es tragen in Ewigkeit;
Kein weißes, reines Linnen
Soll er im Grab gewinnen —
Er ſinkt vom Seſſel bleich und tot.
Des Königs Kleid iſt ſo blutigrot.

Königshaus.

Wo dieſe Säulen fallen,
Da ſtand ein Königshaus;
Jetzt gehn in ſeinen Hallen
Die Winde ein und aus.

Hier hielt mit frevlem Mute
Den Zepter des Königs Hand
Wie eine goldne Ruthe
Ueber das weite Land.

Und einsmals auf dem hohen
Thurm hielt der König Wacht,
Da ſah er Feuer lohen,
Blutige, durch die Nacht.

Und einsmals im Gemache
Hielt der König Raſt,
Da hörte er mit Gekrache
Stürzen den Palaſt.

Es kam das Volk geſchoſſen
Wie der ſchwarze Sturm daher,
Es kam das Volk ergoſſen
Als wie das wilde Meer.

Wie bist du vor dem Volke,
Du stolzer König, so klein!
Du bittest die Wetterwolke
Vergebens um Sonnenschein.

Nichts kann dich mehr erretten:
Deine Krone wiegt viel zu schwer,
Du führst zu viele Ketten,
Du mußt versinken im Meer.

Und all die hohen Zinnen
Sind bald der Erde gleich;
Die Rosen drüber spinnen,
Die Sagen über das Reich.

Jetzt gehn in deinen Hallen
Die Winde ein und aus —
So kannst du mir gefallen,
Du stolzes Königshaus!

Des Sängers Heer.

„Henker!“ ſchreit der König wild,
„Greifet mir den Sänger!
Schänden meine Krone blank
Soll ſein Mund nicht länger.
Morgen biſt du zahm und ſtumm,
Alter Rattenfänger!
Rufſt nicht mehr im Land herum:
Freiheit! Freiheit!“

Stolz im Tode ſteht der Greis,
Und mit Lächeln ſpricht er:
„Wer das Wort nicht töten kann:
Tötet nicht den Dichter.
Heil euch, ew'ge Lebensluft,
Ew'ge Himmelslichter!
Schreien werd' ich aus der Gruft:
Freiheit! Freiheit!

Wogend Volk! mein Rachelied
Will ich dir vererben:
Wort ist Kraft, und Kraft ist That —
Schlag' den Thron in Scherben!
Wenn die Freiheit leben soll,
Muß der König sterben —
Weh ihm! wenn der Ruf erscholl:
Freiheit! Freiheit!"

Und der König steht und lauscht —
Ferne Wetter zanken;
Dumpfes Murren in der Luft,
Und die Wipfel schwanken.
Näher, näher braust der Chor
Stürmender Gedanken;
Donnernd schlägt es an sein Ohr:
„Freiheit! Freiheit!"

„Weh! das Schreckwort findet mich
Selbst im Kreis der Zecher;
Durstig trinkt des Sängers Lied
Mit mir aus dem Becher.
Nachts wenn ich zu Bette geh',
Ruft es frech und frecher —
Morgens wenn ich früh aufsteh':
Freiheit! Freiheit!

Durch Gemach und Halle ſtreicht
Klingendes Verderben;
Millionen Stimmen ſchon
Sind des Sängers Erben —"
„Wenn die Freiheit leben ſoll,
Muß der König ſterben;
Weh dir, weh! dein Maß iſt voll:
Freiheit! Freiheit!"

„Helf mir Gott! In Fleiſch und Blut
Nahn des Alten Lieder;
Tauſendfüßig jeder Vers
Reckt die ehrnen Glieder."
Von des Sängers Lied gefällt,
Stürzt der König nieder;
Ob dem toten jauchzt die Welt:
„Freiheit! Freiheit!"

Huß.

Als der Huß, der brave Böhme, mußt' zum Scheiterhaufen gehen,
Liefen alle guten Christen, wollten ihn verbrennen sehen;
Alle frommen Pfaffen liefen, quälten ihn auf letztem Gange —
Aber Huß bestieg die Scheiter festen Schrittes mit Gesange.

Noch einmal der großen, klaren Welt sah er in's Angesichte,
Labte noch die kerkermüden Augen an dem heil'gen Lichtes.
Als er sah in's Ewighelle, schon umzuckt vom roten Strale,
Brach aus ihm des Strebens Flamme also noch zum letztenmale:

„Muß dies Herz in Asche sinken, trieb es tausend junge Ranken;
Mag dies Hirn im Wind verlodern, nicht verbrennen die Gedanken!
Wenn ihr das Gefäß zerschlagen, wird der Geist von dannen sausen,
Fesselos auf Flammenzungen durch die Welt im Sturme brausen.

Meine Asche, ausgestreuet in die Luft nach allen Enden,
Wird, ein Saatkorn, niederfallen, tausendfältig Keime senden.
Mögt ihr blinden Blender meine Lehre nur mit Feuer taufen!
Neuverjüngt, ein Fönix, steigt die Wahrheit aus dem Scheiterhaufen.

Eine Gans wohl mögt ihr braten, die euch heut' in's Netz gegangen,
Doch ein Schwan in hundert Jahren kommt, den werdet ihr nicht fangen.
Der wird in gewalt'gen Tönen euer Schwanenlied euch singen;
Und kein Kaiser wird es wagen ihm zu rupfen seine Schwingen."

Als die hundert Jahr' verflossen, kommt die Zeit mit mächt'gem Pralle,
Kommt der Schwan und beißt den Pfaffen kecklich ab die eine Kralle;
Hat die Welt schon halb gewonnen — wenn die Vögel sich besinnen,
Wird, will's Gott! ein Strauß jetzt kommen und uns noch den Rest gewinnen.

Die großen Toten.

Im warmen Licht, in reger Luft,
Da ziehn des Lebens Boten,
Im kühlen Grund, in stiller Gruft,
Da ruhn die großen Toten.

Sie schlafen tief, sie schlafen fest,
Nichts kann sie mehr verstehren;
Sie halten da ihr Schlummerfest
In ihren Heldenehren.

Auf ihren Stirnen träumt ein Hort
Unsterblicher Gedanken,
Die, harrend auf das Schöpfungswort,
Mit in die Gruft versanken.

Um ihre Häubter, ernst und kühn,
Die auf den Schultern thronen,
Da ranken mit dem ehrnen Grün
Die heil'gen Lorbeerkronen.

Es ruhen Purpurmäntel reich
Um ihre Marmorlenden;
Sie halten, hehren Kön'gen gleich,
Goldzepter in den Händen.

Nie hat das Leben solche Pracht
Als wie der Tod gegeben;
Und niemand hat der Toten Macht
Von allen die da leben.

Die Worte bändigen die Welt
Die aus den Gräbern steigen —
Die Wurzeln sind in Nacht gestellt,
Indeß die Wipfel zweigen.

Im dunkeln Reich, im stillen Port,
Da ruhn die großen Toten;
Doch ihre Thaten wandeln fort
Im Lichte, ew'ge Boten.

Sonette.

Die Blüt' iſt ſchön, die tauſendfaltige,
Die ſpielend ſich im Winde neigt;
Und ſchön die Frucht, die ſtrenggeſtaltige,
Die feſten Maßes Ruhe zeigt.

Orakel.

In tiefer Nacht ging ich mit Liebesbangen
Zum theuern Hauſe, neuen Mut zu trinken;
Ich ſprach zu mir: Wenn dort noch Lichter winken,
Dann ſoll dein Wunſch ſein holdes Ziel erlangen.

Kein Schimmer mehr! Wie blaßten mir die Wangen!
Da ſah ich einen Stern vom Himmel ſinken
Der auf das Haus herniederfuhr mit Blinken —
Und weit war mir der Himmel aufgegangen.

Ich ſprach zum Lieb: Nie hat ein Stern gelogen;
Wie preiſ' ich dieſes himmliſche Orakel!
Schon ſeh' ich durch die Wolken heitre Ferne.

Doch ſie ſprach neckend: Freund du biſt betrogen;
Das war kein Stral der ird'ſchen Hochzeitfackel:
Sieh', unſrer Liebe leuchten nur die Sterne.

Frühe Liebe.

Beklag' es nicht, mein Lieb, daß wir mit Beben
Der goldnen Jugend süße Frucht genossen,
Daß tausend Thränen kamen nachgeflossen
Für einen Stral den uns das Glück gegeben.

Der thränenfeuchte Boden macht es eben
Daß unsre Liebe herrlich aufgeschossen
Gleich einer Palme, breitend ihre Sprossen,
Wie Segensarme, über's ganze Leben.

Willkommen denn, ihr wirkungsreichen Schmerzen!
Ihr habt der Liebe diese Kraft verliehen
Des stolzen Wachsthums das die Welt besieget —

Bis sie das Haubt so hoch im Himmel wieget,
Daß unter ihr die dunkeln Wetter ziehen,
Und über ihr die heitern Lüfte scherzen.

Späte Liebe.

O fühlteſt du, wie Hoffen neu und Streben
Mein Herz beſeligt bis zum tiefſten Grunde,
Wenn mir ein Kuß von deinem lieben Munde
Ein Glück beſcheert, ſo ſchön wie keins im Leben;

O fühlteſt du, wie mir die Pulſe beben,
Und neu ſich öffnet meine Liebeswunde,
Wehrſt grauſam du der Lippen ſüßem Bunde —
Gewiß, du wäreſt nicht ſo karg im Geben.

Ja fühlteſt du dies ſehnſuchtsvolle Bangen,
O Herrin meines Wehs und meiner Wonne,
Dich ſelbſt ergrief, zu lindern, ein Verlangen;

Du neigteſt dich zu mir in holder Güte,
Wie über den beraubten Zweig die Sonne
Sich neigt, daß neu entſpringe Blüt' um Blüte.

Einem ſchönen Weibe.

Sind denn die Blumen nicht gemacht zu düften?
Sind denn die Früchte nicht gemacht zu laben?
Und du willſt bergen holder Schöpfung Gaben,
Die mächtig drängen aus den ſeidnen Grüften?

Wie zärtlich ſchwellen dieſe runden Hüften!
Das Zwillingspaar — viel ſüßer als zwei Waben
Die reinen Honigs goldne Fülle haben —
Wie quillt's empor und will den Schleier lüften!

Sind denn zum Fühlen nicht gemacht die Sinne?
So laſſ' mich huld'gen dieſem Götterleibe,
Und reiche mir den Kelch der edeln Minne.

Ja! gleiche der Natur, dem größten Weibe:
Die weiß es daß ſie gebend nur gewinne,
Und ewig ſchön nur im Gewähren bleibe.

Der Gärtner als Dichter.

Des Gärtners Kunſt, ſie werd' ich immer hegen,
In jedem meiner Lieder wird ſie laut;
Statt des Geſtäudes nur, im Topf gebaut,
Pflanz' ich der Dichtung Baum an euren Wegen.

Und ſtatt den Strauß zu pflücken einer Braut,
Will an der Menſchheit Bruſt ich Blumen legen;
Nicht beſſer weiß' ich ihres Wehs zu pflegen —
Für dieſes trägt mein Garten doch kein Kraut.

Laßt mich und nehmet freundlich meine Gaben!
Der Spaten ging mir in der Hand zu Stücken,
So will ich fortan grübeln ſtatt zu graben.

Wollt ihr mein Haubt mit keinem Kranze drücken,
Werd' ich im Garten ſoviel Blumen haben,
Als ihr bedürft den Hügel mir zu ſchmücken.

Einem greisen Dichter.

„Ergehst du dich im Abendlicht —
Das ist die Zeit der Dichterwonne —
So wende stets dein Angesicht
Zum Glanze der gesunknen Sonne."
Uhland.

Zur hohen Feier deiner Dichterstunde
Lass' mich im Glanz der Sonnenrüste kommen;
Schon ist der Himmel wonnefarb entglommen,
Und Lichtgebilde wallen in der Runde.

Aus goldnen Aethers unermessnem Grunde
Kommt sel'ge Zukunft siegreich hergeschwommen;
Dies hehre Lied, kein Ohr hat es vernommen,
Doch solche Glut braucht nicht des Wortes Kunde.

So lodert dir ein Lichtheer stiller Gluten,
Die deines Liedes Flammen hinterließen,
In tausend Herzen, dir nicht zu vermuten.

In des Sonetts kristallne Schale schließen
Lass' mich sie all, die schönen Liebesfluten,
Und dir auf's Haubt als Abendglorie gießen.

Hölderlin.

„Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch,
Mein Schutzgott einst —"

Hölderlin.

Ja, treulich hat dein Schutzgott dich bewacht,
Du Griechenseele in des Nordens Banden!
Du ringender Pilot nach sel'gen Landen!
Zertretner Kämpfer in des Lebens Schlacht!

Mit leiser Hand hat er dich losgemacht
Aus Schmerzen die wie Schlangen dich umwanden;
Als alle Tage dich in Thränen fanden,
Gab er dich hin der stillen Tröstrin Nacht.

So hat dein Gott die Wogen dir geglättet,
Zu deiner Inseln Dichterparadies
Dich, sanft gebracht, in tiefen Schlaf gebettet.

So hat er dich, den selbst die Hoffnung ließ,
Dem göttlichen Odysseus gleich gerettet,
Der träumend an der Heimat Ufer stieß.

Dichterseele.

Die Dichterseele gleichet einem Kinde
Deß Mutter starb, da es zur Welt gekommen;
Nun hat die Not es an die Brust genommen,
Ach! eine karge Amme, eine blinde.

Da weint das Kind: daß es die Mutter finde,
Streckt es die Aermchen aus so schmerzbeklommen!
Doch Nachts, wenn alles schläft und nur die frommen
Weltaugen wachen, naht der Genius linde.

Der hält das Kind hoch in des Himmels Prangen;
Da beugt die große Mutter mild sich nieder
Und küßt es zärtlich auf die bleichen Wangen.

O süßes Träumen, seliges Umfangen!
Da lallt das Kind die wunderbaren Lieder
Und bleibt zuletzt am Hals der Mutter hangen.

Der sterbende Dichter.

Die Glocke bebt und spricht mit lautem Dröhnen,
Wird sie gerührt von Freuden oder Klagen;
So klang auch meine Brust, an die geschlagen
Des Lebens Hammer — hier verhallt ihr Tönen.

Der letzte Ton, vom Tode angeschlagen,
Rührt schon die Schwingen — und er sei kein Stöhnen!
Wird auch kein Kranz die stille Stirne krönen,
Wird all mein Singen auch der Wind verjagen.

Auch ich war eine Welt im Kreis der Welten;
Was ich gelebt, es wird doch ewig leben,
Was ich gestrebt, es muß doch ewig gelten.

Mein Schwererrungnes werden Andre erben,
Mein kleines Gut darf ich zum Ganzen geben,
Daß schönres Leben sprieße aus dem Sterben.

Poeſie und Leben.

O Poeſie, du heimatloſe, arme!
Wie ſenkſt du trüb dein blaues Auge nieder!
Umſonſt hebſt du dein ſchimmerndes Gefieder
Nach einem Port aus dieſem Drang und Harme.

Wo du auch pilgerſt, in dem gier'gen Schwarme
Der Trachtenden gedeihn jetzt keine Lieder;
Drum nach vergangnen Zeiten, fromm und bieder,
Streckſt du oft ſehnend deine weißen Arme.

Du irrſt umher und kehrſt aus fernen Zonen,
Wie ein verwaistes Kind zum Elternhauſe,
Das liebeloſe Fremde jetzt bewohnen.

Man beut dir keinen Platz beim Abendſchmauſe,
Kein Blick mag deiner treuen Liebe lohnen,
Und nirgends winkt dir eine ſtille Klauſe.

Poeſie und Tod.

Da kein Aſil das Leben dir will zeigen,
Was bleibt dir als des Todes Hand zu faſſen,
Und ſo im Herzen nieder dich zu laſſen
Das dir zu kurzem Wohnen ward zu eigen.

Da tanzſt du nun den wilden Sehnſuchtsreigen
Des Lebens Schätze jubelnd zu verpraſſen,
Bis auf die Züge, auf die todesblaſſen,
Du dich verklärend kannſt als Engel neigen.

Drum weh! dem Herzen das dich jetzt muß tragen:
Es ſchwankt und treibt in Kämpfen und in Schmerzen,
Ein übervolles Schiff, das Stürme jagen —

Bis daß die letzte Welle mit dem Herzen
Sich am Geſtad der Ewigkeit zerſchlagen;
Dann wachſt du ſinnend bei den Totenkerzen.

Klage.

Was iſt das Leben doch ſo arm und nichtig!
Du bleibſt dir ſelbſt ein unerforſchter Bronnen,
Wie tief du ſinnſt, und biſt, haſt du geſonnen,
Froh, geht nur deines Leibes Uhrwerk richtig.

Und was dir erſt ſo wertvoll ſchien und wichtig,
Wird klein und ſchaal, ſobald du es gewonnen;
So ſchläft das Leid im Kerne deiner Wonnen,
Und Müh' legt ſich um Mühe tauſendſchichtig.

Wer leben will, muß kämpfen und muß ſtreben;
So ſtrebſt du ſtets und ſehnſt dich ſtets nach Ruhe,
Und lebſt und webſt — dein letztes Hemd zu weben.

Durchlaufen haſt du endlich deine Schuhe,
Und mit den Schuhen auch dein bischen Leben —
Dann wird zum Lohn dir eine ſchwarze Truhe.

Antwort.

Das Leben ist ein unerschöpfter Bronnen,
Ein Thor nur kann es schelten arm und nichtig;
Stets bleibt es reich und wird auf's neue wichtig,
So viel du auch geschöpft hast und gewonnen.

Hast du dir nur ein ernstes Ziel ersonnen,
Und strebst mit Mut ihm zu, getreu und richtig,
Häuft sich dir Füll' auf Fülle tausendschichtig,
Stets neu entfacht im goldnen Stral der Sonnen.

Im wahren Wirken ist die wahre Ruhe;
Sanft wirst du so von Stuf' zu Stufe schweben,
An deinen Füßen leichte Götterschuhe.

Das ew'ge Kleid des Geistes hilfst du weben;
Die Fäden bleiben, birgt auch dich die Truhe —
Und ewig wirst du in dem Ganzen leben.

Kampf.

Oft ſpricht's in mir — und meine Glieder ſchauern —:
O magſt du dich in alle Tiefen wagen,
Und magſt du, Thor, in alle Fernen jagen,
Dein Feld umgrenzen doch die Kirchhofmauern.

Du ringſt und ringſt! — wie lange wird es dauern?
Dann werden ſie dich ſtumm von dannen tragen!
Und was dann weiter? — magſt die Toten fragen!
Und meines Lebens beſte Kräfte trauern.

Soll ich mit treuem Künſtlermut vergebens
An meiner eignen Seele liebend bilden,
Und nie mein Werk mit höhrer Kraft vollenden?

Da möcht' ich oft vom Gipfel alles Strebens
In des Genuſſes Wogen, in die wilden,
Mich häubtlings ſtürzen, ſtille zu verenden.

Beruhigung.

Du große Welt! du heileſt meine Mühen,
Daß dir mein Herz wie eine Harfe klinget;
Ich fühle, ein gewalt'ger Pulsſchlag dringet
Durch all die Leben die im Schoos dir glühen.

Und in dem reichen Keimen, Singen, Sprühen
Kein Stral, kein Ton umſonſt die Flügel ſchwinget;
Drum, was auch deine hohe Ordnung bringet,
Still will ich dir wie eine Blume blühen.

Du läßſt auch mich in dem lebend'gen Schwarme
Der Weſen all an deiner Größe bauen;
Lind weht um mich dein Hauch, der liebewarme.

Dir leg' ich mich mit kindlichem Vertrauen,
O Welt, du ew'ge Mutter! in die Arme:
Laſſ' deinen Himmel endlos ob mir blauen.

Vater und Mutter.

Des Menſchen Mutter iſt Natur, die milde,
Sein rauher Pflegevater iſt der Staat.
Die Mutter gibt dem Kinde Kuß und Rath,
Der Vater waffnet es mit Schwert und Schilde.

Er reißt das Kind hinweg, zu Kampf und That,
Vom Mutterbuſen und vom Heimgefilde;
Es wandert, mit dem theuern Mutterbilde
In tiefer Bruſt, den fremden Dornenpfad.

Der Vater treibt es fort mit wildem Jagen,
Die Mutter ſucht mit Rufen und mit Klagen
Ihr Kind auf allen Wegen ruhelos.

Ach! endlich naht es — wie gebleicht vom Harme!
Sie öffnet liebend ihre treuen Arme —
Da ſinkt es tot der Mutter in den Schoos.

Das Paradies.

Ihr sagt, das Paradies sei euch verloren,
Und sucht und sucht auf weitem Erdenrunde;
Vom schönen Lande wird euch keine Kunde,
Da glaubt ihr euch mit einem Fluch geboren.

Fürwahr! ihr gleicht dem unverständ'gen Thoren,
Der einen Demant, unbeglückt vom Funde,
Den Kindern gab, und dann zur Geisterstunde
Nach Schätzen wühlte in der Erde Poren.

Wo schweift und sucht ihr denn, ihr Ewigblinden?
O wollt doch nur in euren Busen greifen,
Hier oder nirgends müsset ihr es finden.

Tragt ihr den Himmel nicht im eignen Herzen,
Mögt ihr zum Himmel aller Himmel schweifen,
Auch dort begrüßen euch die alten Schmerzen.

Beten.

Wohl manch Gebet klopft an des Himmels Pforte
Das keinen Einlaß kann am Thor bekommen,
Weil allen Erdenwuſt es mitgenommen
Um zu erſcheinen vor dem höchſten Horte.

Wohl iſt ſchon oft an einem ſtillen Orte
In einer Seele wie ein Blitz entglommen
Ein Lichtgedanke, heil'ger als der Frommen
Gebete und der Prieſter heil'ge Worte.

Der Andacht Werk iſt keine Sklavenſitte,
Es holt nicht erſt, es trägt in ſich den Segen,
Und ſagt ſich los von jeder feigen Bitte.

Das Beten iſt der Seele Flügelregen,
Die frei zum Aether ſteigt aus dumpfer Mitte,
Der ew'gen Schönheit ſich an's Herz zu legen.

Das höchste Gebet.

Wie lieblich ist's! wenn strebende Gedanken
Wie Frühlingsweihrauch aus der Seele steigen,
Wie rege Blumen, welche mit den Zweigen
Lichtdurstig in des Himmels Klarheit ranken.

Wie traurig ist's! wenn Gier und Wahn sich zanken,
So daß der Wahrheit reine Lippen schweigen;
Wenn all die Triebe, all die niedern, feigen,
Im Staub der Erde lichtverdrossen schwanken.

Ein solcher Busen ist ein schlimmer Garten,
Auf den der Weltgeist seinen Segen gießet,
Und der nur Dornen trägt in allen Beeten.

Wie lange soll der treue Gärtner warten,
Bis aus dem Grund ein armes Blümlein sprießet?
Das freie Denken ist das höchste Beten.

Glaube.

Du Glaube wohneſt nicht in Kirchenhallen
Und an Altären biſt du nie gediehen;
Du ſchüchtern Kind willſt dem Gedräng entfliehen
Und unbelauſcht dein einſam Sprüchlein lallen.

Du ſuchſt die Wälder, wo die Waſſer fallen,
Du liebſt die Himmel, wo die Sterne ziehen;
Die Bruſt nur der des Zweifels Kraft verliehen,
Magſt du, ein ſtiller Friedenshauch, durchwallen.

Wo Prieſter drohn und Gift und Galle ſprühen,
Da ſtehſt du traurig an des Tempels Pforte;
Da nahſt du nicht, wo feige Knechte beben.

Wo freie Seelen für die Wahrheit glühen,
Schwebſt du daher und ſagſt mit feſtem Worte:
Wer Ew'gem lebt, der wird auch ewig leben.

Kirche.

Es webt und rauscht ein uralt heil'ger Hain,
Die Kräfte steigen schaffend auf und nieder,
Die ew'gen Wasser stürzen aus dem Stein,
Und aus den Lüften tönen Frühlingslieder.

Die Blumen sprießen schön und farbenrein,
Die Wipfel breiten aus ihr Laubgefieder —
Doch immer dringt der Priester Rotte ein
Und fällt das freie Gottesleben wieder.

Sie fügen aus den Bäumen sich ein Haus
Und jagen Liebe, Lenz und Licht hinaus:
Hier muß der Gott nach ihrem Willen leben!

Dem Geist der sich sein Wohnhaus selber schafft,
Erbauen sie die enge Kerkerhaft —
Ein Totenhaus, dem Leben Raum zu geben!

An die Schwarzen.

Es braust die Zeit heran auf ehrnen Speichen,
Da wankt und zittert euer falscher Thron;
Die holde Liebe floh euch lange schon,
Kein Brot des Lebens habt ihr mehr zu reichen.

Was soll uns euer blut'ges Kreuzeszeichen?
In's grüne Dasein ragt es wie ein Hohn —
Hinweg! und sät nicht in das Korn den Mohn,
Nicht euer Tollkraut unter unsre Eichen!

Glaubt, eurer Märchen leere Trostgesänge
Und eurer Worte hohle Klapperklänge,
Die können keines Menschen Herz mehr letzen.

Zum Geiste schrieen wir, zum höchsten Horte —
Und ob ihr drohend stündet an der Pforte:
Er will die Wahrheit in den Tempel setzen.

Die Prieſter.

Wer ſind die Prieſter ſo die Welt veredeln?
Sind's die Geſchornen, die den Segen geben,
Die Hände fromm, die Augen frömmer heben,
Und, wie entmannt, in Weiberröcken wedeln?

Sind's die Geſcheitelten mit Muckerſchädeln,
Die Demut pred'gen und in Hochmut leben?
Wenn das die Prieſter ſind, ſo kann man eben
Auch ein Kameel in eine Nadel fädeln.

Nein! die getrunken von dem Flammentranke
Der ew'gen Freiheit, die, ein Sterngedanke,
Hell durch der Völker dunkeln Himmel zieh'n.

Sie gehn verlaſſen und verfolgt durch's Leben,
Ein Fünkchen Licht der blinden Schaar zu geben,
Und Menſchheit heißt der Tempel drin ſie knie'n.

Staatsfarisäer.

Wenn ihr das Volk am Wege liegen sehet,
Beraubt von dem gekrönten Faustrechtsritter,
Da schleicht ihr still beiseit, ihr schnöden Zwitter!
Die ihr im Dienst von Land und König stehet.

Doch während ihr, als Priester und Leviter,
So taub und blind vorbei dem Elend gehet,
Das, stumm obwohl, so laut um Hülfe flehet,
Da naht, als Mensch, der Freiheit Samariter.

Der gießt dem Armen Balsam in die Wunden
Und stärket ihn mit Wein und Spezereien —
Ihr Farisäer waret schnell verschwunden.

Jetzt aber kommt ihr und beginnt zu schreien
Daß jene Hände, die so treu verbunden
Den Hingestreckten, nicht ganz koscher seien.

Hofpatrioten.

Am Gnadenfeuer in des Königs Schlot,
Da ſtehen ſie, die ſchmutz'gen Küchentöpfe,
Darin zum Menſchenpfeffer ihre Knöpfe
Die Monarchie braut, als ihr täglich Brot.

Sie brodeln eifrigſt auf des Herrn Gebot,
Er drückt die Deckel nur auf ihre Köpfe;
Sie kochen alles, dieſe feilen Tröpfe —
Das Fett für ſie, und für das Volk die Not!

Der Freiheit Flamme iſt ganz abgehärmt,
Doch wächst ſie manchmal, trotz der Köche Rüſtung,
Daß dran der arme Mann ſein Süpplein wärmt.

Sieht das ein Hoftopf, ſchäumt er bis zur Brüſtung,
Und quirlt und ziſcht und ſpritzt und ſpeit und lärmt
Und überläuft von ſittlicher Entrüſtung.

Ein Monarchist.

Zum Kön'ge kam der Teufel jüngst gegangen
Und sprach: „Mir fehlt ein würdig Herrscherzeichen,
Das einzig sei in meinen Höllenreichen,
Denn Hörner tragen alle meine Rangen.

Nach deiner Krone stehet mein Verlangen,
Gewälzt von dir in Thränen, Blut und Leichen,
Ist sie ein fürstlich Kleinod sondergleichen
Und völlig wert auf meinem Haubt zu prangen.

Gevatter König! meinem Herzen theuer,
Ich werde diesen Liebesdienst erkennen,
Kommst du herab einst in mein höllisch Feuer.

Zum Viceteufel will ich dich ernennen,
Ich finde doch kein bessres Ungeheuer,
Mein Höllenvolk zu schinden und zu brennen."

Gegenwart.

Der Wandler ſinnt, wohin den Schritt er richte,
Das Herz verſtummt, weiß nicht wofür es ſchlage:
Kein Jubel bebt in ihm und keine Klage,
Sein Glauben und ſein Hoffen ward zunichte.

Wo eine Heimat ſich die Sehnſucht dichte,
Auf jeder Lippe ſteht die ſtille Frage;
In jedem Aug' der Durſt nach einem Tage
Der dieſe Nacht mit ſeiner Klarheit lichte.

So brütet Schwüle auf des Lebens Wogen,
Wenn eine alte Zeit hinabgegangen,
Und noch die neue nicht heraufgezogen.

Wann wirſt du ſchwinden, ahnungsſchweres Bangen?
Man ſieht ja längſt am dunkeln Himmelsbogen
Der neuen Sonne erſte Stralen prangen.

Gewitterluft.

Ein schwerer Bann, wer kann es sich verschweigen?
Hält alles Leben jetzt in dumpfer Haft;
Es trauert selbst der Jugend frische Kraft,
Wie eine welke Blume mit den Zweigen.

Verstummt sind fast die Flöten und die Geigen,
Es hat die Schwüle jeden Hauch erschlafft;
Und wie des Lebens Räderwerk auch schafft,
Nur scheu noch tanzt die Lust den alten Reigen.

Der Geist des Volkes ist hinabgestiegen
In seine eignen Tiefen, sinnt und baut;
Drum liegt Gewitterluft auf allen Gründen.

Denn durch die Lüfte wird als Wetter fliegen,
Was jetzt noch in der Tiefe gährt und braut;
Und nicht nur donnern wird es, nein — auch zünden!

Flüchtlingssonette vom Jahr 1849.

I.

Ich kenne eine Kön'gin, eine hohe,
Der Krone goldne Flamme ist entfacht
Auf ihrem Haubt, um ihrer Schultern Pracht,
Da schlägt des Purpurmantels stolze Lohe.

So schreitet sie dahin, die Opferfrohe,
Wie Lenzwind rauscht ihr Schleppkleid durch die Nacht,
Und Kön'ge halten unter Schrecken Wacht,
Ob sie mit ihrem nackten Schwerte drohe.

Denn kommt sie, gilt kein altverjährter Raub,
Wie künstlich sich der Räuber auch entschuld'ge,
Und Kronen fallen ab wie welkes Laub.

Zum Löwen macht das Lamm sie, das geduld'ge,
Und Throne sinken vor ihr in den Staub —
Sie ist die einz'ge Fürstin der ich huld'ge.

II.

Wenn weder Mond noch Stern am Himmel ſcheint,
Schleicht die verbannte Freiheit durch die Lande,
Und ſetzt, verhüllten Haubts, im Leidgewande,
Auf ihrer Kämpfer Hügel ſich und weint.

„Ihr Helden in der Kühle eingeſchreint,
Daß euer Schlummer leicht ſei unter'm Sande,
Bis ich euch wecke mit dem Feuerbrande
Des Kampfs der euch den Lebenden vereint.

Zu Bannerträgern hab' ich euch erkoren,
Bald grünen eure Kränze neubelaubt:
Wer für die Freiheit ſtarb, ging nicht verloren.

Geſchenkt ſeid ihr dem Volke, nicht geraubt:
Ihr zieht im Kampf gleich blut'gen Meteoren
Ob deren Häubtern die euch tot geglaubt."

III.

So sprach der Herr: „Der Ofen meines Zornes
Ist schon geschürt, er glüht gleich einer Essen;
Euch alle wird der Rache Feuer fressen,
Die ihr verschwelgt die Füllen meines Bornes;

Die ihr verzehrt den Segen meines Kornes,
Das ich der ganzen Menschheit zugemessen;
Die ihr mit Gold und Lust euch krönt, indessen
Dem Volk auf's Haubt ihr drückt den Kranz des Dornes.

Ihr seid das Unkraut unter meinen Garben;
Doch schärf' ich schon die Sicheln meinen Schnittern,
Und schon erglänzt mein Saatfeld erntefarben.

Weh euch! fahr' ich hernieder in Gewittern,
Dann segn' ich alle Herzen die da darben,
Bei euch jedoch wird Heulen sein und Zittern."

IV.

„Der ich den steifen Karl von England schon
Um den gekrönten Kopf gemacht hab' kleiner;
Der ich dem Ludwig dann, dem feisten Greiner,
Als Treppe an's Schaffot gestellt den Thron;

Der ich gefället den Napoleon,
Der groß war und gewaltig wie nicht Einer;
Der ich dem dürren Karl, und dem der feiner
Als alle war, dem Filipp, gab den Lohn:

Glaubt ihr, mein Zornesarm sei worden schwächer,
Ihr Fürstlein! daß ihr also haust und tobt?
Euch quetsch' ich über'm Haubt die goldnen Dächer.

Je höher ihr auf Leichen euch erhobt,
Je näher seid ihr dem gerechten Rächer."
So sprach der Herr; sein Wille sei gelobt.

V.

„Gezählt hab' ich die Thränen meiner Lieben,
Und all die Seufzer meiner Menschenherzen,
Und all die Hungerqualen, Kerkerschmerzen,
Und all den Blutschweiß den ihr ausgetrieben.

Das alles hab' ich in mein Buch geschrieben,
Und bin bereitet nun euch auszumerzen;
Ihr würdet schon, und wäret ihr auch erzen,
Vom Drucke eurer Sündenlast zerrieben.

Glaubt ihr die Völkerherden, die verirrten,
Hätt' ich euch anvertraut, mit ihren Vließen
Und ihrem Blut euch Schwelger zu bewirten?

Ihr habt als Ungetreue euch erwiesen,
Drum fresse jetzt das Lamm den schlechten Hirten!"
So sprach der Herr; sein Name sei gepriesen.

VI.

Wie lang, o Volk! wie lang wirst du es dulden
Daß man dich schlag' und trete gleich dem Hunde?
Wie lang wirst du empfangen Wund um Wunde
In deinen Leib von königlichen Hulden?

Bei deiner Henker gräßlichem Verschulden
Schreit die Natur mit ihrem stummen Munde:
Der Berg erbebt vor Schreck in seinem Grunde,
Der Strom erbraust vor Wut in seiner Mulden.

Die Lüfte, wenn sie deinen Wehruf hören,
Stehn heulend auf, mit dir sich zu verbinden;
Die Sterne glühn, mit dir sich zu verschwören.

Ha! sehend werden müßten selbst die Blinden,
Und selbst die Lahmen müßten sich empören —
Und du allein willst wie ein Wurm dich winden?

VII.

O Vaterland! wer kann in dir noch wohnen?
Wenn ich ein Berg wär' auf den deutschen Auen,
Wenn ich ein Strom wär' in den deutschen Gauen,
Auswandern würd' ich schnell nach fernen Zonen.

Wenn ich ein Eichbaum wär', nicht länger frohnen
Würd' ich den deutschen Männern und den Frauen,
Nach einer neuen Heimat würd' ich schauen,
Die würdig wäre meiner grünen Kronen.

Doch ach! der Mensch liebt seine Heimatsterne,
Sei seines Volkes Schicksal noch so herbe,
Er zieht gebrochnen Herzens in die Ferne.

Das Heimweh bleibt des Flüchtlings bitt'res Erbe,
Damit der Mann sein Land befreien lerne,
Und in ihm lebe, oder in ihm sterbe.

VIII.

Ihr Toten auf und brechet aus der Truhe!
Im blut'gen Leilach ſchleichet durchs Gegläſte
Der Königshäuſer und der Prunkpaläſte,
An euren Füßen leiſe Geiſterſchuhe.

Als Träume tretet an das Bett der Ruhe,
Zu Tiſch ſetzt euch als ungebetne Gäſte,
Als Schatten ſtellt euch an die Lichteräſte,
Bis euch der Hahnſchrei heimruft in der Fruhe.

Wie Banko ſchüttelt euer Haubt mit Grollen:
Da hält der Fürſt ſich zitternd an den Wänden:
„Blut!“ ſchreit er, „Blut!“ und ſeine Augen rollen.

Doch ſäß' er ewig an des Weltmeers Ränden
Und wüſch' ſich in dem Becken, in dem vollen,
Nicht wüſch' er je das Blut von ſeinen Händen.

IX.

Fort mit der Schonung, werfet weg die Scheiden!
Der Rache sei ein Loblied jetzt gesungen!
Achilleus, als den Hektor er bezwungen,
Verfuhr mit seinem Feind nicht zu bescheiden.

Odysseus, heimgekehrt zu seinen Weiden,
Hat schnell die Freier in den Sand gerungen,
Die ihm des Hauses Ehre schier verschlungen
Und Hab und Gut. Das waren freilich Heiden!

Doch unsre Fürsten, das sind Christen freilich!
Und wenn sie sich im Blut der Freiheit baden —
Nach Spruch und Bibel geht's, drum ist's verzeihlich.

Was sie auch thun, sie thun's von Gottes Gnaden —
Wo solche Christen sind, da wär's gedeihlich,
Däucht mir, das Heidenthum zu Gast zu laden.

X.

Ein Tag wird kommen, der wird euch verbittern
Die Henkerfeste und die Mordgedanken:
Da wird der Boden, wie des Schiffes Planken
Vom Meer geschlagen, rings um euch erzittern.

Ein Tag wird kommen, wo die Ketten splittern,
Wo unter euch die goldnen Sessel wanken,
Und über euch die stolzen Giebel schwanken,
Wie Wipfel sturmgeschüttelt von Gewittern.

Ein Tag wird kommen, wo die Städte gähren,
Und eure Kronen gehn in tausend Scherben,
Und euch die Sense fällt wie taube Aehren.

Dann wird mein Volk ein Vaterland erwerben,
Am Hauch der Freiheit trocknen seine Zähren —
O den Tag möcht' ich sehen und dann sterben!

XI.

Ich weiß ein Heer von unbesiegten Streitern,
Die nimmer weichen und die nimmer wanken;
Sie stehn im Glied, die Waffen hoch, die blanken,
Und trotzen euern Schützen, euern Reitern.

Sie stürmen eure Wälle ohne Leitern,
Und auferstehn, so viel auch ihrer sanken,
Weil sie vom Born des ew'gen Lebens tranken —
An diesem Heer wird euer Heer zerscheitern.

Schon gehn sie unsichtbar um eure Hallen,
Und hauen euern Löwen ab die Pranken,
Und hauen euern Adlern ab die Krallen.

Ihr Heerschild blitzet, und die Tempel schwanken,
Ihr Schlachtruf donnert, und die Throne fallen —
Kennt ihr die Streiter? — Das sind die Gedanken.

XII.

Der Freiheit Werk, getrost! es muß gelingen;
Dem Strome gleicht es der dem Berg entsprossen:
Wie klein und hülflos hat er sich ergossen!
Die Erde, meint man, sollte ihn verschlingen.

Doch wie er fließt, da kommen ihm mit Klingen
Viel junge Bruderquellen nachgeschossen;
Er wächst, im Arm die schwellenden Genossen,
Und stolz entfaltet er die feuchten Schwingen.

So der Gedanke: ist er erst verkündet,
Wälzt er sich fort im eigenen Gewichte,
Und tausend Kräfte sind ihm bald verbündet.

Er gräbt sein Bett und macht den Damm zunichte,
Er braust und strebt, bis er, ein Gott, sich mündet
Mit Jubelschall in's Meer der Weltgeschichte.

Zeitgedichte.

Manches mag verſchollen klingen,
Andre Zeiten, andres Singen;
Aber wenn auch dieſes Grollen;
Jener Kampf iſt nicht verſchollen.
Was wir lebten, müßt ihr leben —
Nehmt es wie's die Zeit gegeben.

Morgenrot.

1845.

Morgenrot! du heilig Feuer!
Das uns ſtets den Tag gebracht,
Brich, ein ſtolzer Lichterneuer,
Durch die große Völkernacht!
Des Gedankenmeeres Fluten
Hehr entſteig', ein Himmelsbrand!
Wirf den Schimmer deiner Gluten
Weithin in das finſtre Land!

Morgenrot! wie lange, lange
Haben wir zu dir geſchaut!
Und in Nächten, noch ſo bange,
Deinem ſtillen Werk vertraut!
Stumm ſind ſchon die Nachtigallen,
Und die Morgenwinde wehn —
Willſt du aus den dunkeln Hallen,
Heller Geiſt, nicht auferſtehn?

Morgenrot! welch goldnes Glühen
Dringt aus fernſter Ferne her?
Ja du biſt's! die Wolken blühen,
In der Tiefe rauſcht das Meer.
Und ſchon ſehn wir auf den Stirnen,
Die im freien Aether ſtehn,
Gleich als um die höchſten Firnen,
Deine Flammenkränze wehn.

Morgenrot! dein blutig Scheinen
Fordert blut'gen Zoll es ein?
Wohl! der Schmerz ſoll nicht mehr weinen,
Und der Tod nicht bleich mehr ſein!
Springet freudig, Weihequellen,
Rinnen ſoll, was rinnen mag!
Steigen aus den roten Wellen
Wird der großen Freiheit Tag.

Morgenrot! du treue Leuchte!
Füll' den Himmel an mit Glut,
Und ein Morgenrot befeuchte
Auch die Erde — unſer Blut!
Eine ew'ge Fackel trägſt du
Uns auf's Grab, da flieht der Tod;
Deinen Purpurmantel ſchlägſt du
Um uns her, o Morgenrot!

Börne in Paris.

1846.

Hier ruht die weite Stadt zu meinen Füßen,
Gehüllt in Morgennebel, bleich und fahl,
Und dort ist meine Heimat — lass' dich grüßen,
Du alte Stätte meiner Lust und Qual!
Sieh'! plötzlich kommt die Sonne aufgestiegen.
Die hat zum Gruß mein Deutschland mir gesandt,
Des Berge schon im Morgenschimmer liegen —
Denn wo die Sonne aufgeht, ist mein Vaterland.

Fahr' hin du Grimm, der lang mit mir gerungen,
Du scheues Heimweh, ziehe bei mir ein!
Die alte Liebe hat mein Herz bezwungen:
O Mutter lass' dein Kind mich wieder sein!
Hat auch der Bannfluch dieses Haubt getroffen,
Weit durch die Lüfte reich' ich dir die Hand;
Mein Glaube wächst aufs neue und mein Hoffen —
Denn wo die Sonne aufgeht, ist mein Vaterland.

Ist auch auf deinem weiten Feld der Schmerzen
Für meine Freiheit nicht der kleinste Platz,
Trägt doch manch deutscher Mann im tiefsten Herzen
Das edle Gut als seinen besten Schatz.
Dies müde Herz, es ist wohl bald gebrochen,
Ich sterbe hier, verlassen und verbannt;
Doch an mein Grab wird einst die Freiheit pochen —
Denn wo die Sonne aufgeht, ist mein Vaterland.

Du theures Land, um das ich Weh gelitten,
Du theures Volk, für das mein Leben floß,
Nicht fruchtlos hab' ich deinen Streit gestritten:
Still reift die hohe Kraft in deinem Schoos.
Es kommt der Tag wo deine Fesseln fallen,
Und du dich gürtest mit der Einheit Band;
Dann wirst du ragen frei und groß vor allen —
Denn wo die Sonne aufgeht, ist mein Vaterland.

Leb' wohl, mein Land! ich muß hinuntersteigen,
Zur neuen Heimat kehrt der deutsche Gast;
Doch wenn sie unten höhnend auf dich zeigen,
Weil du manch treues Herz verstoßen hast —
Dann sprech' ich, deutend nach des Ostens Thoren,
Den Blick der Morgenröte zugewandt:
Dort wird das heil'ge Licht zur Welt geboren —
Und wo die Sonne aufgeht, ist mein Vaterland.

Friederich List.

1847.

Hier stehe, treuer Wanderstab!
Hier winket uns ein friedlich Bette;
Dich soll man legen in mein Grab,
Wie dem Kolumbus einst die Kette.
Dich hat mein Land, das mich verstieß,
Dem Flüchtling in die Hand gegeben;
Du Einz'ger der mich nicht verließ,
Nun gilt's zu wandern aus dem Leben!

O Volk, mein Volk! wie hat dies Herz
So heiß und treu für dich geschlagen!
Wie hab' ich, pilgernd, deinen Schmerz
Mit mir durch alle Welt getragen!
Umsonst, umsonst, mein Vaterland!
Sucht' ich aus deinem heil'gen Boden
Mit raschem Mut und starker Hand
Das träge Unkraut auszuroden.

Wohl manches Feld, das ich gepflügt,
Hat jetzt schon grünend ausgeschlagen;
Du Werdegeist, der nimmer trügt,
Du läß'st es reiche Früchte tragen.
Doch weh dem der die Zukunft schaut
Und der die zürnende verrathen!
Das Land, mit seinem Schweiß bethaut,
Trägt andern einst die goldnen Saaten.

Mag mir der Lohn verloren sein,
Holt nur das Vaterland die Garben;
Doch meines Ringens Qual und Pein,
Das sind die Keime die verdarben.
In meinem Haubt des Schaffens Kraft,
In meiner Brust des Wirkens Glühen —
Sie mußt' ich auf der Wanderschaft
In matten Funken leis versprühen.

Weh Deutschland! wenn dein Genius
Vergebens pocht an deinen Thoren,
Und wenn der Mann verfluchen muß,
Daß ihn ein deutsches Weib geboren.
Hier steh' ich einsam und verwaist —
Mein Volk! weh denen die dich lieben!
An deinen Fesseln, deutscher Geist,
Hab' ich die Kraft mir still zerrieben.

Du altes Herz! von Kämpfen matt,
Du Stirn! gepflüget vom Gedanken,
Jetzt weiß ich eine Ruheſtatt,
Die heilt die Müden und die Kranken.
Vielleicht daß Deutſchland meiner denkt,
Sobald ich wohne bei den Toten,
Daß es die Raſt den Waiſen ſchenkt
Die es dem Kämpfer nicht geboten.

Du Schneefeld biſt ſo öd und karg,
So hoffnungslos als wie mein Leben:
Du hohe Alpe biſt ein Sarg
Für eines Mannes hohes Streben.
Ade! es glüht der Berge Haubt
Schon von der Sonne goldnem Kuſſe:
Mein Volk! verlaſſen und beraubt,
Wach' auf, wach auf! an dieſem Schuſſe.

Jordan.

1846.

Wie! hat mir nicht einmal geträumt,
Ich sei so jung, ich sei so stark?
Hat mutig nicht dies Blut geschäumt,
War nicht voll Lebenskraft dies Mark?
Ich bin erwacht aus meinem Traum,
Und sieh' es fährt der Herbst durch's Land,
Die Blätter fallen welk vom Baum,
Und kraftlos zittert meine Hand.

Es war ein Bergmann der im Schacht
Versunken schlief so manch ein Jahr,
Und als man ihn an's Licht gebracht,
War still sein Herz und weiß sein Haar.
Noch einmal sah er Feld und Wald,
Noch einmal trank er Luft genung —
Dann sank in Staub er alsobald:
Er war so alt, die Welt so jung.

Auch du — blick' auf! noch immer schäumt
Der Frühling im Pokal der Welt;
Nur deine Jugend ist versäumt,
Nur deine Wirkenskraft gefällt.
Du hast gerungen und gedacht,
Da brach ein Völkersturm herein —
Was blitzt empor aus dunkelm Schacht?
Das ist der Freiheit Edelstein!

Hinein, mein Herz! und zage nicht,
Ob auch die Wölbung bebt und kracht;
Du hast ein herrlich Grubenlicht,
Das führt dich sicher durch die Nacht.
Voran, o Menschengeist, voran!
Gen böse Geister in den Streit! —
So drang ich vor und brach mir Bahn
In stolzer Freiheitstrunkenheit.

Da sprang in's Schloß das alte Thor,
Und höhnend sprach der Geist der Gruft:
„Verschüttet bist du, junger Thor!
Nimm Abschied nun von Licht und Luft.
Wer hieß dich auch so fest und treu
Dem Volk vertraun bis in den Tod?
Um deinen Kerker schleicht es scheu
Und bittet um sein täglich Brot."

Still! böser Geist! ich wanke nicht,
Schon wächst ein kühneres Geschlecht;
Und nimmst du meinem Tag das Licht,
So leuchtet meiner Nacht das Recht.
Mut, Mut! mein Volk! und sende nur,
Wie oft auch Kämp' um Kämpe fällt,
Die Jugend aus auf unsrer Spur
Mit ihres Blutes Lösegeld.

Ich ausgegrabner Knappe muß
Jetzt bald in Asch' und Staub verwehn;
Ich fühl' des Lebens letzten Kuß
Auf meinen Lippen sanft vergehn.
Nicht nutzlos fall' ich, Vaterland!
Nimm still in deinen Schoos mich ein:
Ich ruhe an des Weges Rand,
Zur Freiheit, doch als Meilenstein.

Der alte Student.

1847.

Horch! wie der Jubel sich rührt auf den Gassen!
Armes Volk! so gedrückt sonst und bang,
Bis in mein Kämmerlein öd und verlassen
Schickst du mir heute den freudigen Klang.
Fastnacht ist es, da willst du vergessen,
Volk! ewig jung, träume frei dich und reich;
Sind's doch auch Träume nur, was ich besessen —
Alter Student, jetzt von Hoffnungen bleich.

Heilige Kräfte die wirken und streben,
Tage der Jugend voll Morgenrot,
O wie hat euch das tötende Leben
Alle entfärbt, und die sorgende Not!
Aber ich trag' als ein Pfand euch im Herzen:
Nur meinem Volk und der Freiheit nur
Schwur ich zu dienen in Wonnen und Schmerzen —
Alter Student, und du hältst deinen Schwur.

Wo sind jene die mit mir geschworen
Treu in dem schweren Dienste zu stehn?
Leise hat sich der Eine verloren,
Still sah den Andern bei Seite ich gehn.
Wie geschmeidig sind nun ihre Rücken!
Wo ich erscheine, da weichen sie scheu.
Helfet nur Freiheit und Volk unterdrücken —
Alter Student, ich bleib' arm und bleib' treu.

Jener dort ist nun Minister geworden,
Der hat als Hofrath ein Recht uns geraubt;
Dieser, bedeckt mit Bändern und Orden,
Predigt dem Volk was er selber nicht glaubt.
Möget ihr glänzen, genießen und scherzen,
Traget ihr doch in der Brust das Gericht;
Ich bin einig mit meinem Herzen —
Alter Student, ich tausch' mit euch nicht.

O wohl möcht' auch ich wirken und pflanzen,
Doch nicht wie ihr, als der Mächtigen Knecht.
Hier fühl' ich Kräfte zu nützen dem Ganzen,
Und zu kämpfen, mein Volk, für dein Recht.
Aber den Genius fesseln die Fürsten,
Und der Nachtwächter hütet das Licht:
Herz! umsonst ist nach Thaten dein Dürsten —
Alter Student, ich verkaufe mich nicht.

Juble nur, juble, mein Volk in den Gassen!
Hasche den Traum, der so schnell dir entschwebt!
Eilt, auf den Festen, ihr Reichen, zu prassen!
Schwelgt auf dem Boden der unter euch bebt!
Einst kommt der Tag, wo der Genius handelt,
Wo dich, mein Volk, dein Elend befreit.
O wer dann noch bei Lebenden wandelt! —
Alter Student, vielleicht kommt deine Zeit.

Die deutschen Bettler.

1847.

Aus Deutschland zieht nach allen Wegen
Von stolzen Bettlern eine Schaar;
Ihr bleiches Antlitz schlägt der Regen,
Der Sturmwind wühlt in ihrem Haar.
Sie tragen ihres Volkes Qualen
Im Herzen tief, ein traurig Bild;
Doch ihre hohen Stirnen stralen —
O seid den deutschen Bettlern mild!

Vom Born der Heimat ausgestoßen,
Geworfen an den nackten Strand,
So rang die Hand der Heimatlosen
Sich schmerzlich los aus Liebeshand.
Es lebt kein Gott um sie zu rächen,
Sie müssen, ein gescheuchtes Wild,
Das harte Brot der Fremde brechen —
O seid den deutschen Bettlern mild!

Auch ihnen winkten frohe Feste
Daheim, wie manchem treuen Knecht;
Da riefen sie in die Paläste:
„Das Volk verhungert, und ihr zecht?!“
Ach! sind die hohen Herrn erschrocken!
Sie so zu stören roh und wild!
Wie leicht kann die Verdauung stocken —
O seid den deutschen Bettlern mild!

So Schweres haben sie verbrochen:
Sie blieben ihrer Jugend treu;
Sie haben für ihr Volk gesprochen,
Und Recht gefordert ohne Scheu.
Sie kämpften mit gezücktem Worte,
Und waren der Bedrückten Schild;
Nun stehn sie stumm an eurer Pforte —
O seid den deutschen Bettlern mild!

Ach! wie dem Baum in fremder Scholle,
Ist ihres Daseins Mark versehrt;
Der blütenleere, lebensvolle,
Er wird vom eignen Saft verzehrt.
Die That gedeiht nicht wo dem Streben
Die Werdekraft aus Wunden quillt:
Sie sterben an verlornem Leben —
O seid den deutschen Bettlern mild!

Preßt ihnen Saft aus euern Trauben,
Theilt freundlich eurer Hütte Raum,
Daß sie sich in der Heimat glauben
Und das Verlorne sehn im Traum.
Denkt daß ihr Rock, zerstückt vom Leide,
Mehr als ein Purpurmantel gilt:
Sie gehen in der Freiheit Kleide —
O seid den deutschen Bettlern mild!

Der Freiheit Schatz, der Wahrheit Segen
War stets den Bettlern anvertraut —
In kleinen Tropfen fällt der Regen,
Doch hoch in Blüten schießt das Kraut.
Auch diesen hat der Geist verkündet
Das Wort, das Wort, das Thränen stillt,
Das Reiche stürzt und Welten gründet —
O seid den deutschen Bettlern mild!

Der Heimgekehrte.

1847.

Sei mir gegrüßt, o Vaterland!
Schon kann ich deine Lüfte trinken,
Schon rührt mein Fuß an deinen Strand,
Auf deinen Boden darf ich sinken.
O Heimat, Heimat! — Räthselwort!
Klangst mir im Herzen fort und fort;
Ich sah die alten Fesseln winken,
Und eilte aus der Freiheit Port.

Wie hast du so mit dunkler Macht
Mein freiheitdurstig Herz umsponnen?
Mir rauschten in des Urwalds Nacht
Der Ströme unentweihte Bronnen.
Der Schöpfung, wie ein träumend Kind,
Lag ich am Mutterbusen lind,
Und habe doch an dich gesonnen,
Indeß in Palmen sang der Wind.

Heimat! mit jedem Morgenrot,
Das du mir sandtest, schwand mein Hassen,
Wie sehnt ich mich nach all der Not,
Dem Jammer all auf deinen Gassen!
O lass' mich theilen deine Pein,
Rief ich, mein Volk, ich bin ja dein!
Wie konnt' ich dich im Kampf verlassen?
Hier bin ich frei — frei und allein!

Mag auch durch Wälder todesstill
Der Sturmchoral der Freiheit sausen —
Ach! wer sie recht besitzen will,
Der muß als Mensch bei Menschen hausen.
Der hat die Freiheit nie gekannt,
Der sie nicht sucht im Vaterland,
Und der in des Jahrhunderts Brausen
Nicht um sie rang mit eigner Hand.

Nimm deinen Sohn, o Heimat! nimm
Ihn wieder auf an deinem Herzen!
Gib meinen Theil von deinem Grimm,
Mein Volk mir, und von deinen Schmerzen!
Mit dir zu kämpfen für dein Recht,
Wird jetzt der Freie wieder Knecht;
Die alte Scharte auszumerzen —
O schaff' uns bald ein ernst Gefecht!

Der Polenmutter Wiegenlied.

1847.

Schlaf', mein Kind, und träume,
Stille iſt die Nacht,
Und die alten Bäume
Flüſtern um die Hütte ſacht.

Schlaf', mein Kind, in tiefem Schlummer
Lieget rings die öde Welt;
Schwere Nacht und blut'ger Kummer
Lagern auf dem weiten Feld.
Durch das Land mit ehrnen Sohlen
Schreitet dumpf die Tyrannei;
Auf den Gräbern edler Polen
Wandeln ihre Schritte frei.

Schließ die Augenlieder,
Schlaf', mein Kind, ſo ſacht;
Waſſer rauſchen nieder
Uebers Wehr die ganze Nacht.

Wiegenlieder klingen leiſe,
Doch die kurze Nacht entflieht;
Dann wird tönen andre Weiſe,
Dann wird dröhnen andres Lied!
Purpurn durch der Träume Weben
Schaut des Lebens Morgenglut,
Purpurn ſchaut es in dein Leben —
Aber von der Väter Blut.

Schlaf', mein Kind, so linde,
Stille ist die Nacht;
Wolken gehn und Winde,
Und der Mond steht auf der Wacht.

Wirst du nach dem Vater fragen,
Lallend kaum, du armes Kind!
Werd' ich dich zum Hügel tragen
Wo sie all begraben sind.
Wo, vom Heimatgrund umschlossen,
Alle liegen Hand in Hand,
Väter, Brüder, Schwertgenossen —
Freiheit, ach! und Vaterland.

Schließ' die Augenlieder,
Schlaf', mein Kind, so sacht;
Alte Heldenlieder
Wehn um's Haus die ganze Nacht.

Schlaf', mein Kind, dir vorzusingen,
Wird die Mutter nimmer müd;
Bist du groß, dann will ich singen
Dir ein Lied das Funken sprüht —
Ha! ein Lied von blut'gen Klingen,
Vaterland und Waffenspiel;
Und das Schwert dich lehren schwingen
Das des Vaters Hand entfiel.

Schlaf', mein Kind, und träume,
Stille ist die Nacht,
Und durch Gottes Räume
Ziehen tausend Sterne sacht.

Der Wilderer.

1847.

Das Pulver auf der Pfanne,
Das Messer in dem Gurt,
So laur' ich tief im Tanne —
Dumpf rauscht es bei der Furt:
Hier fiel er, jäh erschlagen,
Hier lag er blutigrot —
Der Wildbach will mir sagen
Die Mär von seinem Tod.

O Waldnacht still und finster!
Du bist mein Schirm und Schild.
Horch! raschelt's nicht im Ginster?
Nur ein verscheuchtes Wild!
Für dich ist nicht geladen,
Bleib' du im Nest und schlaf';
Bist ja von Gottes Gnaden
Als wie dein Herr, der Graf.

Wir sollen dich ja hegen,
Das unsre Felder nagt,
Und wenn wir dich erlegen,
So werden wir gejagt.
O Vater! schnöd erschossen
Auf diesem blut'gen Plan,
Ich stehe unverdrossen
Auf deinen Mörder an.

Hör' auf emporzusteigen
Aus deiner Totenruh',
Halt' nicht mit starrem Schweigen
Dein klaffend Herze zu.
Ich sah dein Auge brechen
Wie dem gehetzten Wild —
Bei Gott! ich will dich rächen,
Du zürnend Schattenbild!

Schon dacht' ich ihn zu hören,
Den Förster im Revier,
Da kam durch diese Föhren
Ein flücht'ger Mann zu mir.
Der sprach, eh' er entronnen,
Ein Wort in tiefem Groll;
Ich habe lang gesonnen,
Was es bedeuten soll —:

„Laß' ab dies Wild zu treiben,
Wohl ehr' ich deinen Schmerz,
Doch gibt's noch bessre Scheiben
Als wie ein Försterherz.
Ha! einen Schützen kenn' ich,
Der fand sein Ziel gar schnell;
Ha! einen Namen nenn' ich,
Und der heißt Wilhelm Tell."

Die letzte Kuh.

1848.

Nicht länger kann ich dir's verbergen,
Mein krankes Weib, so weh mir's thut:
Heut kommt der Amtmann mit den Schergen
Und pfändet unser Hab' und Gut.
Verfallen ist seit lang die Steuer,
Der Presser sprach schon dreimal zu;
Leer ist der Keller, leer die Scheuer —
Jetzt geht es an die letzte Kuh.

Ihr Futter hab' ich aufgetrieben
Im Walde Nachts beim Mondenschein;
Der Jäger hat mich aufgeschrieben,
Die Strafe kommt noch hintendrein.
Noch schäm' ich mich, denn wie ein Knabe
Hab' ich gestennt vor Amt heut früh:
Die Milch ist deine einz'ge Labe —
Und das ist unsre letzte Kuh.

Horch! Schritte kommen durch die Gasse,
O Gott! man tritt in unser Haus.
Ob ich es stumm geschehen lasse?
Nein, nein! ich werfe sie hinaus.
Doch wär's vergeblich mich zu rächen,
Man gönnte mir im Thurme Ruh'.
Jetzt hör' ich sie im Hausgang sprechen —
Sie holen unsre letzte Kuh.

Horch! horch! die Stallthür ist gegangen,
Nun treten sie zur Krippe her;
Schon ist die Kette losgehangen,
Sie rasselt auf dem Boden schwer.
Das thun sie in des Königs Namen,
Da wage Einer sich herzu!
So möge denn die Hand erlahmen —
Die fortführt unsre letzte Kuh.

Ja, ja! bei Hof sind hohe Gäste,
Ein Lager schlugen sie im Feld;
Da gibt es Bälle, Spiele, Feste,
Drum braucht der König auch sein Geld.
Da schwelgen sie vergnügt im Freien,
Das Volk kommt ohne Strümpf und Schuh'
Den Herren „Vivat hoch!" zu schreien —
Und uns holt man die letzte Kuh.

Fort zieht man sie dort an der Kette,
Wie's treue Thier so kläglich schreit!
Weib! weine nicht in deinem Bette,
Es ist ja unsre Schuldigkeit:
Der König will sich lustig machen,
Drum, armes Weib, verschmachte du!
Die Herren Prinzen wollen lachen —
Das kostet manches Bauern Kuh.

Der ſchleſiſche Weber.

1847.

Was blühſt du, Feld! was prangſt du ſo?
Mein Weib liegt unterm grünen Klei.
Du Nachtigall! was ſchlägſt du froh?
Mein ſüßes Kind liegt auch dabei.
Sie darbten, darbten mit Geduld,
Bis ſie zuletzt geſtorben ſind;
Der Hunger hat ſie eingelullt,
Barmherz'ger als ein Menſchenkind.

Mein Vater zog nach Weſten fort
Mit wankem Fuß und weißem Haar;
Zum Sterben ſucht er einen Ort,
Der alte, müde Proletar.
Mein Mütterlein, das arme Weib,
Das braucht jetzt keine Grube mehr;
Sie ſenkten ihren morſchen Leib
Zur ew'gen Ruh' in's tiefe Meer.

Wohl flüſtert noch der Lindenbaum
Von alter Zeit ob meinem Haubt,
Die Glocken ſingen wie im Traum
Die Lieder die ich ſonſt geglaubt.
Wer ſagt daß Glauben ſelig macht?
O ſchöner Troſt der Ewigkeit!
Wo man euch alſo reich bedacht —
Wann ihr einmal geſtorben ſeid.

Mein Weib liegt unter grünem Klei,
Gott segne ihr die Ruhestätt!
Mein süßes Kind liegt auch dabei,
Sie lagen stets in einem Bett.
Mein Vater zog nach Westen fort,
Mein' Mutter ward des Meeres Raub —
Ich schüttle bald im fernen Port
Von meinem Fuß den deutschen Staub.

O unglückselig Vaterland!
Dein Morgenlicht ist Abendrot;
Am Webstuhl dorrt die fleiß'ge Hand,
Das treuste Herze bricht die Not.
Dein Nachtthau ist die Thräne nur,
Dein Stab, das ist der Wanderstab;
Das Elend reift auf deiner Flur,
Drum ist dein bestes Feld das Grab.

Du gleichst der Mutter die ihr Gut
Mit fremden Buhlen schnöd verpraßt,
Und betteln schickt ihr eigen Blut,
Vor fremde Thüren jagt zu Gast.
Blüh' nur und grüne wie ein Grab,
Bedeck' mit Blumen deine Schand';
Gib her mein Erb', den Bettelstab,
Du unglückselig Vaterland!

Der Auswanderer.

1846.

Die Orgel ſchweigt, die Kirch' iſt aus,
Ade, du altes Gotteshaus!
Heut' ſegnet mich zum letztenmal
Mit frommer Stimme dein Choral.
Ja ſende mir nur deinen Segen
Noch zum Geleit' auf meinen Wegen;
Ich brauch' ihn wohl — weit iſt es ja
Von hier bis nach Amerika.

Kommt, Kinder! morgen geht es fort,
Nehmt Abſchied noch vom Heimatort;
Andächtig geht von Haus zu Haus,
Und dann in Gottes Feld hinaus.
Hier haben wir uns oft gemühet,
Seht, wie nun alles grünt und blühet;
Den Segen heimſt ein Andrer ein —
Das möcht' uns ſchier nichts neues ſein.

So leb' denn wohl, du gutes Land!
Das ich gebaut mit meiner Hand;
So leb' denn wohl, du wackres Feld!
Das ich so lange Jahr' bestellt.
Mögst du, auch wenn wir ferne wandern,
Gedeihn und Früchte tragen Andern!
Leb' wohl, du Himmel treu und blau!
Schenk' diesem Boden milden Thau.

Jetzt kommen wir zur Kirchhofthür',
Da schaut ein schwarzes Kreuzlein für;
Da liegt sie, freundlich eingehegt,
Die euch geboren und gepflegt.
Da liegt sie nun in deutscher Erden —
Ob wir so sanft wohl ruhen werden
Im fremden Land? — Doch Gott ist ja
Bei uns auch in Amerika.

Wohl hätt' ich nimmermehr geglaubt,
Ich trüg' so weit dies alte Haubt;
Wohl hofft' ich, einst an ihrer Seit
Zu ruhn von aller Müdigkeit.
So laßt uns denn zum Hügel treten
Und noch ein Vaterunser beten.
Schlaf' wohl, mein Weib, im Grabe dein!
In Frieden ruhe dein Gebein.

Ach Gott! es ist kein kleiner Schmerz
Für so ein thöricht altes Herz,
Zu lassen Heimat, Feld und Haus,
Und in die weite Welt hinaus! —
Still, Herz! fast wärst du überflossen
Und hättst in Klagen dich ergossen —
Bist ja gestählt in Kampf und Not,
Drum mutig fort in's Abendrot!

Ja, fort nach Abend! Kinder kommt!
Wo unsre Müh' und Arbeit frommt;
Wo nicht, wenn unsern Schweiß wir sän,
Wir Angst und Kummer ernten gehn;
Wo für die Faulen nicht die Garben,
Und für die Fleißigen das Darben —
Kommt! für die Fleiß'gen gibt es ja
Genug Brot in Amerika.

Hier liegt auf uns ein Druck so dumpf,
Der macht uns Haubt und Herze stumpf.
Wir ziehn die Last wohl Jahr für Jahr,
Doch schwerer wird sie immerdar.
Ich weiß nicht, wen ich soll verklagen,
Doch kann kein Herz mehr fröhlich schlagen,
Und was uns fehlet zum Gedeihn,
Ich denk, das muß die Freiheit sein.

In jenen Wäldern, heilig alt,
Gibt Gott uns selber Aufenthalt;
Da weiß man nichts von Herr und Knecht,
Da gilt der Menschheit altes Recht.
Da kann man wieder fröhlich singen,
Wenn tief im Holz die Aexte klingen,
Wenn über uns der Urwald saust,
Darin der Freiheit Odem braust.

Dort schaut hinein in's Abendrot,
Drin ist versunken unsre Not;
Dort glänzt im Morgenlicht ein Strand,
Da blüht ein neues Vaterland.
Da thaut auf's Land der Freiheit Segen,
Daß alle Kräfte froh sich regen —
Wo wir auch seien, Gott ist da!
Auf Kinder! nach Amerika!

Das alte Bettelweib.

1846.

Den reichen Segen habt ihr eben
Geheimst im Feld und auf der Au;
Jetzt holet ihr die Frucht der Reben —
Wo ernte ich, ich arme Frau?
Mein Kleid ist dünn, der Herbstwind brauset,
Ich steh am Weg im feuchten Kot;
Ihr zieht zum Weinberg, singt und schmauset —
Ihr frohen Herzen! gebt mir Brot.

Wohl war auch ich einst jung und blühend,
Man glaubt's mir Alten freilich kaum;
Daß einst dies Antlitz voll und glühend,
Mir selber ist es wie ein Traum.
Doch ach! was kann sie uns gewähren,
Die Jugend, sei sie noch so rot?
Arbeiten, heißt es, und entbehren! —
Ihr frohen Herzen! gebt mir Brot.

Früh mußt' ich aus der Heimat wandern,
Was iſt das Loos der armen Magd?
Sie deckt des Lebens Tiſch den Andern,
Ein Platz daran iſt ihr verſagt.
Ah! all mein Haben war ein Borgen,
Mein ganzes Leben ein Verbot;
Für fremde Freuden mußt' ich ſorgen —
Ihr frohen Herzen! gebt mir Brot.

Die Mutter die ihr Kindlein küßte —
Wie ſchien mir neidenswerth ihr Loos!
Verſiegen ſollten dieſe Brüſte,
Verdorren ſollte dieſer Schoos.
Da kam ein Mann, wohl nicht der beſte,
Der einz'ge der die Hand mir bot;
Die Habe trug er in der Weſte —
Ihr frohen Herzen! gebt mir Brot.

Ich nahm ihn doch — was ſollt' ich hoffen?
Zwar wenn nach Haus er trunken kam,
Hat mich ſein Arm oft ſchwer getroffen,
Doch reut mich nicht daß ich ihn nahm.
Ich hab' der Kinder drei geboren,
Sie wurden groß trotz aller Not;
Nun iſt mein Leben nicht verloren —
Ihr frohen Herzen! gebt mir Brot.

Mein Mann ist plötzlich umgesunken,
Zum erstenmale sanft und mild;
Nachdem er Hab und Gut vertrunken,
Hat ihm der Tod den Durst gestillt.
Die Kinder mühn sich in der Fremde
Vom Morgen- bis zum Abendrot,
Wie ich, bis an ihr Sterbehemde —
Ihr frohen Herzen! gebt mir Brot.

Jetzt bin ich alt und bin alleine,
Der Lust hab' ich nicht viel gesehn;
Ich lache weder noch ich weine,
Es bleibt mir nichts als betteln gehn.
Ein Freund, der einz'ge den ich habe,
Besucht mich bald, das ist der Tod;
Der reicht mir dann wohl bessre Gabe —
Ihr frohen Herzen! gebt mir Brot.

Des Bettlers Lied.

1849.

Ihr reichen Herrn! ihr schönen Frauen!
Ihr geht in froher Sicherheit,
Euch trägt der Baum, euch blühn die Auen,
Mir grünt und reift nichts weit und breit.
Bei eurer Lust denkt meiner Schmerzen,
Und laßt mich nicht am Wege stehn —
Ich hab' kein Feld als eure Herzen
Auf dem ich könnte ernten gehn.

Euch wächst der Wald, ihr dürft ihn hauen,
Das Land ist euer und das Korn;
Euch rinnt der Fluß, ihr dürft ihn stauen,
Der Fisch ist euer und der Born.
Tönt auch in euer fröhlich Scherzen
Wie Grabgesang des Hungers Flehn —
Ich hab' kein Feld als eure Herzen
Auf dem ich könnte ernten gehn.

Die Welt ist Gottes Speisehalle,
Ist euer Gott des Armen Feind?
Die liebe Sonne scheint für alle,
Doch euer ist, was sie bescheint.
Euch segnen jene Himmelskerzen,
Die trostlos auf uns niedersehn —
Ich hab' kein Feld als eure Herzen
Auf dem ich könnte ernten gehn.

Gott will des Feldes Liljen kleiden,
Er speist den Sperling in der Not,
Er nährt die Heerden auf den Weiden —
Der Mensch nur stirbt den Hungertod.
Der Arme kauft mit schnöden Erzen
Von euch sein Leben als ein Lehn —
Ich hab' kein Feld als eure Herzen
Auf dem ich könnte ernten gehn.

Wir müssen darben und entbehren,
Daß ihr könnt reich und glücklich sein;
Holt ihr die Garben, laßt uns ähren,
Schlürft ihr den Schaum, gönnt uns den Wein.
Bei eurer Lust denkt unsrer Schmerzen,
Und laßt mich nicht am Wege stehn —
Ich hab' kein Feld als eure Herzen
Auf dem ich könnte ernten gehn.

Herr Biedermeier.

Mitglied der „besitzenden und gebildeten Klasse."

1846.

Schau', dort spaziert Herr Biedermeier,
Und seine Frau, den Sohn am Arm;
Sein Tritt ist sachte wie auf Eier,
Sein Wahlspruch: Weder kalt noch warm.
Das ist ein Bürger hochgeachtet,
Der geistlich spricht und weltlich trachtet;
Er wohnt in jenem schönen Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus

Gemäßigt stimmt er bei den Wahlen,
Denn er mißbilligt allen Streit;
Obwohl kein Freund vom Steuerzahlen,
Verehrt er sehr die Obrigkeit.
Auf's Rathhaus und vor Amt gerufen,
Zieht er den Hut schon auf den Stufen;
Dann aber geht er stolz nach Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Am Sonntag in der Kirche fehlen,
Das wäre gegen Christenpflicht;
Da holt er Labung seiner Seelen —
Und schlummert, wenn der Pfarrer spricht.
Das führt ihn lieblich bis zum Segen,
Den nimmt der Wackre fromm entgegen.
Dann geht er ganz erbaut nach Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Ach! Wandrer die gen Westen streben!
Wie rühret ihre Not sein Herz!
Wohl sieht er sammeln, doch zu geben,
Vergißt er ganz in seinem Schmerz.
„Ihr Schicksal ruht in Gottes Händen!“
Spricht er — dann geht er auszupfänden,
Nimmt einem Schuldner Hof und Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Den einz'gen, hoffnungsvollen Sprossen —
Denn mehr, das wäre Ueberfluß —
Den hält er klösterlich verschlossen:
Die Sünde stammt ja vom Genuß.
Die Mutter führt ihr Küchlein sittig
Wie eine Henne unter'm Fittig;
Sie sorgt für strenge Zucht im Haus
Und — leiht ihr Geld auf Wucher aus.

O edles Haus! o feine Sitten!
Wo jedes Gift im Keim erstickt;
Wo nur gepflegt wird und gelitten
Was gern sich duckt und wohl sich schickt.
O wahre Bildung ohne Spitzen!
Nur der Besitz kann dich besitzen —
Anstand muß sein in Staat und Haus,
Sonst — geht dem Geld der Wucher aus.

König Humbug.

1847.

Ich bin ein König, das ist klar,
Wieso — das scheint mir dunkel:
Sie pflanzten ins gesalbte Haar
Mir halt der Krone Funkel.
Nun werd' ich, wo ich geh' und steh',
Mit Majestät beladen,
Und bin vom Wirbel bis zur Zeh'
Von lauter Gottesgnaden.

Den Tag fang' ich mit Gähnen an,
Doch schwitz' ich im Theater;
Drum heißt der treue Unterthan
Mich auch den Landesvater.
Die Braven sä'n und schanzen baß,
Wir ernten wo sie ackern;
Ein König ist ein theurer Spaß,
Den zahlen sich die Wackern.

Sie gönnen mir das warme Nest,
Gefügig meinen Winken,
Laff' ich sie nur bei Lied und Fest
Für Recht und Freiheit trinken.
Zum „Denken" geb' ich ihnen Zeit
Im Schank bis Nachts um zwölfe —
Glaubt mir, ein Schaf wird nie gescheit,
Das ist der Trost der Wölfe.

Lied vom Gottesgnadenfritz.

1850.

Das ist der Gottesgnadenfritz,
Von dem will ich euch melden:
Als Hahn im Korb ein schlechter Witz,
Hat er den Bauch des Helden.
Er ist der Fürsten Fürste,
Die Blunz im Kreis der Würste —
Er hat den Kopf voll Grütz, potz Blitz!
Der Gottesgnadenfritz.

Des Morgens trinkt er einen Schnaps
Und thut was oktroyiren;
Des Mittags hat er einen Taps
Und thut sich was blamiren.
Nachts beim Champagnerglase,
Da fällt er auf die Nase —
Spar' Höherm deinen Hals, potz Blitz!
Du Gottesgnadenfritz!

So treibt's der Gottesgnadenfritz,
Er lebt auf allen Vieren;
Er wackelt sehr auf seinem Sitz,
Das fährt ihm in die Nieren.
„He!" ruft er, „komm' und höre,
Du Volk! was ich dir schwöre!" —
Das Halten nur vergißt, potz Blitz!
Der Gottesgnadenfritz.

Komödie spielt er früh und spat,
Potent im Deklamiren;
Die Hungernden in seinem Staat,
Die läßt er füsiliren.
Denn gegen Demokraten
Gab ihm der Herr Soldaten —
Er dient ja nur dem Herrn, potz Blitz!
Der Gottesgnadenfritz.

Das ist der Gottesgnadenfritz,
Sein Mut ist immer heiter;
Denn auf dem Helme, hoch und spitz,
Trägt er den Blitzableiter:
Ja trau du nur dem Wetter,
Du aller Narren Vetter! —
Dir schlägt er doch in's Hirn, der Blitz,
O Gottesgnadenfritz!

Das Lied von der deutschen Treue.

1849.

Es klingt ein Lied wie Orgelton,
Das rühmen alle Kenner;
Das krähn im Mutterleibe schon
Die deutschen Biedermänner;
Und wo ein Dichter Verse schmied't,
Da singt er stets aufs neue
Das alte Lied, das schöne Lied,
Das Lied von der deutschen Treue.

O deutsche Treu' und Redlichkeit!
Familienkrug der Fürsten,
Draus thun dem Volke sie Bescheid,
Wenn sie sein Gut verbürsten.
Aus unserm Honig ihren Meth,
Den brau'n sie ohne Scheue.
Wir singen dann der Majestät
Das Lied von der deutschen Treue.

Gerathen wir einmal in Wut
Und rütteln an der Kette,
Läßt unser Herr uns etwas Blut,
Sanft, mit dem Bayonette.
Geheilt sind wir vom Fieber schon,
Wir dankens ihm voll Reue,
Und singen dann in höherm Ton
Das Lied von der deutschen Treue.

Der König winkt, wir sind bereit
Und waschen uns die Köpfe,
Und fressen voller Biederkeit
Uns auf bis auf die Zöpfe.
Die Wedel lassen wir zurück,
So tapfre läßt kein Leue:
Die wedeln noch den Takt, o Glück!
Zum Lied von der deutschen Treue.

Der König lehrt uns Politik
Ganz gnädig mit dem Kantschu,
Wir beugen selig das Genick
Und küssen ihm den Handschuh.
O gib uns einen Tritt dazu!
Daß unser Herz sich freue:
Solch schöne Strofe füge du
Zum Lied von der deutschen Treue.

Das treuste Vieh ist doch der Hund,
Man lenkt ihn ohne Zügel;
Und schlägt man ihm den Rücken wund,
So leckt er ab den Prügel.
Zuweilen wird er freilich wild,
Doch kriecht er stets aufs neue:
O Hund! du prächtig Titelbild
Zum Lied von der deutschen Treue.

Lied vom Drohnenkönig.

1849.

Es war in einem Bienenſtaat
Ein edler Drohnenkönig,
Der leckte Honig früh und ſpat,
Hatt' Helfer gar nicht wenig.
Er nippt' herum, er tippt' herum,
Er machte nichts als Sum und Brum —
Der König, der war gar nicht dumm,
Der feiſte Drohnenkönig.

Da wurden auch die Bienen klug,
Und ſprachen: „Drohnenkönig!
Du frißſt zwar Honig grad genug,
Doch ſchaffſt du viel zu wenig.
Wir ſummen dir auf dein Gebrumm,
Wir pfeifen auf dein Gaudium —
Wir Völker ſind nicht mehr ſo dumm,
Du fauler Drohnenkönig!"

Die Bienen ſpießten kurz und gut
Den edeln Drohnenkönig,
Verzehrten ihren Zuckerhut,
Und hatten nicht zu wenig.
Sie brachten all die Sippſchaft um,
Da half kein Sum, da half kein Brum —
Die hatten halt kein Chriſtenthum,
Du armer Drohnenkönig.

Michel Rotbart.

1845.

Laſſ' ruhn den Barbaroſſe doch
Auf ſeinem Schwertesknauf,
Laſſ' ihn bei ſeinem Troſſe doch
Und wach du ſelber auf!
Hervor! hervor zum Werke!
Aus deiner langen Nacht,
Mit deiner Heldenſtärke,
Mit deiner Geiſtesmacht!

Die alten Raben ſchwirren wohl
Um deine Berge noch;
Die alten Raben kirren wohl
Die Welt in's alte Joch.
So laſſ' den Bogen klirren
In deiner Fauſt ſo ſtark;
So laſſ' die Bolzen ſchwirren
Den Raben in das Mark!

Gleichwie Vampyre ſchmiegen ſie
Sich leis an jede Bruſt;
Gleichwie Harpyjen fliegen ſie
Auf jeden Kelch der Luſt.
Und willſt du im Verſtecke
Den letzten Flügelſchlag
Erwarten — alter Recke!
Wart' bis zum jüngſten Tag!

Sigfrid.

1848.

Wer kennt die Mär vom Sigfrid nicht?
Die weiß von Fürstendank zu sagen,
Und wie der Kämpe treu und schlicht
Verrathen wurde und erschlagen.
Hier liegt er, bleich und jugendlich,
In seines Liedes Sarkofage —
Mein deutsches Volk! erkennst du dich
In diesem Helden deiner Sage?

Ein Sigfrid gingst du hochgemut
Den fremden Drachen zu verderben,
Du schlugest ihn und nahmst sein Blut
Der Fürsten Mäntel neu zu färben.
Du hast in Treuen dich erprobt,
Und sie befreit durch deine Thaten;
Sie haben Freiheit dir gelobt,
Und nach dem Siege dich verrathen.

Kaum sahn sie deinen Reckenarm,
So ging ihr Mut in Schrecken unter —
Ist doch in deiner Fürsten Schwarm
Gar mancher feige, falsche Gunther!
Nun raunten sie im Bundessaal,
Und hielten Rath mit ihren Großen,
Bis sie dir meuchlerisch den Pfahl
Der Knechtschaft durch das Herz gestoßen.

Da liegst du, herrliche Gestalt!
Auf deinem Schild und deiner Wehre;
Das Auge zu, die Wange kalt —
Doch sinnt die Stirne noch, die hehre.
Und über dir in deinem Haus
Ergeht ein Letzen und ein Laben —
Da theilen sie beim Leichenschmaus
Des Toten Hort, die frechen Raben.

Nun ruhst du, edles Heldenbild!
In Saga's unterird'schem Schlosse,
Wie Dornenröslein ernst und mild,
Und wie der alte Barbarosse.
Du schläfst, wie sie, auf ewig nicht,
Es kommt der Tag, es kommt die Stunde,
Wo Kriemhild deinen Zauber bricht
Und wach dich küßt mit glühem Munde.

Schon zweimal, bei des Hahnes Krähn,
Fuhrſt du empor aus deinem Traume;
Da waren Kön'ge bleich zu ſehn,
Als du geſtöhnt im engen Raume.
Ha! tritt die Grimme her zu dir
Mit blankem Schwert und wehndem Haare,
Wie wirſt du jugendfriſch mit ihr
Dich ſchwingen aus geſprengter Bahre!

Rings fließt der Völker Opferblut,
Und jeder Tag wird morgenröter;
Dein Haus iſt voll von Drachenbrut —
Wach auf! du alter Drachentöter!
Die dich verrathen und beraubt,
Sie leg' zu Grab mit ihren Modern;
Du aber laſſ' auf deinem Haubt
Die angeſtammte Krone lodern!

Die Toten von Leipzig.

1848.

Zu Leipzig auf dem Felde,
Da raunt es in der Nacht:
Es erwachen all die Helden,
Gefallen in jener Schlacht.
Sie singen und sie sagen:
„Wir liegen so manche Stund' —
Wann liegen wir Erschlagnen
In einem freiem Grund?"

Sie sagen und sie klagen:
„Wir ließen Weib und Kind;
Die Freiheit zu erjagen,
Wir ausgezogen sind.
Wir haben sie erworben,
Wir fielen todeswund —
Wann schlummern wir Gestorbnen
In einem freien Grund?"

Sie klagen und sie singen:
„Wir ließen die Jugendluft,
Wir ließen den blauen Himmel,
Weh! über den Verluft.
Die Fürsten haben gebrochen
Was sie schwuren mit bleichem Mund —
Wann rasten wir Betrognen
In einem freien Grund?

Wofür wir das Blut gelassen
In der großen Freiheitsschlacht,
Ein Spottlied auf den Gassen
Haben sie daraus gemacht.
Sie schlagen das Volk in Bande,
Das heißt ein deutscher Bund —
Wann ruhen wir Gefallnen
In einem freien Grund?

Wir sehen Feuer lohen —
Regt sich das Vaterland?
Wir hören dumpfes Grollen —
Naht sich des Rächers Hand?
Ihr Brüder! thut zur Feier
Uns in den Gräbern kund:
Jetzt schlafet ihr Befreier
In einem freien Grund.

Das hat ein König gethan.

1848.

Was brauſet vor dem Schloſſe,
Wie Trauermelodein?
Da liegen viel hundert Tote,
Sie liegen in langen Reihn.
Und Leich' um Leiche tragen
Die Bürger ſtumm heran,
Als wollten ſie ſagen: König!
Da ſieh' was du gethan!

Da liegen ſie, Greis und Knabe,
Starr mit zerfetztem Leib;
Da kommen ſie weinend und klagend,
Braut, Schweſter, Bruder, Weib.
Und jammernde Mütter ſchauen
Die toten Söhne an —:
Herrgott! das hat ein König,
Das hat ein König gethan!

Ein Rufen rings, ein Drohen:
Der König kommt herab;
Er ſalutirt die Toten
Und nimmt die Mütze ab.
Da bluten all' auf's neue
Bei ihres Mörders Nahn,
Als ſprächen ſie: Ein König,
Ein König hat das gethan!

Und viele werden's sprechen,
Viel tausend fern und nah;
Die Völker werden rächen
Den Frevel der geschah.
Auf Sturmesflügeln bricht sich
Durch Land und Länder Bahn
Der Schrei: Das hat ein König,
Das hat ein König gethan!

Weh! Volk, vom eignen Blute
Sind deine Hände rot;
Der Bruder schlug den Bruder,
Weil es ein Fürst gebot.
Ein großes Grab soll alle
In seinen Schoos empfahn;
Auf's Grabmal schreibt: Ein König,
Ein König hat das gethan!

Dies Grab, es wird zum Grabe
Der königlichen Macht;
Die Säer blut'ger Saaten,
Sie ernten eine Schlacht.
Im Blute wird ersticken
Der alten Treue Wahn —
Gottlob! das hat ein König,
Das hat ein König gethan!

Aufruf an die Jugend.

1848.

Wohlauf! ihr deutſchen Herzen!
Schon hat der Hahn gekräht;
Wir haben unter Schmerzen
Die Freiheit ausgeſät;
Wir haben unter Sorgen
Die edle Saat bewacht —
Wohlauf! es naht der Morgen
Der Ernte jetzt mit Macht.

Jetzt ſollen ſie nicht rauben
Dem Volk den Erntertrag;
Wir wollen nichts mehr glauben,
Was man nicht greifen mag.
Und wer nicht hilft erwerben
Dem Volk ſein gutes Recht —
Den möge Gott verderben!
Der iſt ein feiger Knecht.

Bei Gott! wir jungen Herzen
Wir werden einig sein.
Jetzt gilt es auszumerzen
Die lange Schmach und Pein.
Und wenn die Alten zaudern,
Die Jugend steht bereit —
Verstummen muß das Plaudern,
Jetzt ist es Handelns Zeit.

Frisch auf! du deutsche Jugend!
Du hast noch Mark und Blut;
Nur Mut ist jetzt noch Tugend,
Nur Freiheit noch ein Gut.
Wir haben lang die Schande
In uns zurückgepreßt —
Freiheit dem deutschen Lande!
Schmach, wer sein Volk verläßt!

Schwarzrotgold.

1848.

Wie nun auf jedem Fürstenhaus
Die deutschen Fahnen lodern!
Die Farben geben sie heraus,
Wenn wir die Freiheit fodern.
Doch soll ihr schwarzrotgoldner Tand
Uns nimmermehr verderben —
Denn unser schwarzrotgoldnes Band,
Das wollen wir selber färben.

Der schwarze Streifen ist der Tod,
Der ist uns nicht erlassen;
Und unser Blut gibt Röslein rot,
Die blühen auf den Gassen.
Nur mit dem Röslein in der Hand
Darf um die Braut man werben —
Und unser schwarzrotgoldnes Band,
Das wollen wir selber färben.

Was ihr auch sagt, wir wissens doch:
Nur eine Freiheit gibt es;
Und dies Gold muß dir werden noch,
O Deutschland, du geliebtes!
Die Thrönlein müssen in den Sand,
Die Krönlein stracks in Scherben —
Und unser schwarzrotgoldnes Band,
Das wollen wir selber färben.

Was soll uns euer Farbenspiel
Mit seinen faulen Grenzen!
Der freie Mensch ist unser Ziel,
Soweit die Farben glänzen.
Hei! euer altes Machtgewand,
Es harrt der neuen Erben —
Dann wollen wir ein Völkerband
In eitel Purpur färben.

An den Tod.

1848.

Tod! warst sanft und mild geworden,
Sanft und mild wie unsre Zeit;
Aber jetzo deine Horden
Rüstest du zu offnem Streit.
Fahr' denn auf aus deiner Zahmheit
Und besteig' den Krieg, dein Roß!
Zeuch' durch diese Welt voll Lahmheit
Aus mit deinem wilden Troß!

Ja! der Kampf sei uns beschieden!
Er erfrischt uns Mark und Blut;
Und hinweg mit diesem Frieden
Der uns Kraft verzehrt und Mut!
Solch ein Frieden würgt die Besten,
Der die Freiheit nicht erringt;
Und die Sonne kommt aus Westen
Die den rechten Tag uns bringt.

Wie die Frühe aus dem Dampfe,
Aus der Nacht das Morgenrot,
Steigt die Freiheit aus dem Kampfe
Und das Leben aus dem Tod.
Darum auf! du schwarzer Schnitter!
Der die alte Welt verjüngt,
Brause her wie ein Gewitter
Das die dürren Felder düngt.

Gleichwie Ueberschwemmung stürme
Durch des Lebens Niederung,
Und ertränke das Gewürme,
Streife nicht des Adlers Schwung.
Was da auf der Erde kreuchet,
Tritt darnieder in die Gruft;
Was da Flügel hat das fleuchet
Freudig in die freie Luft.

Freiheit die ich meine.

1848.

Die Freiheit ist kein Königsweib
Mit goldgekrönter Stirne;
In Lumpen hüllt sie noch den Leib,
Die vielverstoßne Dirne.
Sie sitzet nicht im hohen Rath,
Der Worte macht statt Thaten:
Die Freiheit schleicht auf ödem Pfad,
Verlassen und verrathen.

Sie ist auch keine Herrenmaid
Mit Rosen in dem Haare;
Die Freiheit geht, in Kampf und Leid,
Am Arm der Proletare.
Sie duldet keinen Heil'genschein,
Und mögt ihr sie auch tadeln:
Sie ist gemein und bleibt gemein,
Und läßt sich nimmer adeln.

Nur seit es stets im Westen tagt,
Will sie französisch lernen;
Obwohl dies vornehm ist, behagt
Es nicht den Herrn mit Sternen.
Doch sie trägt hoch den schönen Kopf
Und ruft mit stolzem Blicke:
Ein Unterthan, das ist ein Tropf —
Vive, vive la république!

Lied vom Robert Blum.

1849.

Was raſſeln denn die Trommeln
Durch Wien ſo dumpf und ſchwer?
Was kommt denn durch die Thore
Im Trauerzug einher?
Sie führen ihn zum Tode
Beim erſten Morgenrote,
Den treuen Robert Blum.

Und zwiſchen den Soldaten
Geht er mit feſtem Schritt,
Der Mann der Barrikaden,
Den Tod, den fürcht't er nit.
„Ihr Fernen und ihr Meinen!
Lebt wohl!“ Da thät er weinen,
Der arme Robert Blum.

„Mein Weib und meine Kinder
Sind dir, mein Volk, vermacht;
Nur Thränen laſſ' ich ihnen,
Drum hab du ihrer Acht.
Hab Acht auf dein Verſprechen:
Die Freiheit ſoll uns rächen,
Dich und den Robert Blum.

O März, o schöner Märzen!
Wie bist du schon so weit!
November mußt' es werden,
Da ist es Säens Zeit.
Mein Blut, das wollen sie säen,
Hei! das wird auferstehen,
Aus jedem Tropfen ein Blum.

Euch Soldaten sei vergeben
Mein Mord und eure Schand';
Für die Freiheit darf ich sterben,
Ade! mein deutsches Land!
Mein Blut darf ich dir schenken,
So wolleſt du mein gedenken,
Des treuen Robert Blum."

Zur Bluthochzeit von 1849.

I.

Ihr Herrn auf euern goldnen Stühlen,
Die ihr geſät habt blut'ge Saat,
Schreckt ihr nicht auf, wenn euern Pfühlen
So mancher bleiche Schemen naht?
Wie wird euch, wenn ſich mitternächtig
Der neue Tag vom alten trennt,
Und wenn die Zukunft wetterträchtig
Empor am Morgenhimmel brennt?

Ihr wagtet es, der treuen Erde
Viel wackre Herzen zu vertraun,
Und bebt nicht, daß er keimen werde,
Der rote Samen, euch zum Graun?
Ha! ſchaffen wird ſie allgewaltig,
Die Erde jetzt, mit uns im Bund,
Bis daß die Ernte tauſendfaltig
Heraufbricht aus dem blut'gen Grund.

Die Bäume ſind des Greuels Boten
Den ihr verſcharrt habt unterm Rain;
Nun braust das Rachelied der Toten
Mit dumpfem Grollen durch den Hain.
Die Vögel haben's nachgeſungen,
Die Wind' und Wellen rauſchen's nach;
Die Welt erzählt mit tauſend Zungen
Von ihrem Ruhm und eurer Schmach.

So würget denn, ihr Blutgeſellen!
Doch ſparet euern feigen Hohn,
Bis aus den Gräbern der Rebellen
Emporwuchs die Rebellion.
Ja! ſcharrt ſie nur, in blut'gen Loden
Und ohne Sarg, in Wall und Hag —
Die wollen ruhn in freiem Boden,
Und warten nicht zum jüngſten Tag.

II.

Ihr habt das Meer und des Stroms Gebraus
In des Winters Feſſeln geſchlagen,
Und habt erbaut euer ſtattliches Haus
Auf dem Eiſe, das muß euch tragen;
Doch horch! wie's ſtöhnt und dröhnt und kracht!
Der Grund iſt lüſtern nach eurer Pracht —
Der Tag wird kommen!

Weh euch! wenn der Frühling ſtürmt und ſaust,
Bis die berſtenden Schollen brechen,
Bis der Bach und der Fluß und der Strom erbraust,
Die gefeſſelten Geiſter ſich rächen;
Und das rote Meer, das vergoſſene Blut,
Den Farao frißt ſammt ſeiner Brut —
Der Tag wird kommen!

Ha! kommen wird er, dem Simson gleich
Die gewachsenen Locken schüttelnd,
Und an den Säulen von eurem Reich
Mit riesigen Armen rüttelnd;
Und wird euch singen ein Lied dabei,
„Allons enfants“ heißt die Melodei —
Der Tag wird kommen!

O herrlicher Auferstehungstag!
Wenn sie aufstehn die Nationen,
Hinwegzufegen mit einem Schlag
Die Throne zusammt den Drohnen;
Wenn das Volk einhertritt zum Gericht,
Und sein gewaltiges Schuldig spricht —
Der Tag wird kommen!

Ha! kommen wird er wie's Morgenrot,
Das heraufsteigt jeden Morgen;
Und kommen wird er als wie der Tod,
Dem bleibt kein Haubt verborgen.
O glühender, blühender Ostertag!
O mächtiger, prächtiger Wetterschlag! —
Der Tag wird kommen!

Selbsthülfe.

1850.

Wenn nichts mehr hilft, wenn gar nichts mehr
Errettet und verfängt,
Hat uns der Herr die blanke Wehr
Als Rechtsbrief umgehängt.
Er gab der Rose ihren Dorn
Und Galle jedem Blut,
Er gab dem Mann den heil'gen Zorn
Und die gerechte Wut.

Wohlan! das Spiel ist nicht zu End',
Ihr Schergen groß und klein!
Verlöschet erst am Firmament
Den Sonn- und Mondenschein;
Blast aus am Himmel Stern um Stern —
So lang das Licht noch wacht,
Wird's immer wieder Tag, ihr Herrn,
Auch nach der schönsten Nacht.

Laßt sehn, ob ihr im Wetter dann
Vor unserm Zorn besteht —
Den Dorn für euch! wenn's wieder an
Ein Rosenbrechen geht.
Mit stahlnen Federn schreiben wir
Den Freibrief, daß euch's graut,
Mit roter Tint', statt auf Papier,
Auf eure Eselshaut.

Sieg der Niederlage.

1850.

Auf der Haid' und in den Rainen
Liegt manch braver Kamerad;
Ach! wie viele von den Meinen,
Von den Meinen, von den Deinen,
Fielen in die blut'ge Mahd?

Wie viel Thränen müssen fließen,
Wie viel Herzen brechen noch,
Auf dem Feld und auf der Wiesen
Wie viel rote Röslein sprießen,
Bis zertrümmert unser Joch?

Wohl! es gibt kein stolzer Sterben
Als auf weitem, breitem Feld:
Was wir mit dem Blut erwerben,
Unsre Lieben sollen's erben —
Freiheit, die sie nährt und hält.

Laßt nur fließen, laßt nur rinnen,
Blut und Thränen in der Nacht,
Laßt die Zeit nur leise spinnen —
Plötzlich auf den höchsten Zinnen
Flammt die Glut die heimlich wacht!

Der Tag des Herrn.

1851.

Der Tag des Herrn, das ist ein Tag
Der sich erschließt wie eine Blüte,
Da jede Seele hoffen mag,
Und jauchzen möchte jed Gemüte.
Ein Duft und Schein ist rings verbreitet,
Der kleinste Halm treibt Aehren gern,
Weil still der Geist der Weihe schreitet
Durch alles Feld am Tag des Herrn.

Da, wenn das Ird'sche grollend wich,
Beginnt, was himmlisch ist, zu klingen;
Die Glocken rührten selber sich,
Vergäß' der Glöckner sie zu schwingen:
Denn wo in eine Brust voll Mühe
Nach langer Nacht der Morgenstern
Heraufführt eine goldne Frühe —
Da läutet sanft der Tag des Herrn.

Und wenn durch eines Denkers Hirn
Der Wollustblitz der Wahrheit zittert;
Und wenn, den Staub noch auf der Stirn,
Ein Knecht die Kette jäh zersplittert;
Und wenn der alten Knechtschaft Erben,
Die Völker, aufstehn nah und fern,
Sich ihre Freiheit zu erwerben —
Das ist der schönste Tag des Herrn.

Der Tag des Herrn, das ist ein Tag,
Ein Tag der Wonnen und der Wunden;
Der harrt auf keinen Glockenschlag,
Und ist an keine Frist gebunden.
Wo Augen glänzen, Herzen klingen
Und Wurzeln schlägt ein edler Kern,
Und wo die Geister sich erschwingen —
Da ist der wahre Tag des Herrn.

Weihnachtslied.

Den deutschen Arbeitern in Paris zum Bescheerungsfest.

1859.

Im Kreise froher Weihnachtsgäste
Sei uns gegrüßt, o Lichterbaum!
Verheißung stralten deine Aeste
Manch kindlichem Erlösungstraum.
Doch was wir mild Bescheertes fanden,
Wie stolz das Halleluja klingt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Wohl folgten, Lieder auf den Lippen,
Die Weisen Bethlem's Leuchte gern;
Wohl lag das Kindlein in der Krippen,
Doch war sein Stern ein Wandelstern.
Die heitern Stralen flohn und schwanden
Wo schwarzer Wahn die Schleier schlingt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Umsonst mit seines Purpurs Falten,
Bedeckt der Gott das Büßerkleid:
Wir können nichts für heilig halten
Als dich allein, Gerechtigkeit!
Die Liebe zwingt mit neuen Banden,
Ob auch die alte Fessel springt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden
Der in die Welt die Freiheit bringt

Kein Himmel kann das Heil uns senden,
Es fällt aus keines Gottes Schoos;
Die Menschheit muß mit eignen Händen
Erkämpfen sich ihr irdisch Loos.
Er kommt in rußigen Gewanden,
Der Retter der die Hölle zwingt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Erkenntniß heißt die Bundeslade
Die Wahrheit gibt und Tugend schafft;
Und Arbeit heißt die Wirkungsgnade
Die uns erlöst — durch unsre Kraft.
Wann wir den Erbfluch überwanden
Der Hand und Hirn der Not verdingt —
Dann ist der Heliand erstanden
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Schon pflanzt der Geist, der Ueberwinder,
Der Arbeit großen Friedensbaum,
Um den die Völker einst, wie Kinder,
Sich schaaren unterm Himmelsraum.
O Weihnacht! wann er ob den Landen
Die ries'gen Lichteräste schwingt —
Dann ist in jeder Brust erstanden
Der Heiland der die Freiheit bringt.

Sinngedichte.

Sinn und Unsinn sind Geschwister,
Wohnen unter einem Zelt;
Unsinn ist ein Erzfilister,
Der den Sinn gefangen hält.
Kommt der Dichter als Befreier,
Der ein Bein dem Unsinn stellt
Und den Sinn, mit seiner Leier
Klang, hinauslockt in die Welt.

Nacht.

Nächtlicher Himmel! du gleichst der ſtillen unendlichen Heide
Drauf, in Schaaren gedrängt, goldener Ginſter erblüht.
Silbernes Stralengeweb', wie Sommerfäden, entſpinnt ſich,
Die von Blüte zu Blüt' über das Heideland wehn.

Schmetterling.

Kaum ſind die Blumen erblüht, ſo ſtürzen die brennenden Falter
In die Kelche herab, wie in ihr heimatlich Haus.
Liebliche Blüten der Luft, ſeid ihr die Seelen der Blumen
Welche der Winter begrub, welche der Frühling erweckt?

An die Theologen.

Statt des Aechten, des Menschen, gebt ein Surrogat ihr, den Christen;
Aber euer Produkt sinkt bei uns täglich im Preis.
Seit wir das Menschenthum kosten, da will uns das Christenthum nimmer
Munden: ich hoffe, ihr geht sammt der Fabrike zu Grund.

Erbsünde.

Freigeist nennst du mich, Freund? — Du weißt nicht, wie vieles ich glaube;
Die Erbsünde sogar ist mir historisch gewiß;
Weitergezeugt von Geschlecht zu Geschlechtern, das schlimmste von allen
Uebeln, verzehrt sie den Sohn, dem sie den Vater erdrückt.
Hilft kein Fasten und Beten, und hilft kein Papst, denn die Dummheit
Ist fatal wie der Tod: wächst doch für beide kein Kraut.

Die Gebildeten.

Wirklich! gebildet nennet ihr euch, ihr Herren und Damen,
Weil ihr, lackirt und frisirt, hübsch zu scherwenzeln versteht?
Seht welch niedlicher Hund! wie abgerichtet und artig!
Wie er euch schwänzelnd begrüßt — welcher gebildete Hund!

Fortschritt.

Einst, in roherer Zeit, da warf der Krieger den Säbel
In die Wage des Rechts, wenn er das Lösegeld wog.
Jetzt den Geldsack legt auf die Wage der Krämer und wiegt dem
Säbel die Rechtsgewalt zu — das ist die feinere Zeit.

Umtaufung.

Bei Weinsberg liegt die Weibertreu,
Das wissen alle Leute.
Manch Sänger pries dies alt Gebäu
Und preiset es noch heute.

Doch daß der Frauen holde Schaar
Die Männer dort getragen,
Das scheint mir nicht so wunderbar
Als wie die Dichter sagen.

Was dort ein deutscher Fürst gethan
Das scheint mir wunderbarer:
Er hielt sein Wort dem Unterthan,
Das ist, bei Gott! viel rarer.

Der Kaiser sprach: „Ein Fürstenwort
Sei fest wie Stahl und Eisen." —
Kein Zollern kommandirte dort,
Und Rastatt liegt in Preußen. —

Drum heiße „Fürstentreu" fortan
Die Weibertreu uns allen;
Dann wird auch keiner Zweifel han,
Warum sie so verfallen.

Herr Qualmann.

Herr Qualmann schrieb im Tacituston
Die schlimme französische Revolution,
Doch blieb er stehen vor dem Thron.
Wo's Revoluzzen angefangen,
Ist ihm der Faden ausgegangen;
Vergrub, wie Vogel Strauß den Kopf,
In Streusand seinen Sauertopf,
Und meinte, weil er nichts gesehn,
Sei nichts Gescheites mehr geschehn —
Ein ächter Professor, die Brill' im Gesicht,
Sieht er den Wald vor Bäumen nicht.

Herr Qualmann schrieb im Tacituston
Die gute englische Revolution,
Studirte eifrig den englischen Staat
Und pries ihn früh und pries ihn spat,
Docirt auch zu Frankfurt ganz perfekt,
Nur Eines hat er nicht entdeckt:
Daß die Engelländer mit guten Hieben
Einen König köpften und einen vertrieben,
Bis man ihnen die Quittung unterschrieben.
Gar mancher Professor, der bei ihm gesessen,
Hat dort sein **Fabula docet** vergessen.

Compenſationen.

Ich liebe die deutſche Gründlichkeit,
Sie kann keinen Apfel eſſen,
Sie wiſſe denn, von welchem Baum
Sein Urkern fiel vordeſſen.

Sie denkt und denkt, doch bis ſie ſich
Das tiefe Wiſſen erworben —
Die Aepfel ſind verfault ſeit lang,
Die Menſchen ſind geſtorben.

„Doch — ſpricht ſie — es iſt beſſer ſo,
Daß die Aepfel die Schweine freſſen,
Als daß wir ſie ſelbſt ohne Vorbedacht
Und ohne Nachbedacht eſſen.

Jetzt können wir unſern deutſchen Schmerz
Doch klagen, und das iſt lyriſch;
Doch zu genießen ſo gradezu,
So ohne Vernunft, iſt thieriſch.“

Schad' iſt's daß Adam kein Deutſcher war,
Er hätte ſo lang nicht gebiſſen,
Bis er die Zähne verloren hätt' —
Wir würden von Not nichts wiſſen.

Drum lieb' ich die deutſche Gründlichkeit,
Die leider zu ſpät geboren;
Doch hat ſie etwas kurze Füß',
So hat ſie lange Ohren.

Naturgeschichtlich.

Fürcht' dich nit vor langen Armen,
Was vom Affen gilt und Mohren,
Gilt vom Fürsten und Gensdarmen:
Lange Arme — kurze Stirne!

In die allerhöchsten Ohren
Pfeif' nur lustig dieses Carmen:
Sei sie noch so hochgeboren,
Wenn sie reif ist, fällt die Birne.

Weltgeschichtlich.

Kein Herzog schreitet mehr voran der Menschheit Heeren,
Die Zukunft muß das Volk mit seinem Blute nähren.
Den Königen entsinkt der Zepter der Geschichte,
Die Völker brechen ihn als Stab beim Weltgerichte.

Glücklicher Ausgang.

Sie haben nicht Duell gespielt,
Sie schoßen sich ganz gebührlich;
Nur haben sie nach dem Hirn gezielt,
Da trafen sie nichts — natürlich!

Laster der Tugend.

Du strebst für's Ganze, Freund? — so wandre!
Hier können wir dir nichts Guts versprechen;
Es gibt in der Welt kein größer Verbrechen
Als besser zu sein wie Andre.

Traumschaden.

Ein Träumer lebt stets vom kommenden Tag,
Und kommt das Glück so steht er verdrossen;
Denn was er auch gewinnen mag —
Er hat alles im Voraus genossen.

Scheinheiligkeit.

Mein Wort ist dir zu unverbrämt,
Zu derb für deinen keuschen Magen? —
Was du zu thun dich nicht geschämt,
Soll ich mich schämen, das zu sagen?

Bester Trost.

Mein Lieb! du lädtst zur Hochzeit ein?
Ei! laß' mich Tag und Stunde wissen.
Mein warst du, Schatz, so sei denn sein —
Was ich besessen, kann ich missen.

Letzte Tröstung.

Da sitzt sie fromm auf ihrer Schönheit Trümmern,
Die sonst die Zeit mit Beten nicht verloren;
Doch seit die Herrn sich nicht mehr um sie kümmern,
Hat sie den Herrn als letzten Trost erkoren.

In einen Korb.

Du ſagſt, mein Kind, ich ſei zu alt;
Ein hohler Hans aus Lack und Flinter
Behagt dir mehr? So nimm ihn halt —
Ein Gänschen macht noch keinen Winter.

Herbſt.

Ach! nun iſt die Zeit gekommen,
Holde Mädchen, uns zu trennen;
Und ſo ſchöne Flammen ſollen
Fürder nicht gemeinſam brennen.

Graubereift und kahlgerüttelt,
Ward ich euch zu alt zum Lieben;
Und zur Weisheit, ſüße Frätzchen,
Seid ihr mir zu jung geblieben.

Stein ſtatt Brot.

Um Beiſtand pocht' ich an dein Ohr,
Nun kommſt du mir mit einer Predigt?
Und rechneſt mir die Aber vor,
Kaum daß ich ihrer mich entledigt?

Ich weiß, du biſt vom klügſten Schlag,
Doch kann ich ſelber mich belehren —
Biſt du nicht der, der helfen mag,
So laſſ' mich deines Raths entbehren.

Freundesart.

Mein lieber Freund, du halfeſt mir,
Das iſt recht ſchön, ich danke dir.
Doch willſt du nun in meine Sachen
Dich mengen und das Schickſal machen,
Mich meiſtern gar und mich ermahnen,
Wo ich will gehn auf meinen Bahnen —
Dafür bedankt ſich doch mein Dank;
Laſſ' ab von mir, ſonſt gibt es Zank.
Ich ſpinne gern am eignen Rocken,
Verdau' gern ſelber meine Brocken,
Und finde daß die Tyrannei
Der Freundſchaft die allerſchlimmſte ſei.

Filister.

Filister sind scharmante Leute,
Immer die Gleichen, gestern wie heute,
Immer Dieselben, heute wie morgen,
Weil sie für ihren Nachwuchs sorgen.
Filister sind scharmante Leute,
Die vor fremden Thüren kehren,
Und im Schmutz die eigne lassen;
Andern einen Trunk verwehren,
Und am offnen Spundloch prassen;
Flecken zählen an den Andern,
Und doch selbst im Kote wandern;
Unermessnes mit Ellen messen,
Wenn sie die Brille nicht vergessen;
Die, wenn Kerker stürzen sollen,
Mit dem Spazierstock stützen wollen;
Wenn man einen Kraftgedanken
Ihnen schenkt, wie Trunkne wanken;
Wenn die Wahrheit will sonnig scheinen,
Hinterm Ofenschirme greinen;
Wo Begeistrungsflammen brennen,
Mit der Feuerspritze rennen;
Die mit ihrer Dummheit prahlen —
Aber baar bezahlen.

Kritikaſter.

Da haſt du was und freuſt dich dran,
Meinſt du damit ſei's abgethan?
Paſſ' auf! du biſt noch nicht am Schluß,
Mußt hören erſt den Kritikus.
Der kommt dir ungebeten in's Haus,
Mißt deine Freud' mit dem Ellmeß aus,
Wiegt auf der Goldwag haar und ſcharf,
Wie ſehr dein Herz bewundern darf;
Oder rechnet dir gar mathematiſch vor,
Was maßen du ein rechter Thor,
Dich zu ergetzen an ſolchem Schund,
Daß du erſchrickſt im Herzensgrund
Und dir fürnimmſt mit theurem Schwur,
Mit ſeiner hohen Erlaubniß nur
Inskünftig wieder erbaut zu ſein.
So macht er dich gebildet fein,
Daß du mit Zweifel nur und Grauen
Das Schöne wagſt noch anzuſchauen.
Das nenn' ich einen chriſtlichen Wandel!
Nur Eines irrt mich bei dem Handel,
Nur Eines kann ich nicht unterſcheiden —
Wer der größte Narr iſt von euch Beiden.

Professorenart.

Ein Ding, das bringt mich stets in Wut:
Alles soll unter einen Hut.
Ist doch die Schöpfung so reich bestellt,
So vielerlei Wirkung in der Welt!
Wird gezwickt dran und gezwackt,
Wird in's gleiche Schubfach gepackt.
Können nichts im Urstand lassen,
Wie's die Natur so klug verbunden,
Können nichts begreifen und fassen,
Sie hätten ihm denn einen Titel gefunden,
Einen Namen, ein weites Gewissen,
Ein rechtes Dummheitsruhekissen.
Paßt wohl wie die Faust auf's Aug',
Ist ihnen gleich, ob's hink' oder taug'.
Da sollen die schaffenden Gewalten,
Alle die Kräfte, die mannigfalten,
Hervor aus einem Worte gehn,
Die Welt soll auf der Nadelspitz' stehn.
Ewiges Schachteln und Einbalsamiren! —
Die verfluchten Gesellen!
Woll'n uns lebendig in Spiritus stellen,
Um uns gemächlich zu classifiziren.

Frau Kirche.

Frau Kirche war einſt kerngeſund,
Vausbackig, rotwangig, kugelrund:
Konnte Glaubenskieſelſtein kauen,
Dogmatiſche Hufeiſen gar verdauen;
Führte wohl etwas ſträflichen Wandel,
Stack in manchem Liebeshandel,
Hat dann zur Sühn' etlich Ketzer geröſtet —
Aber die Gläub'gen mit Ablaß getröſtet.
War ganz wuſlig, krabblig, fidel,
Soſ ganz heidniſch und machte Krakeel:
Stand auch mit Herrn Jocus auf's Beſte,
Hatt' ihre Narren- und Eſelsfeſte.
Doch nun ſie alt und breſthaft ward,
Griesgram und von ſchlottriger Art,
Kann ſie den Witz nicht mehr vertragen —
Iſt ein Beweis von ſchlechtem Magen.
Seit ſie taub ward auf einem Ohr
Und ihre beſten Fangzähn' verlor,
Iſt ſie zum Lachen viel zu faul,
Weiſt auch nit gern ihr zahnlos Maul:
Wehrt nun Andern Luſt und Lachen,
Wie's alle alten Betſchweſtern machen.

Frau Moral.

Die Moral ist eine wackre Madam,
Scheert Alles über einen Kamm;
Macht's wie der Dorfbarbier fürwahr:
Wenn der den Bauern schneid't das Haar,
Nimmt er ein holzen Schüsselein,
Das setzt er jedem auf den Kopf,
Sei nun sein Schädel groß oder klein,
Und was hervorguckt von dem Schopf,
Das scheert er ab wie nach der Schnur;
Das nennt er dann eine Haarfrisur.

Die neuen Crispine.

Die alten Pfaffen, die laß' ich in Ruh',
Die stahlen doch noch den Reichen das Leder
Und flickten den Armen damit die Schuh'!
Doch mit den heutigen bleibt mir zu Haus;
Ob auf der Kanzel, ob auf dem Katheder,
Ein umgekehrter Crispin ist ein Jeder:
Zwar haben sie nicht verlernt das Gemaus —
Doch stehlen sie jetzt den Armen das Leder
Und machen den Reichen Stiefel daraus.

Kanzel und Katheder.

Prälat.

Mit Verlaub, Herr Doktor, ich bin so frei,
Führ' euch da vier Herren bei;
Heißt sie willkommen in eurem Haus.

Professor.

Die sehn mir gar verdächtig aus.

Prälat.

Sind wackere Leute und leidliche Christen,
Es sind die vier Evangelisten.

Professor.

So was hab' ich doch gleich gedacht.

Prälat.

Wir hätten mit euch gern Fried' gemacht.
Daß ich's nur sage kurz und gut:
Ihr seid halt doch aus geistlichem Blut,
Das treibt selbst der Teufel nicht ganz aus;
Das freut uns Alle überaus.
Seitdem ihr Landstand seid geworden,
Preisen euch die Pfaffen aller Orden;
Und seit ihr gegen die Preßfreiheit
So recht von Herzen Flammen speit,
Steht es mit eurem Christenthum
Schon nicht mehr ganz so schief und krumm.

Kurz! ihr habt den Beifall und den Dank
Der Prälaten- und der Ritterbank.
Zwar habt ihr früher — das hat uns verletzt —
Unsern Herrgott **quasi** abgesetzt,
Und wolltet Niemand nichts lassen glauben,
Als was Verstand und Vernunft erlauben;
Und das taugt nicht in den geistlichen Kram,
Der mit der Vernunft noch nie weit kam.
Doch seit ihr Minister und Königthum
Heilig gesprochen habt um und um,
Seitdem ihr nimmer wollt dulden noch leiden
Daß die Wühler dran mäkeln so unbescheiden —
Können wir nimmer meinen noch denken,
Ihr wollet Gott nicht die nämlich Ehr' schenken,
Ihr wollt an die Herren lassen glauben,
Und den Herrn allein des Kredits berauben,
Den er so schwer wie ein andrer Mann
In so schlechten Zeiten missen kann.
Herr Doktor! ihr könntet mit Christi Söhnen
Euch jetzo sonder Scheu versöhnen;
Drum bietet die Hand und laßt euch rathen —
Ihr gäbet noch einen frommen Prälaten.

Professor.

Mein Herr Magister lobesan,
Bleibt mir mit solchem Bund zu Haus;
Seht nur einmal die Leute an,
Die sehn ja gottsvergessen aus!
Mit Heckerbärten, rotem Gewand
Und leeren Taschen — 's ist eine Schand'!
Ihr meint, ich sei verändert und neu?
Glaubt nur, ich blieb mir immer treu;

Denn schon seit Jahren ist mir's klar
Daß Christus der größte Wühler war,
Und die Apostel und Evangelisten
Die ersten Anarchisten und Communisten.
Das ist in der Bibel deutlich zu lesen,
Weiß nicht wie ihr so blind gewesen.
Ja, kämen die mit ihrer Lehr'
Und Aufruhrpredigt heut daher,
Sie säßen auf der Festung schon
Zum Schutz von Ordnung, Gesetz und Thron.
Drum, bin ich den Herren gut zu Rath,
Machen sie sich fort, eh' früh als spat.

Markus.

Der Herr Doktor werden verzeihen,
Könnten uns wohl ein paar Gulden leihen
Zur Heimreis', denn der Weg ist weit;
Hatten gehofft auf bessern Bescheid.

Professor.

Die Lunten hab' ich doch gleich gerochen,
Hat mich ordentlich in die Nase gestochen.
Macht euch nur fort, ihr Vagabunden!
Hab' mein Geld weder gestohlen noch gefunden.

Markus.

Doch des Herrn Prälaten christlich Gemüte
Verleiht uns was? O habt die Güte
Und laßt uns in so schlimmer Zeit
Nicht stecken in dieser Verlegenheit.

Prälat.

Ach Gott! ich bin ein armer Mann,
Thu' zwar den Bettlern, was ich kann,

Doch wißt ihr daß der Herre ſprach:
Jagt nicht den irdiſchen Gütern nach!
Drum hab' ich die Ehre mich zu empfehlen,
Die Himmelsſpeiſe wird euch nicht fehlen.

Mathäus.

Heißt das mit Liebe den Dürftigen nähren?
Verſteht ihr ſo die chriſtlichen Lehren?

Prälat.

Ihr könnt getroſt den Heimweg antreten,
Werd' in der Kirche für euch beten.
Doch rath' ich wohlmeinend das Fechten zu laſſen,
Sonſt möchten euch die Gensdarmen faſſen.
Ein Wanderbuch werdet ihr auch nicht beſitzen,
Da gilt's: Augen aufthun und Ohren ſpitzen.
Helft euch mit Sprüchen und chriſtlichem Weſen,
Ihr ſeid ja in der Bibel beleſen.

Lukas.

Ach! als wir unter Heiden gegangen,
Da wurden wir menſchlicher empfangen.

Prälat.

Geleit' euch höflich bis zur Thüren,
Der Herr wird die Seinen ſchon weiter führen.

Johannes.

O weh! ich fürchte wir haben die Welt
Mit unſerm Chriſtenthum ſchlimm beſtellt.

Prälat.

Gottlob! Herr Doktor, jetzt ſind ſie fort!
O ſagt, ich bitt' euch, nicht ein Wort

Daß ich die Leute brachte her,
Hätte davon doch wenig Ehr'.
Wir können fortan auch gute Chriſten
Bleiben ohne die Evangeliſten —
Wollen da gleich leihen und pumpen!

Profeſſor.

Ich ſagt's ja gleich, es ſind halt Lumpen.

Der fromme Mann.

Es war einmal ein junges Blut,
Das liebte treu und wohlgemut,
Und hat zu leben froh gewußt,
Bis es am Ende ſterben mußt'.

Und als es kam zur Himmelsthür',
Da trat Herr Petrus brummend für:
„Du warſt auf Erden ſelig ſchon —
Sprach er — und haſt dahin den Lohn."

Das hört' der Herr' im Himmel ſein,
Der rief: „Mein Sohn! tritt nur herein;
Wer ſchon auf Erden ſelig war,
Das iſt ein frommer Mann fürwahr."

Honoratiorenlied.

Heil dir und Preis, du Landeskraft
Der Honoratioren!
Wer Geld hat, braucht in Wissenschaft
Nicht sein Gehirn zu schmoren.
Er ist des Staates höchste Zier,
Er trägt die längsten Ohren;
Und seinen Ruhm verkünden wir,
Wir Honoratioren.

Durch's Leben gehn wir wie ein Bolz,
Wir Honoratioren,
Zu Lust und Ehr', zu Glück und Stolz
Vom Himmel auserkoren.
Und sterben wir, so ruft mit Macht
An seinen Himmelsthoren
Der heil'ge Petrus: „Platz gemacht
Für Honoratioren!"

„Verbotner Eingang" schrieben gleich
Wir Honoratioren
An ein besondres Himmelreich
Für Leute wohlgeboren.
Da sind wir selig ganz allein,
Vom Pöbel ungeschoren —
Wie könnten wir sonst selig sein,
Wir Honoratioren?!

Allerlei Musen.

Epos.

Die Dante, Milton und Klopstock verdarben
Dem Leser den Magen mit Mamuthgedichten;
Nun komm' ich mit niedlich vergoldeten Pillen,
Den Gaum euch wieder einzurichten.

Ballade.

Was soll ich euch singen und sagen
Von jenen alten Tagen?
Was soll ich euch sagen und singen?
Die Herzen sind voll von heutigen Dingen.

Ode.

Zu ätherisch ungereimt,
Kam ich dichtend aus der Mode,
Und so tracht' ich nun als Od,
Eine physikal'sche Ode.

Liebeslied.

Ich pfeife auf dem letzten Loch,
Kein Zapfen hilft, kein Leim —
So du nicht weißt, Sankt Freiligrath!
Auf Mitgift einen Reim.

Sinn-Gedicht.

Schon mein Name epigrammt,
Monarchiſten! merkt ihr's nicht?
Ei! wo Unſinn König iſt,
Da iſt freilich Sinn Gedicht.

Vierzeile.

In Vielem wenig ſagt
Der Schüler voll Behagen,
In Wen'gem vieles weiß
Der Meiſter nur zu ſagen.

Hiſtoriſches Drama.

Wie! mein Held ſoll unwahr ſein?
Seht doch! auf zwei Füßen ſteht er
Wie ein Menſch, und wollt ihr ihn
Nicht als Paul — ſo heißt ihn Peter.

Schauſpiel.

Was im Großen wirkt und handelt
Lebet in der Weltgeſchichte;
Größe die im Stillen wandelt,
Fordert Leben vom Gedichte.

Trauerſpiel.

Schlecht geſpielt habt ihr das Drama:
„Freiheit" — und der Vorhang fiel;
Zu viel Trauer hat die Welt nun,
Und der Geiſt zu wenig Spiel.

Luſtſpiel.

Und ich armes Luſtſpiel gar,
Wie ſoll ich mein Leben friſten?
Seit dem achtundvierz'ger Jahr
Gibt's nur Tröpfe noch und Chriſten.

Oper.

Ich ſpende hohen Kunſtgenuß
Aus pappnen Zauberſchalen —
Denn wenn die Welt von Freiheit träumt,
So muß man ihr was malen;
Und wenn das Volk nach Fortſchritt ruft,
So muß man ihm was tanzen.
Muſik gehört zum Ganzen.

Politiſches Gedicht.

Verbannt nur mich gereimte Kritik,
Die Sache bleibt ungereimt kritiſch —
So lang ihr bleibt — und jedes Gedicht
Wird unter der Hand euch politiſch.

An die deutsche Poesie.

Liebe deutsche Poesie,
Laß' in's Aug dir einmal schauen!
Gehst einher so reich geschmückt,
In den seltensten Gewändern,
Daß ich nicht kann einig werden,
Wie ich es mir deuten soll.

Weißt du noch? in frühern Tagen
Bist du still und schlicht gegangen,
In der eignen Schönheit prangend,
Wie ein Mädchen von dem Lande,
Leicht geschürzt und sittsam glühend,
Stralend in der Jugend Fülle;
Hattest deinen keuschen Busen
Nur mit einer frischen Rose
Aus dem nächsten Busch gezieret,
Und noch keine Gartenblumen
Mit den Wurzeln ausgerissen
Sie an deine Brust zu stecken.

Aber jetzt in Plusgewändern,
Wohl mit tausendfält'gen Falten,
Rauschst du stolz an mir vorüber:
Deiner Kleider reiche Stoffe
Sind aus Indien verschrieben,
Oder gar aus China, oder
Aus dem Land der dürren Wüste.

Und mit Blumen unſrer Felder
Biſt du jetzt nicht mehr zufrieden,
Denn ich ſeh' wie deine Pfleger
Ferner Länder Blumen holen
Und in's Glashaus ſie verpflanzen,
Deine Schläfe zu bekränzen.

Und ich ſeh' wie deine Pfleger
In der Sprache Bergwerk fahren
Und aus den geheimſten Höhlen
Seltene Metalle brechen:
Mit Dämonen gar im Bunde,
Niegekannte Edelſteine
Aus dem Schoos der Tiefe heben,
Deinen ſtolzen Hals zu zieren.

Und ich ſeh' wie deine Pfleger
Steigend in die Taucherglocke,
Kühn in der Filoſofie
Dunkle Meerestiefen tauchen,
Mutig all' die Felſenklippen,
Die Korallenbank durchwühlen,
Nach den größten Perlen ſuchend,
Sie dir in dein Haar zu flechten.

Sage mir nun, holde Göttin,
Ob du Braut jetzt biſt geworden,
Ob man dich ſo voll und reich
Schmückt zu deinem Hochzeittage?
Oder ob du ſeit den ſchlichten
Und beſcheidnen Jugendjahren
Biſt zur alten Jungfer worden?
Ob du dich ſo reichlich zierſt,

Deine Runzeln, deine Falten
Mit dem hellen Schmuck zu decken,
Wie die alten Fräulein thun?

Doch was hör ich? Donner rollen,
Und die Schlachtentrommeln wirbeln?
Ha! und auf dein friedlich Haubt
Seh' ich einen Helm gedrückt?
Und in deine zarten Hände
Gaben dir die wilden Pfleger
Gar ein Schlachtschwert, weithinglänzend?
Und die Lärmtrommeten blasen,
Und des Sturmes Glocken dröhnen?
Ist das Brautmusik, du Holde?

Ja! die wilden Pfleger wollen
Mit dem Kriege dich vermählen,
Und mit diesem grimmen Gotte
Sollst du uns die Freiheit zeugen —
O du unerfahrnes Mädchen!
Weißt wohl nicht? — es ist gefährlich
Mit der Freiheit schwanger gehn!

Zwar es ist recht schön von dir
Daß du nicht mehr still und einsam
Willst durch Lenzgefilde wallen,
Nicht mehr unterm Baldachin
Beim Turnei der Minne sitzen,
Nicht mehr an der stolzen Pracht
Fremder Länder dich erfreun;
Daß du jetzo willst im Lande
Bleiben, redlich dich zu nähren,
Und dich aus der Wälder Frieden
In's Gewühl der Städte wagen,

Und mit tieferregter Bruſt
In des Elends Hütte treten;
Daß du, ſtatt des Schwelgers Stirne
Mit der Blumen ſüßem Dufte
Zu umwinden, Balſam in der
Menſchheit Wunden träufeln willſt.
Laſſ' nur deine Stimme ſchallen,
Rufe Freiheit, Freiheit! daß es
Tauſendſtimmig wiederhalle
In der Bruſt des ganzen Volkes;
Sei der Unterdrückten Anwalt,
Sprich für ſie mit ehrner Zunge —
Aber laſſ' das Erz der Waffen,
Laſſ' es andern Händen über.

Sieh' dort naht dein wilder Bräut'gam,
Zack'ge Blitze in der Fauſt,
Schreitet donnernd er, wie Zeus;
Und die hohen Himmel dröhnen,
Und die arme Erde zucket
Von dem Beben ſeiner Brauen.
Nimm in Acht dich, unerfahrnes
Deutſches Mädchen, daß der Donnrer
Dich nicht, wie einſt Semele
In dem Blitzgewand umarme!
Daß die blut'ge Lohe nicht
Deine holden Glieder ſenge,
Und dein ſchöner, ſüßer Leib nicht
Unter dieſes Gatten wildem
Ungeſtüm zuſammenſchaure!

Laſſ' ihn ziehn, den grimmen Freier,
Deiner harrt ein ſchönres Band:

Freudig führen wir die Braut
Aus dem Wolkenhause, wo
Sie in stolzer Fern' sich wiegte,
Auf die rauhe Erde nieder
Zur Vermählung mit dem Leben.
Sei willkommen, Holde, an
Solchen Ehbunds goldner Schwelle!

In ein Stammbuch.

Der Mensch gleicht einem Baume: so wie dieser
Muß er die Wurzeln in die Erde senken
Und festen Fuß im sichern Grunde fassen,
Damit ihn nicht des Lebens Stürme schüttern,
Und er, entwurzelt, welke vor der Zeit.
Doch wie der Baum nur deßhalb mit den Wurzeln
Den Boden pflügt, damit er seinen Wipfel
Mit stolzer Freude in den Himmel trage,
So soll der Mensch sich an die erd'ge Scholle
Des Lebens klammern, nur daß er sein Haubt
Stolz in des Weltalls blaue Freiheit tauche.
Und wie des Baumes helle Blumenaugen
Mit steter Sehnsucht nach dem Lichte schauen,
So soll des Menschen Seele mit den Schwingen,
Den sehnsuchtsvollen, an die Himmel streifen;
Denn nur das Streben bringt der Sonne näher,
Und nur im Lichte reift die goldne Frucht.

An einer Wiege.

Wie ruht es holdbeseelt, wie schläft es Kind
Auf weißem Kissen, dieses ros'ge Kind!
Ihm ist der Schöpfungsgluten junges Licht,
Des Werdens Heilgenschein auf's Haubt gegossen;
Wie eine Blume blüht sein Angesicht,
Vom duft'gen Thau des Morgens überflossen.
Ja, wie die Lotosblume auf der Flut,
Wiegt es auf seiner Zukunft dunklem Schoose;
Wie eine junge unerschloßne Rose
An einer Braut hochgehndem Busen ruht,
Der ebbt und flutet zwischen Weh und Lust,
Liegt es dem Leben an der vollen Brust.
Sieh'! diese zarten Wangen, wie sie glühen
Von jenen Feuern, die im Innern sprühen!
Schau'! wie sie sich im Hauch des Schlafes schwellt,
Die junge Knospe einer künft'gen Welt!
Ein leises Schaffen und ein inres Weben
Geht auf und ab mit immer gleichem Schwanken,
Und unter dieser Stirn gewölbt und eben,
Da wogen schon die künftigen Gedanken;
Da ist die Werkstatt, wo er heimlich schafft,
Der stete Geist der solche Wunder wirkt,
Und eines Weltalls unermeßne Kraft
In dieß Gefäß, so schwach und lieblich, birgt.
Flach, wie die stille See, ist noch die Brust:
Da plätschert noch kein Wellenschlag der Lust,
Da thürmt noch keine Woge wilder Schmerz;
Wie eine Uhr schlägt noch das künft'ge Herz.

Bald aber wird die ew'ge Menſchenkraft
Das irdiſche Gefäß gewaltig dehnen,
Und überwallend wird ein mächtig Sehnen
Zu Rande ſteigen aus der engen Haft.
Die Kräfte die im Innern toſend ringen,
Wie Quellen eh' ſie aus dem Felſen ſpringen,
Die werden jubelnd in die Freiheit dringen
Und um die Welt die Liebesarme ſchlingen.
Die zuckenden Gedanken welche noch
Durch dieſes junge Haubt, wie Irrwiſchflammen,
In wirren Kreiſen hin und wieder rennen,
Die werden bald als helle Lichter brennen;
Dann ſchlagen ſie in einen Brand zuſammen,
Der ſengend überklettert jedes Joch,
Der von der Freiheit friſchem Hauch gethürmet,
Ernähret von der Lebensluft der Wahrheit,
Mit glühnden Spitzen in den Himmel ſtürmet
Und flackernd ſchwebet in der ew'gen Klarheit.
Ja, Kind, mein Kind! ſo vieles ſchläft in dir!
O möge von den Wünſchen welche hier
Auf's Haubt dir, junge Menſchenpflanze, rinnen,
Wie Segensthau, dein Wachsthum froh gedeihn!
O möge dich das Schickſal liebgewinnen
Und dir ein guter, treuer Gärtner ſein!
Es knicke deine jungen Triebe nicht
Und laſſe ſie in freie Lüfte ranken —
Ein Baum, ein Geiſt, die Blumen, die Gedanken,
Die brauchen, wenn ſie freudig wachſen ſollen
Und hoch ſich heben aus der Erde Schollen,
Vor allem Luft und Licht!

Fürstenthum.

Der Krone Glanz, des Purpurmantels Licht
Entzückt das Aug' des Auserwählten nicht
Der mit dem Dichterpurpur sich darf schmücken,
Des Denkers Krone auf die Stirne drücken;
Wie Perlen trägt er alle seine Leiden
Und mag kein Loos der Sterblichen beneiden.
Was ist ein König? Nur des Glückes Knecht!
Es hebt ihn hoch, er schaut auf Andre nieder;
Der Tod wirft ihn herab vom hohen Sitze,
Spurlos verschlingen ihn die Wogen wieder,
Und lächelnd tritt ein kommendes Geschlecht
Auf seiner Krone längst verblichnen Glanz.
Doch ewig steht der Dichter an der Spitze
Der Menschheit da in unwelkbarem Kranz;
Und ist er auch zur Gruft hinabgestiegen,
So blieb der Kranz auf seinem Grabe liegen
Und keimt und blühet fort im Sonnenlicht,
Die Früchte sammelt ein Jahrtausend nicht.
Der Denker ist der wahre Fürst der Erde,
Er spricht, wie Gott, ein weltenschaffend „Werde!"

Er ist der König in des Geistes Reich;
Sein Thron steht oben in dem Dom der Sterne,
Drauf schaut entzückt er in der Zeiten Ferne;
Was er empfängt, verschenkt er alsogleich,
Die Unterthanen macht er alle reich;
Er tritt auf's Haubt sie nicht mit stolzen Sohlen,
Vom Erdendruck will er sie ganz befrein;
Ihm ist's vergönnt, ein ächter Held zu sein,
Kühn, wie Prometheus, von der Götter Herde
Des ew'gen Lichtes einen Brand zu holen
Und auszustreuen es auf dunkler Erde.

Auf den Grabstein eines armen Poeten.

Du sangest, weil du lebtest,
Du starbest, weil du sangst.
Süß war, was du erstrebtest,
Bitter, was du errangst.
Dein Lied war klein, dein Herz war groß;
Ruh' in der Erde frommem Schoos
Von deinem Dichterloos.

An Hermann Kurz.

Auserwählt zum Bücherschreiben,
Und verdammt zum Schriftverwalten,
Sollst den Einband du bekleiben,
Statt den Inhalt zu gestalten;
Freund! du mußt in Lettern kramen,
Doch von deinem kurzen Namen
Werden mehr als viere bleiben.

An Moritz Hartmann.

Erst sollten, Freund, die Leidenschaft,
Die Jugend wir uns abgewöhnen;
Nun gilt es, nach bekämpfter Kraft,
Sich mit dem Alter auszusöhnen.

Je breiter unsres Daseins Kreis,
Je schmäler werden unsre Fernen —
Kaum daß man recht zu leben weiß,
Soll man schon wieder sterben lernen.

Lenau.

Herz, wo iſt dein Vaterhaus?
Wo dein Heimatland, Gedanke?
Endlos dehnt die Welt ſich aus,
Wie der Zweifel ohne Schranke.

Wie ein Wandrer irrt der Geiſt
Durch die öde Sternenheide;
Ewiges Geheimniß kreist
Ueber ihm und ſeinem Leide.

Weit und weit kein Arm, kein Dach,
Traumhaft ferne Lichter funkeln;
Licht um Licht verlöſcht gemach —
Armer Wandrer! ſtirb im Dunkeln!

Schiller's Tod.

Beim kühnen Flug zu freundlich hellen Sternen,
Den er ſo oft ſchon ſehnend unternommen,
Schwang er ſich diesmal zu den fernſten Fernen,
Und wie der Pfeil der, als er überſprungen
Der Erdkraft Grenze, ſich in's All geſchwungen —
So iſt auch Er nicht mehr zurückgekommen.

Schillerlied

zu des Dichters Jubelfeier.

Wohl bist du uns geboren,
Gestorben bist du nicht:
Du lebst so unverloren
Wo deutsche Zunge spricht.
Du gibst uns, großer Meister,
Ein einig Vaterland —
Die Brüderschaft der Geister,
Das ist der Einheit Band.

Dein Wort hat uns gestählet,
Dein Lied uns Trost gebracht;
Dein Hauch hat uns beseelet
Am großen Tag der Schlacht.
Mit Tell's Geschoß, ein Rächer,
Stehst du in neuer Zeit —
Der ist der Kettenbrecher,
Der uns den Geist befreit.

Du hast in ew'ge Töne
Das flücht'ge Wort gebannt,
An höchste Menschenschöne
Die höchste Kraft gewandt.
Hell brennt in deutschen Busen
Dein heilig Feuer noch —
Die liebste deiner Musen,
Das war die Freiheit doch.

Nie hat der Dichtung Flamme
Ein edler Haubt geschmückt;
Du hast dem ganzen Stamme
Dein Siegel aufgedrückt.
Und wenn der Zwist, der böse,
Den Stamm in Splitter schlug —
So ist für Deutschlands Blöße
Dein Purpur groß genug.

Das Reich, es liegt in Scherben,
Doch stehn wir ungebeugt:
Das Volk kann nicht verderben,
Das solche Männer zeugt.
Den du gestreut, der Same,
Er schießt in Aehren schon —
Gesegnet sei dein Name,
O Deutschlands liebster Sohn!

Ihr Völker! nah und ferne,
Jauchzt unterm Himmelszelt:
Die Denker und die Sterne,
Sie leuchten aller Welt.
Sprich, Genius, dein Werde!
Bis jede Schranke fiel —
Die Menschheit und die Erde:
Ein Volk, ein Land, ein Ziel!

Prolog

zu Bekränzung der Dichterbüste beim Pariser Schillerfest am 10. November 1859.

Wie Nachtigallen, wenn der Lenz erstanden,
Von Hag zu Hag sich grüßen mit Gesang,
Von Stadt zu Städten so, von Land zu Landen,
Tönt Dichterruf und wandert Jubelklang.
Die Freude rauscht in festlichen Gewanden,
Die Menge wogt in ernstem Liebesdrang —
Und andachtathmend lauscht sie still und stiller:
Ein Name schallt und füllt den Erdkreis — Schiller!

Du bist's! wir spüren deines Geistes Walten,
Des Aars der immer stieg und nimmer fiel.
Das Theuerste was wir im Herzen halten,
Du gabst ihm Form und Bild in Wort und Spiel.
Sie kommen, deine mächtigen Gestalten,
Gewaltig strebend nach erhabnem Ziel —
Dein Held erkämpft die höchste Würde allen:
Der Purpur fällt, nun muß der Herzog fallen.

Dein Posa rechtet mit des Geistes Schergen,
„Gedankenfreiheit!“ ruft's im Königsschloß;
Die Hirtin steigt begeistert von den Bergen
Und stürzt sich, rettend, in der Feinde Troß;
Mit letzter Kraft hast du dem kühnen Fergen
Beflügelt sein befreiend Pfeilgeschoß —
Dein Tell ist sichern Schwungs an's Land gesprungen,
Dich aber hat die Todesflut verschlungen.

So nimm des Lorbeers dunkles Laubgebände!
Ach! war dir doch kein Rosenkranz bescheert;
Du hohe Stirne, nimm die höchste Spende!
Mehr als die Kronen aller Kaiser wert.
Wo sind die Helden deren blut'ge Hände
Des Ruhmes Schatz geplündert und geleert? —
Erobrer so die halbe Welt besessen,
Und Götter sind begraben und vergessen.

Doch wie ein Sonnenstern in Aethers Weiten —
Der, ob er längst erlosch am Firmament,
Fortwirkend Feuer sendet durch die Zeiten
Und noch Jahrtausende im Raume brennt —
So darfst du dein unendlich Licht verbreiten,
Du großer Toter! den der Tod nicht kennt —
Und leuchtend wandeln durch die Weltgeschichte
Im Stralenglanz fortzündender Gedichte.

Begrüßung der Stadt Heilbronn

bei ihrem Erſcheinen im Bürgerverein an der Spitze eines Maskenzugs den 19. Februar 1846.

Willkommen, edle Stadt! in dieſem Hauſe,
Das heute ſich zu bunter Luſt geſchmückt;
Du trittſt in dieſes wogende Gebrauſe,
Und alles ſchweigt, von deinem Glanz entzückt.
Der Witz verſtummt, der raſche Tanz wird Pauſe,
Und weil vor dir der leichte Scherz nicht glückt —
So mag der Ernſt auf Augenblicke walten,
Es bleibt der Luſt ihr Theil nicht vorenthalten.

Willkommen alle! die dich hergeleiten,
Der reiche Strom der durch die Pforten quillt:
Manch ſtattlich Bildniß aus vergangnen Zeiten,
Dabei manch Frauenantlitz ſüß und mild.
Stolz gehen deine Kinder dir zu Seiten,
Von deinem heitern Sinn ein freundlich Bild —
Und die dich dort umgeben in der Runde,
Von ihnen auch gibt mir die Muſe Kunde:

Der Gärtner bringt des Frühlings bunte Habe
Aus deiner Gärten duft'gem Blütenheer;
Der Landmann beut des Sommers milde Gabe
Aus deiner Felder goldnem Aehrenmeer;
Der Winzer trägt des Herbſtes ſüße Labe
Von deinen weinbekränzten Bergen her —
Und ſchon erſcheint der Jäger mit dem Wilde,
Der Winterbeute deiner Waldgefilde.

Was du uns gibſt an manchen Ort- und Zeiten,
Erblüht hier plötzlich wie ein Märchentraum;
Und Wunder ſprießen rings und Herrlichkeiten,
Wo nur den Grund rührt deines Kleides Saum.
Das Nahe iſt vereinigt mit dem Weiten,
Und überwunden ſcheinen Zeit und Raum —
Du ſelber hältſt das Füllhorn in den Händen,
Uns allen Glück und Segen auszuſpenden.

O nicht umſonſt trittſt du in dieſe Hallen
Der Bürger heut, an ſchöner Zukunft reich;
Die Mauerkrone iſt vom Haubt gefallen,
Und deine Gräben ſind der Erde gleich;
Der Ritter Schlachtruf mußte längſt verhallen,
Auf ihren Gräbern ſproßt ein neues Reich —
Es muß das Eiſen jetzt, anſtatt zu kriegen,
Als Schiene ſich auf deine Straßen ſchmiegen.

Das Bürgerthum will uns die Gleichheit bringen,
Das ist der Schlachtruf dieser neuen Zeit;
Aus Glaubenstrümmern will es aufwärts dringen,
Vom starken Arm der Wissenschaft befreit;
Und seinem Schooße muß sie frei entspringen,
Wo irgend eine edle Frucht gedeiht —
Der Schaum ist tot, mag er auch oben schweben:
Im Volk allein, im Volk ist Kraft und Leben!

Wie jene Paare, die wir staunend sehen,
Aus fernen Tagen, jetzt begriffen kaum,
So werden wir, die wir dich heut' umstehen,
Auch künft'gen Blicken schwinden wie ein Traum.
Die Blüte jeden Jahres muß verwehen,
Doch immer neue zeugt der stolze Baum —
So magst auch du, wenn andre Zeiten weben
Ob unsern Häubtern, ewig blühn und leben.

Dem Andenken meines Vaters:

Filipp Pfau,

ausgewandert nach Amerika im Jahr 1849,
gestorben in Covington am Ohio im Jahr 1852.

Die Freude kann den Flüchtling nicht erreichen,
Die Trauer eilt ihm nach und fehlt ihn nicht:
Noch klang mein Ohr von deines Beiles Streichen,
Schon barg das Grab dein liebes Angesicht;
Ich sah dich, Vater, nicht im Tod erbleichen,
Mir wandelst du, ein Lebender, im Licht —
Und um die Brust mit sanftem Wellenschlage
Steigt mir die Strömung freundlich alter Tage.

Da taucht mit deinem wohlbekannten Bilde
Die Kinderzeit aus Rosen mir empor:
Es glänzt der Beete farbiges Gefilde,
Das rote Haus blickt sonnenwarm hervor;
Du führst mich an der Hand in ernster Milde
An's Ende meiner Welt, an's Gartenthor —
Darüber rauschen mit den grünen Wogen
Die zwei Kastanien die du selbst gezogen.

Wie haſt du mich in ſtillen Gartenlanden,
Du kluger Gärtner, liebevoll gehegt!
Wie deine Blumen, ſonder Zwang und Banden,
Mit Licht und Luft und Freiheit großgepflegt!
Leicht haſt du jeden leiſen Drang verſtanden
Der bildend ſich in zarter Knospe regt —
So gabſt du der Natur mich in Verwahrung,
An ihrer Bruſt ſog ich die erſte Nahrung.

Am Feierabend hinter hohem Flieder,
Im runden Platze, ſaß die Mutter da;
Das Kleinſte ſchaukelnd, ſang ſie Schlummerlieder,
Derweil ſie ſorglich auf die Größern ſah.
Wann find' ich ſie, die Thränenreiche, wieder,
Die ſöhneloſe, treue Hekuba? —
Ach! was ihr noch zu ſpätem Troſt geblieben,
Das wandert nun, in alle Welt vertrieben.

Nichts weiß der grüne Halm von künft'gen Aehren,
Bis ihn der Sommer fruchtbar macht — und bleich:
O Jugendzeit! wie glücklich im Entbehren,
In meiner Armut, ach wie war ich reich!
Aus Ueberfülle floßen alle Zähren,
Das rege Herz ſo ſtark und doch ſo weich! —
Drin ſchwollen ſtolz in ſeligem Gewühle
Wie Nachtigallenſtimmen die Gefühle.

So saß ich im Gesträuch — das du begossen
Mit spätem Fleiß, o Vater! — manche Nacht:
Aus Kelch und Busch kam Duft und Ton geflossen,
Gleich einer ahnungsvollen Farbenpracht;
Da war ein heimlich Schaffen und ein Sprossen
Wie tief im Busen so ringsum erwacht —
Und über mir in goldner Zukunft Ferne
Der schönen Jugend hoffnungsgroße Sterne!

So wuchs ich auf und zog hinaus in's Weite,
Und kehrte heim und zog von Neuem aus;
Des Gartens Geist, er war mein Weggeleite,
Er sprach zu mir aus jedem Blumenstrauß;
Du gingst, ein ältrer Bruder, mir zur Seite,
Zur festen Burg ward mir das Vaterhaus —
Nun ist mir, seit ich dich verloren habe,
Als brach der Wall der mich getrennt vom Grabe.

Das große Jahr erschien mit Frühlingsschauer,
Der Baum der Menschheit wurde plötzlich grün —
Welch Freudenfest für einen Gartenbauer!
Die ältsten Aeste huben an zu blühn.
Da kam der Frost, es stand die Welt in Trauer,
Hinzogst du mit des Abendrots Verglühn —
Und mit der Freiheit, mit dem Recht, dem Frieden,
Mit andern Göttern, bist auch du geschieden.

Du Mannsgestalt von markigsten Geprägen!
Noch seh' ich dich — dein Auge groß und klar,
Und um die Stirn, von des Gedankens Schlägen
Emporgewölbt, dein spärlich Sorgenhaar.
Zum Abschied gabst du mir die Hand entgegen,
Wir wußten nicht daß es der letzte war —
So sprachst du: „Statt die Sündflut hier zu schauen,
Will ich euch drüben eine Arche bauen."

Da lenktest du zur neuen Welt dein Steuer,
Indeß ich irrend in der Fremde ging.
Oft schaut' ich dich am schwanken Hüttenfeuer,
Wie dich der Geist des Gartens lind umfing,
Bis dir die müde Wimper, du Getreuer!
Um deine Lieben voller Thränen hing —
Bis du zuletzt, vom Duft der Heimat trunken,
In alte Welt und neuen Grund versunken.

Oft schaut' ich dich im Walde der mit Grollen
Zurückwich vor des Klärers wucht'ger Hand;
Ich sah den Kern in frische Furchen rollen
Den du geerntet noch auf deutschem Land.
Nun steigt umsonst lebendig aus den Schollen
Der Same der den Sämann nicht mehr fand —
Ach! daß du liegst in deiner jungen Erden!
Doch wo du ruhst, da muß ein Garten werden.

Dein Leben ſchwand — der Welle zu vergleichen,
Vom Stein erregt der auf den Spiegel fiel:
Es wächst ein Ring, er muß dem größern weichen,
Und Ring um Ring erfaßt ein breiter Ziel;
Der letzte ſtrebt nach weiteſten Bereichen,
Schon weiß kein Aug' mehr von dem kurzen Spiel —
Er ſank dahin in ſeiner eignen Schwere,
Der größte Kreis verrinnt zum ganzen Meere.

Viel bittre Weisheit ward uns zugewogen,
Die Locken ſchlichten mälig ſich im Bann;
Und kommen wir, gleich Schwalben, heimgezogen,
Mit neuem Frühling — fehlt manch guter Mann.
Um unſern ſchönſten Lohn ſind wir betrogen,
Wir ſuchen Hände die man drücken kann —
Daß ſie die Freude nicht mehr mit uns theilen,
Das ſind die Wunden welche nimmer heilen.

Ich fehlte dir im Kreis der Trauergäſte,
Du armer Vater, tapfrer Proletar!
Des Liederflores letzte Blütenäſte,
Die bring' ich dir als Totenkrone dar.
Ein frommer Heide, opfr' ich dir das Beſte:
Dem Gärtner Blumen, der ihr Pfleger war! —
Schlaf' wohl im Land das dir ein Grab geboten!
Ich ſegne dich, der Lebende den Toten.

Minna.

Das konnte mir mein Schickſal nicht erſparen,
Es ſchneidet mir mein Loos aus ganzem Kerne;
Ein dunkler Schmerz noch blieb zu offenbaren,
Da ſank der letzte meiner Jugendſterne:
So alt an Liebe und ſo jung an Jahren,
Zogſt du dahin zu ſterben in der Ferne —
Du ächtes Weib! das mich mit Küſſen feite
Und mir die Lippen zum Geſange weihte.

Du liebeſchuld'ge, holde Dulderinne!
Zwei Theile machteſt du aus deinen Looſen,
Und ſprachſt mit kindlich mütterlichem Sinne:
„Den Dornenkranz laſſ' mir, nimm du die Roſen."
Dann flohſt du, theures Opferlamm der Minne,
Zum ſichern Obdach aller Heimatloſen —
Auf deinen Sarg leg' ich die Laute nieder,
Du ſchöne Muſe meiner jungen Lieder!

Wie Spieler die zu ſchwer am Golde tragen,
Verſtreun wir Schätze lautrer Zärtlichkeiten;
Doch hat manch treues Herz nun ausgeſchlagen,
Da wird es ſtill und einſam wo wir ſchreiten;
Die Liebesklänge werden Totenklagen,
Wir ſchauen um, und Gräber ſtehn im Weiten —
Das deine ragt wie eine Pyramide,
Mein größtes Grab; du aber lebſt im Liede.

Amalie.

Umhergejagt auf ungebahnten Wegen,
Kehrt ich, ein Fremdling, in das heim'sche Land;
Da tratst du hold mir, wie ein Gruß, entgegen,
In der Musik melodischem Gewand.
Wohl trank mein Auge deiner Anmut Segen,
Doch wagt' ich's kaum zu fassen deine Hand —
Dem Wandrer gleich der im bereiften Moose
Mit Wehmut findet eine letzte Rose.

Da sprachst du freundlich: „Mit der Kraft der Töne
Lass' lind mich lösen deines Schicksals Bann.
Du bist ein Kämpfer, komm' daß ich dich kröne,
Daß ich dich liebe, komm', du bist ein Mann.
Ich zahle dir mit meiner Jugend Schöne
Des Lebens Schuld, und wohl mir daß ich's kann —
Denn eitel nichts sind alle eure Kronen:
Das Weib allein vermag dem Mann zu lohnen."

Schon hat dein Lenz mein Spätjahr übergossen
Mit seines Lichtes wirkungsreicher Flut:
Das Alte seh' ich neu entstehn und sprossen
Mit deinen Augen, deinem Jugendmut;
Was überwunden schien und abgeschlossen,
Schlägt wieder aus in frischer Werdeglut —
Und wie ich so an deinen Lippen hange,
Da kommt der Tod und küßt dich auf die Wange.

Ich steh' und schau' die Leuchte still vergehen
Die dir im Antlitz holde Flammen schlug;
Die treue Brust erbebt in bittern Wehen
Die sonst mein Haubt mit süßem Wogen trug;
Den theuern Mund muß ich erbleichen sehen
Der mich so oft geküßt und nie genug —
Vergebens bäumt sich mir Vernunft und Wille:
Ein Sterbehauch, und eine Totenstille!

Ach! kannst du nicht den Blick noch einmal heben,
Daß ich der Liebe Stern noch einmal seh'?
Wird es denn keinen Scheidegruß mir geben,
Dein Aug, das lächelte wie keines je?
Der Tod ist grausam, grausam ist das Leben;
Die letzte Rose liegt im ersten Schnee —
So stürme Schicksal tobend mir entgegen:
Ich trotze dir, und trotze deinen Schlägen.

Abſchied.

Geliebtes Lied! in meinen frühen Tagen
Warſt du mir ſchon ein vielgetreuer Gaſt;
Du Herzgeſpiele meiner jungen Klagen,
Du nahmſt mir ab des engen Daſeins Laſt;
Die Seele haſt du mir emporgetragen,
Wo ſie der Zug der großen Schöpfung faßt —
Und alles Weh das auf mich eingedrungen,
Es iſt durch dich in ſanften Hauch verklungen.

Der Abſchied naht, nur noch ein leiſes Beben,
Den letzten Ton, du troſtgeſandtes Lied!
Wie ſich zwei Freunde noch die Hände geben,
Und umſchaun noch am Kreuzweg, der ſie ſchied.
So lebe wohl! mich nimmt das ernſte Leben;
Die Saiten ſpringen wo die Jugend flieht —
Wir müſſen wandern zu getrenntem Ziele,
Ich mit dem Stab, du mit dem Saitenſpiele.

Fabeln nach Lachambeaudie.

Die Tonkunst hat so schön gesungen
Daß tanzen mußten selbst die Steine;
Die Dichtkunst aber — nicht nur Beine
Gibt sie den Dingen, sondern Zungen.

Schwert und Buch.

In einem Winkel hing ein Degen lang und schwer,
Bedeckt' mit Staub und Rost von Tag zu Tag
Sich mehr und mehr.
Zum Buche, das in seiner Nähe lag,
Begann er einst: „Wie hass' ich diese Ruh'
In der hier thatlos meine Kraft verschmachtet!
Auf dich, Plebejer, geht man freundlich zu,
Ich liege hier verlassen und verachtet;
Und dennoch bin ich nützlicher als du.
Ich dringe stark zum Ziele wie ein Held,
Vor mir erzittert alle Welt.
O könnt' ich mich von kühlen Mauern heben
Und herrlich, wie voreinst, von Blut und Schlachten leben!"
„Des Schwertes Zeit ist um — so sprach zu ihm das Buch —
Drum, edler Ritter, wollt dem tapfern Herzen wehren;
Das Faustrecht kann jetzt niemand mehr bekehren.

Ihr seht nur Feinde wo ihr geht und steht,
Und hinter euch zieht Rache, Haß und Fluch,
Indeß aus meinem Mund das Wort des Friedens geht.
Erhebt ihr euch zu blutigem Verheeren,
Will ich die Menschen bessern und belehren.
Behaltet euren Rost und lasset ab vom Kriege,
Denn ohne Blut erkämpf' ich größre Siege. —
Du hast den schweren Grund mit Graben und mit Roden,
Ein wackrer Pflüger, wohl gewendet;
Ich bin als Sämann ausgesendet,
Und streu' des Wortes Korn in den gefurchten Boden.
Mit goldnen Aehren will ich alle Stirnen säumen,
Mir lass' die Zukunft, du — magst auf dem Lorbeer träumen!"

Der Esel und sein Herr.

Es wollte sich ein Herr aus Edelmut bequemen
Des Sattels schmählich Joch dem Esel abzunehmen.
Da sprach das Eselein und spitzte seine Ohren:
„Den Sattel trag' ich stolz, er ist mir angeboren;
Mein Vater trug, mein Ahn, mein Urahn diese Bürde,
Und Leute waren dies, Gottlob! mir gleich an Würde.
Behaltet eure Gunst! Es stünd' mir wahrlich schlecht,
Wollt' ich, ein treulos Vieh, verläugnen mein Geschlecht."

Wie viele Esel gibt's, auch ohne lange Ohren,
Die sterben mit dem Joch, weil sie bejocht geboren.

Die Glocke und das Glöckchen.

Ein Glöckchen, das im Thurme hing,
Ging immer: Kling, klang, kling!
Es lärmt' und rief mit jedem Stundenschlag,
Doch blieb es stumm am festlich hohen Tag.
An seiner Seite hing in ernster Majestät
Die große Glocke, schweigsam früh und spät.
Die kleine Schwätzerin mit übermüt'gem Sinn,
„Du Faule! — sprach sie einst — du Siebenschläferin!
Indeß ich läute, daß bei Tag und Nacht
Der Widerhall im alten Thurm erwacht,
Und meine Lieder in die Lüfte steigen —
Ruhst du im Stuhl, und deine Kunst ist Schweigen."
Die Glocke sprach: „Gewiß! ich läute selten,
Doch wenn ich töne, will es etwas gelten:
In Not und Drangsal muß ich stürmend schlagen,
Um große Tote muß ich Trauer klagen,
Des Festes Jubel muß ich weiter tragen —
Und wenn ich rede, hab' ich was zu sagen."

Der unfruchtbare Feigenbaum.

Als der Herr Jesus an einem Tag
Auf dem Berge predigte, wie er pflag,
Und alle Hörer gefangen nahm,
Der Hunger ihn plötzlich überkam.
Da trat er von dem Haufen bei Seit',
Erschaut' eine Feige, die stand nicht weit;
Und da in jener biblischen Zeit
Kein Feldschütz störte des Wandlers Ruh',
So wandelt er auf die Feige zu.
Doch weh! der Baum war unfruchtbar;
Deß ward der Herr Jesus unwirsch gar,
Und sprach zum Baum: „Verflucht seist du!
Was keine Frucht bringt, soll nicht leben;
Ich muß dich den Feuern übergeben."
Da sagte das Bäumlein und zitterte sehr:
„O Herr! bestraft mich nicht also schwer.
Ich bin auf dem nackten Fels geboren,
Im Sommer verbrannt, im Winter verfroren.
Meine Wurzeln, in harten Stein gesenkt,
Hat nie ein feuchter Thau getränkt;
Nie hat mich milde Hand gepflegt,
Die Dornen ringsum weggefegt:
Und da ich nichts empfangen eben,
Wie soll ich, Herr! euch etwas geben?"
Da war des Herrn Jesus Gerechtigkeit
Statt Zornes schnell zu Milde bereit,

Riß aus das Bäumlein und trug es fort
An Berges Fuß an linden Ort,
Und pflanzt es in einen tüchtigen Grund —
Da trug es fleißig und war gesund.

Die Armut ist das Reis, verlassen und verflucht;
Das Unglück ist der Fels auf dem es Nahrung sucht —
O Leben ohne Saft! O Sterben ohne Frucht!

Der Geizige und die zwei Armen.

Es sah ein Reicher einen Bettler stehn,
Der, seine Hand ausreckend, sprach mit Flehn:
„Gott wird euch tausendmal vergelten
Was ihr mir alten Mann bescheert."
Der Reiche ging vorbei und sprach mit Schelten:
„Ich gebe keinem Armen der begehrt."
Da traf sein Blick auf einen andern Armen,
Der scheute sich die Augen zu erheben,
Nur seine Blöße flehte um Erbarmen.
Der Reiche ging vorbei und brummte still:
„Wer mir nichts sagt dem brauch ich nichts zu geben."

Wenn dir der Geiz nichts geben will,
So ist er nie verlegen
Der Gründe wegen.

Die Rebe und die Ulme.

„Um deinen starken Stamm o laſſ' mich ranken
Mit meinen Schößlingen, den ſchwachen, ſchwanken —
So ſprach die Rebe einſt zum Ulmenbaum —
Sonſt rett' ich mich und meine Zweige kaum.
Die Waſſer ſchwemmen mich, mich zaust der Wind,
Mit harten Schuhen tritt mich Pferd und Rind,
Und ein gefräßig Thier zehrt mich noch auf.
O laſſ' mich ſteigen hoch an dir hinauf
Zu friſchem, grünem, früchtereichem Leben.
Von blühendem Gewind' in jedem Lenze
Will ich der Kronen duftigſte dir weben;
Wenn dich der Herbſtwind ſchüttelt, ſollen Kränze
Von Trauben glüh in deinen Zweigen ſchweben:
Du wirſt ein Baum ſein ſchmuck und ſondergleichen."
Der Baum, voll Güte, war bereit alsbald
Der jungen Pflanze hülfreich Hand zu reichen.
Sie wuchs mit Macht um ihren ſtarken Halt
Und brachte Früchte, reich an ſüßem Schaum.
Nach langem Leben war indeß der Baum
Von manchem Winter alt und ſchwach geworden,
Ein Spott des Sturms und ſeiner wilden Horden.
Der ſchwache Gaſt, dem er einſt Obdach gab,
Der ward nun dankbar ſeines Alters Stab.

Das Huhn und die Kieſelſteine.

Gakeleia, das kleine Huhn,
Wollte von morgens bis abends nicht ruhn,
Legte jeden Tag ein Ei
Und gackerte ohn' End' dabei.
Doch hatt' es der Eier wenig Gewinn,
Die ſchleppte zu Markte die Pächterin.
Deß war Gakeleia troſtlos ſchier,
Und ſchrie und ſcharrte, das arme Thier.
Da ſchlich der kleine Naſeweis
Der Pächterin zum Neſte leis
Mit weißen Kieſeln rund und glatt,
Die legt' er an der Eier Statt.
Deß war Gakeleia wohlgemut,
Meinte, ſie finde ihre Brut,
Und hub gar luſtig zu gackern an:
„Die Liebe, ſie iſt doch kein leerer Wahn!
Nun werd' ich endlich Mutter ſein,
Und Küchlein haben, wunderfein."
Sie brütete Tag ein, Tag aus,
Brachte kein einzig Küchlein heraus,
Und wenn ſie nicht ſtarb in ihrem Neſt,
Sitzt ſie noch heute ſteif und feſt.

Mein kluger Leſer! du lachſt dazu?
Doch denk', es gibt Leute, nicht dümmer als du,
Die glauben große Gedanken zu hüten,
Und ſitzen und ſchwitzen in guter Ruh'
Um — Kieſelſteine auszubrüten.

Der Dampfwagen und das Pferd.

Ein Pferd ſah eines Tags auf einer Eiſenbahn
Die Dampfmaſchine, wie aus rotentflammtem Rachen
Sie Säulen Rauches ſpie, gleich einem Feuerdrachen.
„Du Kind der Hölle! — rief das Pferd das Dampfroß an —
Du willſt vergebens unſern Ruhm gefährden,
Der Preis der Schnelligkeit gebührt den Pferden.
Du wirſt in einem Schopf, verlaſſen und verroſtet,
Verbüßen deinen Ruhm, den du zu früh gekoſtet.
Mit einem Pferde wagſt du wettzulaufen?“
„So lauf'! — ſprach endlich die Maſchine —
Bin deiner Worte müd, und deiner eiteln Miene.“
Da hebt das Dampfroß an zu ſchnaufen,
Und läuft und raſſelt und verſchlingt den Raum.
Da rennt das Pferd und rührt den Boden kaum;
Es fliegt, und hinter ihm fliegt eine Wolke Sand.
Umſonſt! Von Schweiß bedeckt, hinſtürzt es auf das Land,
Liegt athemlos und ächzt und ſtirbt am Ort.
Was macht das ehrne Roß? Es rennt noch immer fort.

So geht es, wenn der Schlendrian
Dem Fortſchritt in die Zügel fällt:
Der Schlendrian ſtürzt auf die Bahn,
Der Fortſchritt wandelt durch die Welt.

Die Oase und die Schlange.

Alraschid, der Kalif, Giafar, sein Wesir,
Durchwanderten das Land als Derwische verkleidet,
Wohlthaten spendend dort, und Tröstung reichend hier,
Was sie von andern Herrn vielrühmlich unterscheidet.
Als sie auf ihrer Fahrt zu einem Schlosse kamen,
Da sahn sie einen Mann, den trieb vom hohen Thor
Ein Knecht mit Tritten weg. „So schließest du dein Ohr
Dem der an deine Thür' pocht in des Gastrechts Namen? —
Sprach der Kalif zum Herrn — du schuldest jedem Armen
Für seinen Hunger Brot, ein Kissen für sein Haubt.
Wie, oder hat er dich in deinem Haus beraubt?"
„Nein wahrlich! ich vertrieb den Bettler ohn' Erbarmen,
Weil er ein Fremdling ist, der nicht den Koran glaubt,
Ein gottvergeßner Christ, den der Proset verflucht."
Da sprach Alraschid ernst: „Der Arme der dich sucht,
Dein Bruder ist er stets, betrachte nicht sein Kleid;
Merk du auf meine Mär, und lerne Duldsamkeit.
Zu der Oase sprach die Schlange einst im Zorn:
„Blindlings verschwendest du den Stral aus deinem Born,
Den Schatten deines Hains und deines Honigs Waben,
Und deiner Vögel Sang und deiner Früchte Gaben.
Ungläub'ge, Gläubige, die Kön'ge wie die Knechte,
Sie plündern deinen Schatz und nehmen gleiche Rechte."
„Wahr ist es! allen gleich vertheil' ich was ich habe —
Sprach die Oase drauf — dem Durst'gen kühle Labe,
Dem Müden Lagerstatt, der Hungrige wird satt;
Um jeden Pilger web' ich meine Zweige dichter:
Ich bin ihr Pfleger nur, und Allah ist ihr Richter."

Der Reiche hörte zu, nahm lächelnd und mit Haſt
Den Bettler bei der Hand und trat in den Palaſt
Die Unbill auszuthun mit liebevoller Pflege.
Die beiden Pilgrime verfolgten ihre Wege.

Der Sturzbach und der Nil.

Ein Bergſtrom, von Gewittern angeſchwollen,
Sah die Egiptier am Nile knie'n
Und dieſem Flußgott ihre Ehrfurcht zollen.
Da ſprach der Bergſtrom im Vorüberziehn
Zum Tempel: „Schau das Volk ſich vor dem Nile neigen,
Aufbraust an deinem Grund im Zorne mir die Welle;
Die Thoren! Niemand kennet ſeine Quelle,
Da meine Waſſer doch vom Tabor niederſteigen."
„Was liegt daran — ſo ſprach der heil'ge Bau —
Du biſt der Todfeind der gefurchten Au;
Wohin du dringſt, da liegt das Feld verheert,
Das er mit frommer Flut ernährt.
Er überſchwemmt, da wuchert das Getreid',
Rings gießt er Leben aus und Fruchtbarkeit."

Die ihr ſo ſtolz euch bläht im Glanz der niemand frommt,
Sagt uns wohin ihr geht, und nicht woher ihr kommt.

Die zwei Sperlinge.

Des Frühlings letzte Tage glühten
In aller ihrer Herrlichkeit;
Das ist die Zeit der Dichter und der Blüten,
Doch für die Vögel eine schlimme Zeit.
Zwei Sperlinge, die saßen traurig da;
Sie hatten nichts zu nagen und zu beißen.
Der jüngste war schon der Verzweiflung nah,
Der andre sprach: „Ich wage einen Flug,
Der Not zu steuern, werd' ich mich befleißen.
Wo anders hat es Speise noch genug;
Drum, denk' ich, wird uns wohl des Himmels Huld,
Wie früher, unser täglich Brot bescheeren.
Find' ich wo Körner oder Beeren,
Werd ich mit Vorrath eilig wiederkehren;
Indessen fass' dich in Geduld."
Er spricht's und schwingt sich in den Raum.
Lang fliegt er um, doch kann er nichts entdecken;
Am Ende trifft er einen Kirschenbaum.
Die Früchte waren reif, er läßt sich's schmecken,
Und pickt und pickt, der Vielfraß, bis zur Nacht.
Des Bruders denkt er nicht, der hungrig harrt,
Und schläft getrost bis daß die Sonn' erwacht.
Nun macht er sich zum Neste auf die Fahrt,
Im Schnabel Kirschen, Kirschen in den Krallen;
Er fliegt und fliegt mit flügelschnellem Streben,
Kommt an — und läßt vor Schreck die Kirschen fallen:
Es ist zu spät — sein Bruder starb soeben.

So mancher Sperling, einst ein Proletar,
Der sich gemästet an der Reichen Garben,
Vergißt das Nest das seine Wiege war,
Und denkt nicht seiner Brüder welche darben.

Der Biber.

Der Löwe hatte unter seinen Knechten,
Die er zur Arbeit zwang nach Herrscherrechten,
Auch einen Biber angestellt;
Den schickte er als Ackersmann auf's Feld.
Doch wollt' es da nicht gehen und nicht flecken,
Kein Zuspruch half mit Peitsche oder Stecken;
Der Biber machte steife Glieder
Und warf sich in die Furche nieder.
„Du fauler Knecht!" so rief ergrimmt der Leue,
Und schlug auf ihn, und schlug ihn stets auf's neue.
Am Ende sprach der Biber:
„Gebt mir doch Stein und Mörtel lieber,
Dann füg' ich euch die schönste Mauer —
Ich bin einmal ein Maurer und kein Bauer."

Gar mancher den ihr faul nennt allzuschnelle,
Wär' fleißig und geschickt an seiner Stelle.

Der Waſſereimer.

Den Blaſebalg zu ziehn, den Ambos baß zu ſchlagen,
Nahm einſt ein Schmiedemeiſter einen Knecht.
Der Knecht war groß und ſtark, ſein Appetit nicht ſchlecht,
Doch war ſein Kopf was ſchwächer als ſein Magen:
Das Pulver hätt' er nicht erfunden,
Und lebt er auch ſo viele Jahr' als Stunden.
Oft ſah er ſeinen Herrn den Herd beſprengen,
Und neuen Stral aus feuchter Glut ſich drängen;
Da ſchloß er ſo — und richtig iſt der Schluß,
Der manchen Logiker beſchämen muß:
Wenn wenig Tropfen ſchon ſo wackre Glut beſcheeren,
Wie muß ein Eimer voll den Feuerofen nähren!
Groß ſchien ihm die Erfindung und probat,
Und dem Gedanken folgte raſch die That:
Kaum war der Meiſter aus dem Haus,
Gießt er den Eimer in die Eſſe,
Erſäuft die Flamme in der Näſſe —
Natürlich war das Feuer aus.
Was willſt du doch mit deinem dicken Helden —
So hör' ich euch — und ſeinem Eimer Waſſer?
Geduld! die Meiſterin wird die Moral vermelden.
Der Meiſter war ein immer durſt'ger Praſſer;
Auf ſeiner Naſe lag des Feuers Widerſchein,
Selbſt wenn ſie fern war von des Herdes Hitze —
Denn freilich ſtammte ſie vom kühlen Wein,
Und nicht vom Feuer, dieſe rote Spitze.
Der Meiſter kam und ſah und rief mit Schelten:
„Die Dummheit iſt ſchon gut, ich laſſ' ſie gelten;

Doch so dumm!“ „Schweig' nur still — begann die Meisterin flink —
Und merke dir's, es ist ein guter Wink.
Du kannst noch lernen von dem Knecht,
Du netzst so lange schon, und weißt es doch so schlecht:
Daß manches Gute wird zum Uebel —
Nimmt, statt des Glases, man den Kübel.“

Der Papagei.

Der Papagei besaß in frührer Zeit
Die schönste Stimme weit und breit.
Da sprach er einst voll Eitelkeit:
„Ich kann sogar den Menschen übertreffen!“
Flugs fing er an umherzuflattern,
Zu plappern und zu schnattern,
Und jeden den er hörte, nachzuäffen;
Was er so lange und so gründlich trieb,
Daß ihm die eigne Sprache ganz entfiel,
Und nur ein häßliches Gekreische blieb,
Ein leer Geschwatz, den Müßigen ein Spiel.

Ihr, die ihr aufgelauschte Rednerei
Wohldienend austheilt nach dem Wunsch der Ohren,
Seid unerträglich wie der Papagei —
Die eigne Stimme habt ihr längst verloren.

Die Blume und die Wolke.

Ein Blümlein ſchmachtete im Thal
Und rief, geſengt vom Sommerſtral:
„Du Wolke! ſchiffend durch die Lüfte,
O ſend' mir einen Tropfen nieder,
Zu ſtärken meine matten Glieder,
Damit ich wieder mutig düfte,
Damit ich wieder freudig hebe
Des Frühlings leuchtende Standarte!"
Die Wolke ſprach aus hoher Schwebe:
„Ich muß den Flug noch weiter lenken,
Ich komm' und werde deiner denken —
Warte!"
Sie flieht. Die Blume neigt ſich und vergeht.
Da kehrt die Wolke ſegnend wieder,
Gießt ihre Flut in Strömen nieder —
Für die Verwelkte allzuſpät.

Am Armen gehn wir oft vorbei in Haſt;
Doch ſinkt er nieder unter ſeiner Laſt,
Dann treten wir zu ſeinem Grabe
Mit Thränenopfer und mit Liebesgabe,
Und legen dort fruchtloſe Reue nieder —
Kein Schmerz, kein Gold erweckt die Toten wieder.

Die beiden Ulmen.

Bedeckt von einem mächt'gen Ulmenbaum,
So wuchs ein Ulmenbusch im engen Raum,
Ein arm und dürftig Holz.
Zu diesem sprach die Riesenulme stolz:
„Ich habe dich beschützt an diesem Ort,
Und war in Sturm und Wetterschlag dein Hort;
Du wurzelst hier im Schatten meiner Zweige
Und wächsst, beschirmt vor der Gefahr —
Ich hoffe daß du dankbar bist, das zeige!
Bekenne laut daß ich dein Pfleger war."
„Du kannst mit deiner falschen Gunst dich brüsten? —
So sprach das arme Reis
Und weinte leis —
Die Sonnenstralen die mich gerne küßten,
Hast du, Mißgünst'ger, von mir abgewehrt;
Du bist ein Pfleger, der am Pflegling zehrt.
Du hast mir alle Säfte weggesogen,
Dein Schutz erstickt mit dem du mich umzogen.
Ich sterbe langsam ab und trage keine Blüten,
Indeß du steigst zum Himmel wie ein Thurm;
Dein Wohlthun fürcht' ich mehr als Eis und Sturm!"

Wohlthäter gibt's vor welchen wir uns hüten.

Gold und Perlen.

Ein Wanderer, der ein Gebirg erſchritten,
Sah Männer die mit langen Gängen
Den harten Fels durchſchnitten.
„Unglückliche! ſolch feſten Stein zu ſprengen —
Sprach er — und um geringen Sold
Solch ſchwere Arbeit zu verrichten!“
Ein Bergmann rief: „Mit nichten!
Hart iſt der Fels, doch birgt die Mine Gold.“
Da zog der Wandersmann hinab das Land;
Bald ſtand er an dem Meeresſtrand
Und ſah die Taucher in den Buchten,
Wie ſie, verſchwindend, in der Tiefe ſuchten.
„Die Thoren! — rief er — an dem Zackenrand
Der Klippe ſtreifen um geringen Fund!
Um was zu holen? — Sand und Kieſelſtein!“
Ein Taucher ſprach: „O nein!
Die Klippe droht, es gähnt der Schlund —
Doch ſchläft die Perle auf dem Grund.“

Apoſtel! ausgeſandt mit holder Freiheitskunde,
Zerbrecht das Senkblei und den Spaten nicht!
Muth'ge Plebejer! ſucht, und achtet keiner Wunde:
Das Meer iſt tief, der Fels iſt hart und dicht —
Doch Gold und Perlen winken auf dem Grunde.

Der Hamſter und die Quelle.

Aus eines Hügels Fuß ſprang eine klare Quelle,
Begoß als Murmelbach mit dienſtbefliſſ'ner Schnelle
Die Aun, an Blumen reich, die Felder, reich an Garben.
Ein Hamſter kam, dem Geiz und Gier den Schlaf verderben,
Saß an den Born und ſprach: „Du unvorſicht'ge Quelle!
Hör' doch zu gießen auf und ſpare deine Welle!
Höhl' dir ein Becken aus in unterird'ſchen Schachten,
In deiner Tiefe ſtill dich ſelber zu betrachten;
Dann ſoll dein Sinn erſt ganz des Reichthums Wonne faſſen,
Und nicht ein hungrig Thal aus deinem Becher praſſen.
Glaub' mir, der Rath iſt gut, er ſei dir nicht verloren."
Der Born ſprach: „Dieſer Rath iſt eines ſchlimmen Thoren.
Solch enge Selbſtſucht ſoll mich nimmermehr verführen,
Geſegnet ſei der Grund den meine Fluten rühren!
Und wenn des Feldes Maid in meinen Spiegel lächelt,
Die traute Schwalbe mich mit ſchnellem Flügel fächelt,
Wenn in die Büſche rings der Vögel Lieder rieſeln,
Dann rauſch' ich ſtolz empor in meinem Bett von Kieſeln.
Du Geiz'ger kannſt vielmehr an meinem Beiſpiel finden,
Wenn ich verſiegen geh' von heißen Sommerwinden,
Daß mir der Himmel bald zu trinken gibt in Zügen,
Und wieder ſpend' ich froh aus immer vollen Krügen."

Dein volles Maß wird dir gehäuft zurückgegeben,
Das beſte Schatzgewölb' — es iſt das reiche Leben.

Die Ceder vom Libanon.

Ein Cederlein, verkrüppelt und verkommen,
Das ungerathne Kind
Von einem Riesenbaum,
Wuchs auf dem Libanon allwo die Cedern sind.
So klein es war, so hatt' es doch den Traum
Ererbten Ranges sich zu Sinn genommen.
Einst sagte stolz
Der arme Zwerg:
„Der königlichen Hofburg Täfelwerk,
Mein Vater hat's geziert mit seinem Holz,
Und ich kann eines Tempels Pforte schmücken,
Wohl gar durch eines Bilderschnitzers Kunst
Als Engel am Altar die Schauenden entzücken."
Da kam ein Hacker just, der sagte: „Mit Vergunst!
Mehr bist du doch nicht werth" —
Hieb's um und büschelt' es im Augenblick;
Dann trug er's heim und schob's in seinen Herd.
Da starb das Cederlein, verwünschend sein Geschick.

So geht es manchem Zwerg der, eines Riesen Sohn,
Sich huld'gen lassen will auf seines Vaters Thron.

Professor Wiedehopf.

Ein Philosoph, Perrücke auf dem Kopf,
Professor weltberühmt, der Meister Wiedehopf,
Gab seinen Unterricht im Schatten einer Buche.
Die Mütter schickten nach der Weisheitsspeise
Die Küchlein um die Wette zu Besuche.
Der Meister trieb's nach Professorenweise:
Den Pfauen bildet er zum Musikus,
Den Hörern ein Genuß.
Die Jungfer Spinne
Wird eine Dichterinne.
Der Hahn,
Als Seeheld, soll in künft'gen Tagen
Mit Stürmen sich und Wellen schlagen.
Der Schwan
Wird sich erwerben Glück und Ehre
Als tapfrer Kämpfer in dem Heere.
Die Studienzeit war um, die jungen Geister
Vollführten was geplant der kluge Meister.
Der Pfau erschien stolzierend auf der Bühne
Und schmolz in Tönen also zart und kühne —
Daß ihm ein Stecken das Gehör verdarb.
In unsrer Spinne lyrischen Geweben,
Gar dünn gesponnen, blieb kein Mückchen kleben,
Sie ward verrückt, bis sie vor Hunger starb.
Im Meer ertrank aus Wasserscheu der Hahn.
Reißaus beim ersten Schusse nahm der Schwan
Und ließ sich nieder auf den nächsten Teich.

Nun! hätte Meister Wiedehopf
Der Schüler Neigung, Trieb und Kopf
Erkannt sogleich:
So hätte stets der Pfau sein Rad geschlagen,
Die Spinne ihr Gewebe aufgerichtet,
Der Hahn den Kampf auf's feste Land getragen,
Der Schwan die Segel wasserwärts gelichtet —
Und jedes froh gelebt in seinem Reich.

Die Wolke und die Sonnenuhr.

Es war nach einem Sturme,
Da fuhr ein schwer Gewölk an einem Thurme
Und seiner Sonnenuhr vorbei.
Die Wolke schaute welche Zeit es sei,
Sie hatte Eil'. „Ha! — rief sie mit Gebraus —
Da reckst du schweigend deinen Finger aus,
Unnützes Zifferblatt! auf einen Thurm zu steigen,
Und nicht die Stunden anzuzeigen!"
„Ei! — sprach die Uhr —
Hab' du die Güte nur,
Nicht länger in die Sonne mir zu stehen,
Dann werd' ich richtig gehen."

Viel Hochgestellte gibt's die Zeit und Weil verklagen,
Indem sie selbst die Schuld von aller Störung tragen.

Der Geizhals in der Unterwelt.

Ein Geiziger der ſtarb, kam in die Unterwelt
Und ſparte gar zu gern den Pfennig Löſegeld.
Da ſprang er in den Styx, und ohne viel Beſinnen
Vor Charons Naſe ſchwamm er wie ein Fiſch von hinnen.
Doch Pluto nahm dies krumm und rief: „Gebt ohne Gnade
Der filz'gen Seele dort die Höllenbaſtonade!
Doch halt! dies wär zu mild — mein Richter auserleſen
Erfind' ihm eine Qual die noch nie dageweſen."
Herr Minos ſprach: „Er ſei zur Oberwelt entlaſſen,
Wo ſeine Erben jetzt von ſeinen Schätzen praſſen."

Der Höfling und der Krug.

Zum Bache bückte ſich ein Krug
Zu trinken einen guten Zug.
Ein Höfling ſah ihm zu und lacht' ihn aus.
Da kam der Fürſt vorüber mit Gebraus,
Auf einem Wagen ganz von Gold und Seide,
Und ſein Gefolge, rieſelnd von Geſchmeide.
Der Höfling warf ſich eifrigſt auf den Grund.
Da öffnete der Krug den Mund:
„An deiner Stelle wär' ich mäuschenſtill —
Du biſt doch nur ein Krug der trinken will."

Der Schwan und die Taubeneier.

Verlaſſen lagen einer Taube Eier
Im Neſte, nah an eines Teiches Rand —
Vorbeigekommen war gewiß ein Geier.
Zum Glücke daß ein Schwan ſie fand,
Der ſie in's Schilf trug um ſie auszubrüten.
Dienſteifrig ſchwamm ein Entrich durch die Flut
Und quackte: „Ei! da ſolltet ihr euch hüten!
So laßt doch dieſe Brut!
Wißt ihr was eurer Wohlthat wird zum Lohn?
Habt ihr ſie wohl gepflegt, genährt geborgen,
Die Waiſen — huſch! an einem ſchönen Morgen
Auf machen ſie ſich und davon;
Uneingedenk der Zärtlichkeit und Sorgen,
Seht ihr ſie flugs zum nahen Holze ſchwirren,
Wo ſie von ihrer ew'gen Liebe girren."
„Ich ſoll wohl ihre Freiheit — ſprach der Schwan —
Für meine Güte als Bezahlung nehmen,
Mit Dankbarkeit ſie feſſeln und ſie lähmen,
Verkümmern ihren Trieb und hemmen ihre Bahn?
Daß dieſe Schaar gerettet, glücklich lebe,
Das iſt der einz'ge Lohn nach dem ich ſtrebe."

Die Eichel und der Schwamm.

Es fiel eine Eichel von ihrem Stamm
Und traf gerade
Auf einen Schwamm;
Der sprach: „Kamerade!
Du konntest wohl, es hatte noch Raum,
Dich ein paar Schritte weiter bequemen!“
„Was? — rief die Eichel — ich Rücksicht nehmen,
Der Sprößling vom alten Eichenbaum,
Auf einen Krüppel der auf dem Mist,
Keine Eichel weiß wie, gewachsen ist?“
„Was du giltst — sagte der Schwamm — bin ich werth!
Wenn ich auch keine Ahnen habe,
So werd' ich doch vom Koch geehrt
Als eine köstliche Gabe.
Beim festlichen Mahle sieht man mich gern,
Von schmucken Gästen werd' ich gegessen,
Indeß dich hochgebornen Herrn
Schmutzige Schweine fressen.“

Aus hohem Stamme geht mancher Thor,
Manch Geist aus niedrer Wiege hervor.

Der Affe und der Elefant.

Ein Affe und ein Elefant
Zogen zur Meſſe über Land,
Als plötzlich Hagel fiel in Maſſen.
Der Affe ſchrie und machte Grimaſſen.
Der Andre ſprach: „Ei! ſchrei nicht ſo,
Du haſenherziger Geſell!
Durch's Wetter ſtampft man götterfroh
Und lacht den Sturm und Hagel aus."
„Wär' ich, wie du, ſo groß wie ein Haus —
Sagte der Aff' — und hätt' ein Fell
Durch das ſelbſt die Kugeln nicht ſchlagen,
Ich würde mich nicht beklagen."

So ſpricht der Reiche zum Armen:
„Warum das Jammern und Klagen,
Das Schreien um Erbarmen?
Ich finde, man kann ſich behagen;
Dem Schickſal zürnſt du mit Unbedacht,
Denn alles iſt wohl gemacht."
So ſagt der Arme zum Reichen:
„Lebt ich wie deinesgleichen,
In Hülle und Fülle und guter Ruh' —
Ich wär' ſo zufrieden wie du."

Das Wirthshausschild.

An einer Schenke standen diese Worte:
Heut' zehrt man für sein gutes Geld,
Und morgen gratis, wem's gefällt.
Hansmichel ging vorüber an der Pforte
Und sagte: „Heute bleib' ich draußen,
Doch morgen will ich wacker schmausen,
Der Wirt soll wahrlich an mich denken."
Am andern Tag tritt unser Michel ein,
Sitzt an den Tisch und läßt sich tüchtig schenken.
„Wein! — rief er — Meister, schnell! und wieder Wein!
Und gute Bissen, Herz und Magen labend!
Ich bin ein Freund und zeche bis' heut Abend."
Da hättet ihr den Michel sehen sollen:
Wie leert er flink den Teller ab, den vollen,
Wie läßt er füllen flugs die leere Flasche!
Das war euch ein Geschlemm, Geschlamp, Genasche!
Doch endlich kann er sich nicht länger eichen,
Da steht er fröhlich auf um zu entweichen;
Sticht nicht erst lange in die Tasche,
Vorbei am Wirt mit einem Freundschaftswinke,
Und ohne Umschweif greift er nach der Klinke.
Da hielt der Wirt ihn an und sagte: „Stät!
Man zahlt, mein Kamerad, bevor man geht."
Der Michel rief: „Ihr seid gut aufgelegt,
Der Spaß ist stark, doch weiß ich's recht, Herr Wirt!
Ist man allhiero heut' umsonst verpflegt."
„Oho! — erwiderte der Gastliche — ihr irrt;
Ich sage heute was ich gestern sprach:
Mein Schildspruch bleibt, seht nur gefälligst nach!"

Der Michel zahlt —: „Ich bin in's Netz gegangen
Dies einemal, weil ich euch Glauben lieh;
Nun weiß ich's, und ihr sollt mich nimmer fangen:
Das Morgen heißt bei euch so viel als nie."

Rauch und Flamme.

In Wirbeln stiegen aus demselben Stamme
Der dunkle Rauch empor, die helle Flamme.
Voll Ungeduld zum Holz das Feuer sprach:
„Ich schaff' und streb' zu wärmen und zu hellen,
Da sendest du den nächtlichen Gesellen,
Den trüben Rauch, mir auf dem Fuße nach,
Der sich gewaltsam meinem Stral vermählt
Und mich verdunkelnd und erstickend quält."
„So lang du dich von meiner Faser nährst —
Sprach drauf das Holz — kannst du dem Rauch nicht wehren,
Das sind die Stoffe welche du verzehrst."

Es mag die Mär die Leute wohl belehren,
Die stets das Licht verklagen daß es heizt,
Und rauchend ihnen in die Augen beizt.
Denn liegt es mit der Finsterniß im Kampf,
So schickt es gleichermaßen Glanz und Dampf,
Weil es die schlechten Stoffe muß verzehren.

Die zwei Rauchwolken.

Ein Weihrauchwölkchen ſtieg mit ſanftem Duft
Aus heil'gem Ort, da traf es in der Luft
Auf eine Wolke ſchwarzen Rauches,
Den eine Eſſe ſpie gewalt'gen Hauches.
„Wiſſe — ſprach es — daß ich zu Gott mich hebe,
Unheilige, hinweg!" Da kam in ſtolzer Schwebe
Die Wetterwolke dieſes Wegs gefahren
Und rief: „Komm' mit zu meinen feuchten Schaaren!
Dort ziehn ſie drohend-ſegnenden Gewimmels.
Aus ird'ſcher in die Werkſtatt ſteig' des Himmels,
Auch hier iſt Arbeit beſſer als Gebet."
Der Weihrauch war indeſſen ſchon verweht.

Der Eichbaum und der Buſch.

Ein Eichbaum ſtolz und ſtark, weit ſchauend in das Land,
Verachtete den Buſch der ihm zu Füßen ſtand.
Die ſchwache Staude ſprach: „In einem ſind wir gleich."
„Worin?" „Im Schatten, Herr! ſo groß ihr ſeid und reich;
Ja, ſchwärzer iſt der eure ſicherlich."
Der Eichbaum ſah hinab, erblickte auf der Matten
Den breiten, dunkeln Strich.
Da ſchwieg er ſtill und ſchämte ſich.

Die großen Bäume werfen große Schatten.

Die alte Katze und die jungen.

Gebrechlich vom Alter und vom Jagen,
Konnt' eine Katze nur Brei noch vertragen;
Da sah sie junge Katzen,
Die Mäuse fingen und Ratzen.
„Ihr Kinder! — rief sie — Gefräßigkeit
Ist schädlich, ich rath euch Mäßigkeit.
Die Knochen sind hart und das Fleisch ist schwer;
Ein wenig Fasten bekäm' euch sehr."
Da rief von den Schelmen eine:
„Mutter! weist eure Zähne doch!"
„Ach! — sagte die Alte — ich habe keine."
„Doch wir — sprach die Junge — wir haben sie noch.
Drum eßt ihr in Gottes Namen Brei,
Wir lassen derweil uns die Mäuse behagen,
Und haben keine Furcht dabei —
Wir können sie vertragen."

Das Alter mit seinem schlechten Magen
Macht aus der Not eine Tugend
Und jagt vom Tisch die Jugend —
„Weis' deine Zähne!" sollte man ihm sagen.

Die Schafe und das Goldkraut.

In einer Gegend fern im Morgenland,
Da wächst ein Kraut mit einem gelben Saft
Von ganz besondrer Kraft
Und wundersamer Eigenschaft.
Den Schafen ist es wohlbekannt,
Sie stellen ihm mit großem Eifer nach.
Doch weh! dem Schafe das es fand,
Und nur ein einzig Blättlein brach —
Schnell werden ihm die Zähne gelb und schwer,
Ihm mundet weder Halm noch Gräslein mehr,
Das eine Kraut nur sucht es fort und fort
Und frißt und frißt: schon färbt sich ihm die Zunge,
Dann Gaum und Rachen, endlich Herz und Lunge,
Bis daß es ganz vergelbt ist und verdorrt.
Die Pflanze nennt man nur das Goldkraut dort.

Es soll auch Schafe ohne Wolle geben
Die eifrig nach dem Goldkraut streben,
Bis sie die Fähigkeit verlieren zum Genusse
Und untergehn in goldnem Ueberdrusse.

Das Pferd und der Obstbaum.

Verwundet, abgezehrt und todesmatt,
Schlich sich ein Schlachtroß von der Leichenstatt
Auf eines nahen Angers grüne Matten.
„Leb wohl, fruchtloser Ruhm, dich hab' ich satt!
Hier will ich ruhn, in dieses Obstbaums Schatten;
Wer Lust hat, mag fortan sein Leben wagen."
So sprach es, streckt' sich nieder und entschlief.
Da hub der Obstbaum flüsternd an zu klagen:
„Zu dir, o Mutter Erde! neig' ich tief
Die Zweige, wund von Kugeln und zerschlagen.
So haben sie die Gaben mir bezahlt,
Die jeden Herbst sie keuchend weggetragen.
O sende mir, wenn neuer Frühling stralt,
Statt Segen, Stürme, die mit wildem Wüten
Die Früchte mir entreißen in den Blüten."
So sprach der Baum, als ein Trompetenklang
Herüberdrang — schon war das Pferd erwacht
Und auf den Füßen; seine Augen glühten,
Die Mähne schüttelnd, wiehert es und sprang
Dem Lager zu, getreu dem Ruf der Schlacht.
Der Frühling kam, da knospete der Baum
Und schüttelte die Blüten nicht hernieder;
Der langverharrschten Wunden dacht' er kaum
Und gab im Herbst den reichsten Segen wieder.

Die Frucht fällt abwärts, aufwärts steigt der Saft;
Ein jedes Ding folgt dem Gesetz der Kraft:
Murrt auch das Herz — es strebt der Geist und schafft.

Der Luchs und der Fuchs.

Es trat an einem Tag der Luchs
Mit dieſen Worten zu Meiſter Fuchs:
„Wie freut mich's, mein Freund, dich hier zu ſehn,
Wollt' eben nach deiner Höhle gehn."
„Ich euer Freund, Herr von Luchſenſtein?
Das ſollte mir allzuviel Ehre ſein!"
„Nicht doch! das Vorrecht tritt außer Kraft,
Denn eingeführt iſt die Brüderſchaft.
Jetzt gilt nicht weiter Rang und Titel,
Das Vorurtheil ſoll vernichtet ſein;
Farbiger Pelz oder grauer Kittel,
Stark und Schwach und Groß und Klein
Umfaßt ſich in heiligem Verein.
Und zur Feier der neuen Zeit
Gibt der Löwe heut Feſtlichkeit,
Lädt ſeine Unterthanen ein —
Oder ſeine Freunde vielmehr —
Alles Gethier ſoll willkommen ſein."
„Ei! — ſprach der Fuchs — dies freut mich ſehr!
Solch edeln Sinn, den lob' ich frei.
Schon lange wünſch' ich die Zeit herbei,
Die Zeit der Verheißung, und ſeufz' ich ſchwer
Ob meiner niedrigen Dunkelheit;
Heut greif ich die Glückſeligkeit:
Ich darf als Bruder die Hand dir geben —
Vivat hoch! die Freiheit ſoll leben!
Doch bleiben, hoff' ich, aus unſerm Verein
Der ſchamloſe Aff' und das ſchmutzige Schwein."

Die Maſtgans.

Stolz ſträubte eine Gans die Bruſt
Im Hühnerhof und ſprach: „Ich ſchwimm in Luſt;
Voll ſtopft man mich mit Weizen, Mais und Kleie,
Zu freſſen gibt man mir für Zweie.
Frau, Kinder, Herr und Knecht ſind bei der Hand
Aus lauter Liebe mich zu pflegen —
Ich leb' wahrhaftig im Schlaraffenland."
„So! — rief ein Hahn — du meinſt der Liebe wegen
Vollbringen ſie die ſaubern Edelthaten,
Mit Ueberfluß dich mäſtend und dich labend?
Wart nur, es iſt nicht aller Tage Abend!
Sobald du fett biſt, werden ſie dich braten."

Ein jeder Hirt, wie edel er auch ſchien,
Pflegt nur die Heerde um — die Haut ihr abzuziehn.

Der alte Löwe und der Eſel.

Ein Eſel der recht mit Genuß
Den Löwen ſchlug, den altersſchwachen,
Kam, um mit einem plumpen Kuß
Die Unbill wieder gut zu machen.
Der Löwe ſprach: „Laſſ' mich in Ruh'!
Glaub' nicht daß du mich rührſt damit:
Von einem Eſel, ſo wie du —
Ein Kuß thut weher als ein Tritt."

Der Reiher und die Fische.

Ein Reiher, der in später Stunde
Stelzirend noch ein Fußbad nahm,
Sah gierig zu des Flusses Grunde,
Weil ihn der Hunger überkam.
Da tanzte auf der Wellen Frische
Des Mondes flutbewegter Schein,
Dies schienen ihm viel tausend Fische
Mit goldner Schuppenpracht zu sein.
Er bog den Hals und schnappte munter,
Und tauchte eifrig ab und auf —
Umsonst! Da ging der Mond hinunter,
Und Fische stiegen viel herauf.
Sie glänzten durch der Wellen Klarheit —
Der Reiher wankte nicht vom Ort:
Er nahm für Lüge nun die Wahrheit,
Und ging mit leerem Magen fort.

So schwinden uns wie Truggestalten
Glück, Ruhm und selbst die Liebe oft,
Und kommen dann — nur Mut behalten! —
Zu dem der nimmer auf sie hofft.

Der Derwisch und der König.

Ein Derwisch hatte sich nach Mekka aufgemacht
Zu einer Pilgerfahrt; ihn überfiel die Nacht.
Zu rasten trat er da in eines Königs Haus,
Legt' ab den Stab und zog den Mantel aus.
Der König sah's und rief: „Du könntest weiter wallen,
Und willst du ruhn, so such' dir andre Hallen;
Dies Haus ist ein Palast, so viel ich weiß,
Und keine Herberg." „Höre — sprach der Greis —
Wie viele haben hier geherrscht vor dir?"
„Zweihundert etlich." „Nun so sage mir,
Ob all die Fürsten deine Ahnen waren?"
„Nein! zwanzig der Geschlechter trugen hier
Die Krone schon seit manchen hundert Jahren.
Mit Tugenden und mit Verbrechen haben
Sie ihre Namen in dies Haus gegraben:
Die Einen sind verflucht, die Andern sind verehrt."
„Gut! — sprach der Derwisch — ich war wohl belehrt:
Ein Haus das so viel Herrn gewechselt ohne Rast —
Ist eine Herberg, und ist kein Palast."

Die Biene und der Schmetterling.

Die Biene sagte einst zum Schmetterling das Wort:
„Willst du denn fort und fort verstreun von Ort zu Ort
Dein müßiges Zigeunerleben?
Nicht einmal sorgend für die Zukunft streben?
Betrachte mich, das Bild der Emsigkeit:
So lang die Sonne scheint, bin ich bereit
Den Saft zu sammeln draus ich Honig mache,
Und immer bleib' ich treu demselben Dache;
Du aber willst dich jeder Pflicht entled'gen."
Der Schmetterling flog fort und ließ die Biene pred'gen.
Die Rose aber sprach: „Dem Schmetterlinge
Verlieh die Mutter seine goldne Schwinge
Nicht daß er Waben bau' und Honig bringe.
Er spendet im Genuß und schwebt von Blatt zu Blatt,
Gleich einer Blume welche Flügel hat.
Den Garten schmückt er dankbar, der ihn nährt,
Indeß dein Sinn nach Beute nur begehrt.
Trag' deinen Honig heim und laß' den Falter nur:
Denn heilig ist in jedem die Natur."

Ihr findet wohl in dem Gedicht
Den Dichter und den Trachter leicht;
Nur Schade! daß ihr selber nicht
Der liebevollen Rose gleicht,
Die Lebenskelche süß und licht
Dem Schmuck der Au, dem Falter, reicht.

Der Hahn und der Geier.

Auf eines Hofes Düngerhügel
Schritt stolz ein Hahn, der Sultan vom Geflügel.
Viel händelsüchtiger und dreister
Als alle Hahnen rings, und auch viel feister.
Er schlug und kratzte durch der Sporen Recht,
Das wohlbekannt ist, sein Geschlecht.
Je fetter er sich fraß, hoch tragend seinen Schwanz,
Je magrer wurden Ente, Huhn und Gans.
Ein Jagdhund der im Hof spazierte dann und wann,
„Du machst den Prahlhans — sprach er — du Tyrann!
Doch wenn der Geier käm, du kröchst in einen Sack."
„Der Geier? — rief der Hahn und schwenkte seinen Kamm —
Er soll mir kommen, den — zerreib' ich dir wie Schwamm."
Kaum war der Jagdhund weg, so sah des Geiers Kopf
Zum Mauerloch herein.
Schnell rief der feige Tropf:
„Rupf' mir dies Lumpenpack,
Und lass' uns Freunde sein!"

Die Rakete und die Lampe.

Ob des vermeinten Werts voll Eitelkeit,
Sprach zu der Lampe die Rakete einſt:
„Du traurig Licht! wie trüb und bleich du ſcheinſt!
Du bringſt mich wahrlich in Verlegenheit,
Mich Himmelstochter mit den Lichtergarben.“
Die Lampe ſprach: „Trotz deiner Feuerfarben
Biſt du ein Irrwiſch nur, der glänzt und ſtirbt,
Und ſich das Lob der Müßigen erwirbt.
Ich glänze minder, doch ich lebe länger;
Mein Reich iſt wohl beſcheidener und enger,
Doch in der Werkſtatt ſpend' ich meine Helle,
Am Schmerzenlager, in des Dichters Zelle,
Und ſänftige die Nacht mit mildem Schein,
Der Arbeit Freundin, Tröſterin der Pein.“

Wie viele hochberühmte ſchöne Geiſter,
In Kunſt und Wunder wahre Hexenmeiſter,
Verſprühen als Raketenglanz ihr Licht,
Und gleichen der getreuen Lampe nicht.

Die Mücke und das Mückchen.

Ein junges Mückchen flog umher und mied
Das Feuer klug, wie's ihm die Mutter rieth.
„Du Hasenfuß! — rief ihm die Kerze zu —
Vor meinem holden Glanz erzitterst du?
Dein Schreck ist Wahn, komm' her und wohne
Im Stralenschloß, erbaut aus Sonnenschein;
Lichtelfen weben drin die Wunderkrone
Von Demant und Safir, und die sei dein!
Komm näher, komm! und du sollst selig sein."
Was thut die Fliege? Mit beschwingter Hast
Stürzt sie verblendet nach dem hellen Ziele
Und trifft den Tod im schönen Lichtpalast.
Altjungfer Mücke sah dem Trauerspiele
Vom Fenster zu, wo sie geborgen weilt.
„Die Thörin hat verdientes Loos ereilt!
Was flog sie auch auf einen Docht der brennt!
Daß doch die Jugend keine Vorsicht kennt!"
So rief die kluge, zimpferliche Dame,
Liebäugelnd zärtlich mit dem fetten Rahme
In einer Schüssel auf dem nahen Tisch —:
„Da lob' ich diesen Nektar süß und frisch,
Wie lecker ist er, ach und wie gedeihlich!
Da ist man sicher vor dem Feuerbad."
Doch drin ertrinken kann man freilich —
Und dies gelang ihr in der That.

Seit haben Muck und Mückchen sich gewiß
Des Bratens und Ersaufens oft beflissen,
Wie auch der Mensch, trotz Eva's Apfelbiß,
Noch manchen sauern Apfel angebissen.

Der irdne und der goldne Topf.

Ein Topf aus Lehm geformt, ein armer Tropf,
Gebrechlich, ängstlich und gering geachtet,
Kam einst in's Feuer, wo er lange schmachtet;
Doch ward er da ein harter, fester Topf.
Ein edler Herr, ein Prachtpokal aus Gold,
Glitt aus und kam in selbe Glut gerollt;
Zum Klumpen schmolz er da in kurzer Zeit,
Trotz seiner hochgepriesnen Festigkeit.

Das Drangsal das den Armen stark gemacht —
Den Reichen hat es oft zu Fall gebracht.

Das Glück und die Armut.

Vergnügen und Gesundheit, rot und frisch,
Deckten dem Werkmann den bescheidnen Tisch,
Das Glück saß obenan.
Da kam in ihrem düstern Lodenkleide,
Das Haubt gebeugt, die Stirn gefurcht vom Leide,
Die Armut schwanken Schritts heran;
Und hinter ihr der Sorgen Nachtgespenster.
Kaum trat sie zu der Thür' herein,
Entfloh das Glück durchs Fenster.

Das Glück wird nie der Armut Freundin sein.

Die zwei Rebstöcke.

Ein junger Rebstock stand
Stolzirend auf der Bergeswand
Und bog sich unter seiner Trauben Last.
Zum Nachbarn hatt' er einen alten Gast,
Der krumm und ganz bedeckt mit Narben war,
Und der gedient in Treu' und Ehren
Wohl sechzig Jahr.
Der hatte nur zum einz'gen Schmuck und Gute
Noch wenig dünn gesäte Beeren
Auf einer letzten Ruthe.
So lehnt' er müde an der Mauer;
Jedoch im Herbste gab er einen Saft
Voll Feuerkraft —
Der junge Rebstock gab ein Fäßchen Lauer.

Durch Gegensatz des Wertes und der Fülle
Sind oft die Menschen diesen Reben gleich;
Den winz'gen Kern birgt oft gewalt'ge Hülle —
Glaubt mir, nicht jeder der viel gibt, macht reich.

Der Flüchtling und die Muſchel.

Ein Flüchtling, aus dem Vaterland verbannt,
Fand eine Muſchel in dem fremden Land,
Die einſt das Meer geworfen an den Strand.
Er hält ſie an ſein Ohr und horcht und lauſcht —
O Wunder! in der Muſchel Tiefe rauſcht
Fremdart'ger Stimmen unbekannter Chor.
„Sag' — frägt er ſie — welch ſonderbarer Klang
Aus deinem Ohre in das meine dringt?"
„Das iſt der Wellen und der Winde Sang,
Der alten Heimat, die ich lang verlor,
Erinnrungslaut, der ewig in mir klingt."
„Von deinem Lied verſteh' ich jedes Wort,
So klingt's auch mir im Herzen fort und fort."

Der Leuchter und die Kerze.

Der Leuchter ſprach einmal zur Kerze:
„Wie biſt du ſchön, du Troſt der Nacht!
Wenn ſich der Stern auf deiner Stirn entfacht;
Ich ſtehe ſtarr in meinem Kleid von Erze.
O dürft' ich glänzen, ſo wie du, und ſtralen!"
„Ach! — ſprach das Licht — du wünſcheſt dir nur Qualen
So ſchau' mich an und tröſte dich:
Ich glänze — und verzehre mich."

Das Hermelin und die Ratte.

Die Ratte und das Hermelin
Begannen sichtlich abzumagern;
In ihrer Felsengrotte schien
Die Hungersnot sie zu belagern.
Da fuhr aus ihrem Loch die Ratte
Und sprach zum weißen Hermelin:
„Sieh reiches Feld und grüne Matte
In breitem Strich das Land durchziehn.
Durchwaten wir den Sumpf noch heute,
Der an's gelobte Land uns setzt:
Dort Höfe, Ställe, fette Beute,
Hier Not und Hungertod zuletzt."
„Wie! — sprach das weiße Hermelin —
Mit diesem Schlamme mich bespritzen!"
„Was thut's, wenn wir der Not entfliehn
Und dort an vollen Schüsseln sitzen?"
„So geh' du hin, ich bleibe rein
Und darbe still in dunkler Ecke:
Viel lieber sterb' ich hier allein,
Als daß ich schmählich mich beflecke."

Der Knabe und die Rose.

Ein Knabe trieb am Rosenbeet sein Spiel
Und wollte schon die schönste Rose brechen,
Da sieht er ihren dornbewehrten Stiel,
Und zaudernd hält er ein, sich nicht zu stechen.
Schlau sucht er erst die Finger fein zu spitzen,
Und pflückt die Rose, ohne sich zu ritzen.
Doch aus dem Kelche stürzt nun voller Wut
Ein Ungethüm und sticht ihn bis auf's Blut —
Die Wespe, die den Stachel und die Lehre
Zurückläßt dem bestürzten Kind:
Daß von den Klippen in des Lebens Meere
Die unsichtbaren stets die schlimmsten sind.

Der Adler und der Schmetterling.

An einem Adler flog ein Schmetterling vorbei
Und sprach zu ihm voll Stolz und Ziererei:
„Vier Flügel hab' ich, und du hast nur zwei."
Der Adler sprach: „Mein kleiner Schwärmer!
Ich bin deßhalb nicht ärmer;
Vom Boden hebst du dich nur wenig Fuß,
Ich tausche mit den Wolken Brudergruß.
Glaub', viele die mit allen Vieren schaffen,
Verblenden nur die Kinder und die Affen."

Samstag und Sonntag.

Der Samstag, die Hand in die Seite gestemmt,
Kam einst zum Sonntag, der war noch im Hemd.
Der Samstag war sehr unzufrieden
Und sprach: „So kann's nicht gehn in Frieden!
Sollen wir Woch' aus, Woch' ein
Schaffen und schanzen für dich allein,
Ich und meine fünf Brüder, wie Knechte?
Sind wir nicht vom selben Geschlechte?
Wenn wir uns müde schlegeln und laufen,
Keuchen und ächzen, schnappen und schnaufen,
Macht sich's der hohe Herr bequem,
Thut nur was ihm angenehm,
Kleid't sich fein, vertreibt sich die Zeit
Mit Sang und Tanz und Lustbarkeit.
Wie lang noch willst du, statt zu schaffen,
Mit unserm Schweiß spazieren und gaffen?"
„Mein werther Bruder! — der Sonntag sprach —
Ihr gehet euren Geschäften nach,
Ich geb' es zu; doch ich indessen
Hab' eurer wahrlich nicht vergessen.
Habe gesorgt aufs allerbeste
Nach harter Arbeit für frohe Feste:
Spazierfahrt, Spiel und Tanz und Sang und Wein
Hab' ich bereitet zur Genüge;
Welch brüderlicher, nützlicher Verein!
Ihr schafft für mich, indeß ich euch vergnüge."

Das Lamm und der Busch.

Es lief ein Lamm im Regenwetter,
Ein Busch sah es vorübergehn;
„He! — rief er — willst du unterstehn?
Bedien' dich kecklich meiner Blätter."
„Ich hüte mich dir nah zu kommen,
Von deinen Dornen schweigst du klug;
Doch Wolle seh' ich da genug,
Die du den Meinen abgenommen.
Du streckst die Zweige aus wie Netze,
Und scheerst den Schützling im Geheg."

Oft däucht mir, unsere Gesetze,
Die gleichen sehr dem Busch am Weg.

Die eingerostete Thüre.

Es schleicht ein Dieb in dunkler Nacht
An eine Thür' und will sie öffnen sacht;
Doch weh! verrostet sind die Angeln —
Sie widersteht und schreit.
Der Schlaue läßt jedoch das Oel nicht mangeln;
Er salbt und schmiert, und sieh! nach kurzer Zeit
Auf geht die Thür' sperrangelweit.

Wie viele Thüren gibt es allenthalben
Die nicht mehr schrein, geschmiert mit Angelsalben!

Der Esel als Musikus.

Ein Esel sprach: „Ihr sollt es hören,
Wie ich die Laute schlagen kann."
Er spielt, da lachte jedermann;
Doch ließ der Esel sich nicht stören.
Am Ende merkt er denn am Spott,
Er thue keine Wunder.
„Wenn ich nicht spielte wie ein Gott —
Sprach er, als sich der Kreis der Hörer trennte —
So ist die Laute schuld, der schlechte Plunder."

Die armen Instrumente!

Das Huhn und seine Eier.

Ein Huhn beklagte sich
Gar bitterlich
Daß man die Eier, kaum gelegt,
Ihm täglich aus dem Neste trägt.
„Ach was ich unglückselig bin! —
Rief es — Verloren hab' ich mehr als hundert."
Da sprach der Hahn: „Deß bin ich nicht verwundert;
Lern' schweigen, Schwätzerin!
Glaub', willst du sicher deiner Eier pflegen,
So mußt du ohne Gackern legen."

Der Wanderer und der Wegezeiger.

Ein Wandrer blieb im Feld an einem Kreuzweg ſtehn,
Wo viele Straßen hin und wieder gehn.
„Hier — ſprach er — halt' ich endlich Raſt,
Vom frühen Morgen ſchlepp' ich meine Laſt,
Und meine Kräfte ſchwinden faſt."
Da ſpricht ihn an der Biegung ſeiner Bahn
Im Rednerton ein Wegezeiger an:
„Du wirſt wohl nach dem nächſten Dorfe ſtreben?
Da will ich auf den Weg dir meinen Rath noch geben.
Schreit' immer gradeaus und ohne dich zu drehen,
Nur ein paar Meilen noch haſt du ſo fortzugehen,
Ein Hinkender macht's in vier Schritten:
Ein Hügel, dann ein Wiesgrund und ein Steg,
Dann ebnes Feld und Wald, da läufſt du ſtets inmitten —
Kurz! leichter iſt kein Weg."
„So geh' du ſelbſt!" „Oho! — rief da der Wegſtock ſchnell —
Ich weiſe dir den Weg, doch bleib' ich ſtets zur Stell'."

So gibt es manchen Stock, ich ſag' es euch ganz ſtill,
Der zeigen wohl den Weg, doch ihn nicht gehen will.

Der Schmetterling und der Kohl.

Es flog ein Schmetterling leicht wie der Wind dahin,
Von Roſ'- und Lilienkelch zu Gaisblatt und Jasmin.
Der Kohl, der ihn ernährt und väterlich behandelt,
Bevor er ſich ſo prächtig umgewandelt,
Rief ihm: „Komm' her, mein Sohn, und ſetze dich
Nur einen Augenblick auf mich."
„Wie! — ſprach der Schmetterling — ſoll ich mich ſo erniedern,
Und ſolchem Volke Freundlichkeit erwidern?
Unförmliches Gebild, ſo dick als groß!
Den ſchönſten Blumen ſitz' ich in den Schoos
Und ſchlürfe Säfte, ſüßer ſtets und feiner."
Da ſprach der Kohl:
„Ich weiß die Zeit gar wohl
Wo du ein Wurm warſt nackt und bloß,
Mein Kleiner!
Da warſt du nicht ſo ſtolz,
Wenn unter deinem Zahn mein grünes Nährblatt ſchmolz.
Doch ſo wie du, ſtolzirt noch mehr als Einer,
Der, wenn ſein Glück ihm ein paar Flitter ſchenkt,
Den Freund verläugnet, ſeinen Vater kränkt,
Und der empfangnen Wohlthat nicht mehr denkt."

Der Rock meines Großvaters.

Mein Großvater hatte ein Gallakleid,
Das ich ererbte seiner Zeit.
Mein Ahn, der zu hohem Alter gekommen,
Trug's, bis der Tod es ihm abgenommen.
Mein Vater hat's hundertmal getragen
In seiner Jugend schönen Tagen;
Und als auch dieser Gute starb,
Ward's meiner Kindheit Stolz und Zier.
Ich seh's noch, wie es war, vor mir;
Mit seinem Tuch, isabellenfarb,
Mit breiten Flügeln, schlotterweit,
Gefüttert mit rosaroter Seid',
Besetzt mit manchem Riesenknopf.
Ihr denkt, wie hoch ich trug den Kopf,
Wenn ich, dies Prachtgewand umgelegt,
Zur Kirche schritt an festlichen Tagen,
Die Fersen vom langen Schoos geschlagen,
Der hinter mir das Pflaster fegt.
Man lachte laut — ich lachte nicht.

Wie manchen gibt's der mit ernstem Gesicht
Einherstolzirt in Sammet und Seiden,
Und glaubt nach dem neusten Schnitt sich zu kleiden
Jedoch den Kopf stets rückwärts dreht,
Des Lichtes Bekämpfer, des Fortschritts Feind —
Und der so, ohne daß er's meint,
Im Rocke seines Großvaters geht.

Die zwei Hähne.

Zwei Hähne Albion's, zum Kampf dreſſirt,
Erſchienen federſträubend auf der Bahn
Und ſahn ſich vielverſprechend grimmig an.
Bereits — ob der gewinnt, ob der verliert —
Verwettet man Banknoten und Guinee'n,
Man reckt die Hälſe, ſtellt ſich auf die Zeh'n,
Als ſich der Kämpen einer noch beſinnt
Und ſo zu ſeinem Feind beginnt:
„Sollen wir andern zu Nutz und Behagen
Zerren und zauſen uns Kamm und Kragen?
Nein! anſtatt uns wie Tölpel zu ſchlagen,
Machen wir lieber den Kampf zur Fabel,
Sparen wir weislich Schnabel und Sabel,
Räubriſche Feinde zu ſtechen, zu zwicken,
Wenn ſie kommen um unſere Wicken,
Unſere Hühner uns wegzupicken."
Nach dieſer Rede frech und ungezogen
Die Hähne beid' von dannen flogen.
Die Engelländer gafften nach verwundert.

Welch kluges Beiſpiel für — ein künftiges Jahrhundert.

Der Hammer.

Ein Eisenstab lag in der Esse Feuer;
Die Zange kam, gleich einem Ungeheuer,
Und trug ihn fort in ihres Maules Klammer
Auf einen Ambos. Da erschien der Hammer
Und sprang herab mit wiederholtem Schlagen;
Das Eisen wand sich unter ihm in Klagen.
„O Hammer, wär' ich doch von dir befreit!"
So rief es sprühend. Doch nach kurzer Zeit
Ward es enthoben seinem Jammer
Und war, o Wunder! selbst ein Hammer.
Entsprungen kaum dem harten Bann,
Ward schnell der Sklave ein Tyrann,
Verband sich mit der Zange und der Klammer
Und schlug drauf los, so schlimm als je ein Hammer.

Gar viele kenn' ich von so edler Art,
Die Eisen gleichen das zum Hammer ward:
Der Knecht von gestern der zum harten Herrn,
Das Opfer das zum Henker heut' geworden,
Sie trügen all, statt Band und Kreuz und Stern,
Am besten auf der Brust — den Hammerorden.

Die Flecken der Sonne.

Ein Ignorant bekam von ungefähr zu hören,
Sterngucker hätten mit den Himmelsröhren
Gesehen daß die Sonne Flecken habe.
Da ärgert sich der alte Knabe.
„Was soll — spricht er — Bewundrung noch erwecken
Was bleibt als sich die Augen zu bedecken?
Sogar die Sonn' hat Flecken!"
Da spricht ein Nachbar: „Laß' dich das nicht schrecken.
Was kümmern dich die Flecken? Schenkt sie nicht,
Belebend, Wärme dir und Licht?"

Filister gibt es, Farisäer, Mucker,
Die an der Größe blind vorübergehn
Und nichts als ihre Fehler sehn;
Es sind dies wahre Fleckengucker.

Die Wahrheit und die Schmeichelei.

Es kam ein Weib dem Fürstenschlosse nah,
Da rief der Wächter: „Wer ist da?"
„Die Wahrheit." „Die passirt nicht." Und die Arme
Ging weiter ob sich jemand ihr erbarme.
Da kam ein andres Weib herbei.
„Werda?" „Die Schmeichelei."
„Herein!" — Das sind an Höfen alte Sitten:
Lobhudelei ist immer wohlgelitten.

Die Trompete und der Säbel.

Als zwischen zwei Lagern die Schlacht sich entspann,
Die Trompete plötzlich ihr Kriegslied begann:
„Heraus, o Schwert, aus der Scheide!
Heraus auf die blutige Weide!“
Gehorsam diesem Kampfsignal,
Fliegt, blitzt und haut und siegt der Stahl.
Da ruft die Trompete mit einemmal:
„Bravo, mein Kamrad! der Ruhm für uns beide!
Der Toten Nachlaß, des Kampfes Beute,
Die theilen wir treu und brüderlich,
Und weil ich dich so begeistert heute,
Ist billig der beste Theil für mich.“
Doch bald entspinnt sich neuer Kampf;
Die Trompete schmettert — mit einem Satz
Ist der Säbel im dichsten Dampf,
Und bleibt verstümmelt auf dem Platz,
Indeß die Trompete, angstbeklommen,
Reißaus genommen.
Nun ruft sie nach der Schlacht:
„Der Säbel hat hirnlose Streiche gemacht,
Gut daß man ihn zur Vernunft gebracht.“

Ich denk', ihr erkennt in dieser Mär
Die großen Politici nicht schwer —
Nationale Zeitungsschreiber,
Liberale Fortschrittstreiber,
Voll Mut euch zu stacheln zum Kriege:
Da seid ihr Helden.
Sie kommen nach dem Siege
Zu rathen und zu melden,

Von eurem Lorbeer mit Behagen
Die Blätter in ihre Küche zu tragen.
Doch nach den Niederlagen,
Da geht's aus anderm Ton:
Da habt ihr euren verdienten Lohn.

Der Grüneberger.

Ein Grüneberger, und dazu ein Saft
Von einem sauren Jahre,
Vernahm einst daß der Bordeaux wachs' an Kraft
Und Wohlschmack wenn er über's Weltmeer fahre.
„An Bord!" rief unser Herr, und auf der Stelle
Bürst't er sein hölzern Röcklein, schifft sich ein,
Grad wie ein rechter Wein,
Und läßt sich schaukeln daß von Wind und Welle
Auf einem Schiff von vielen Tonnen.
Doch der Herr Grüneberger,
Was hat er auf der Fahrt gewonnen?
Puh! seine Säure ward nur ärger.

Vergebens reist ein Dummkopf fort;
Wie oft er auch die Länder wechselt,
Was hilft's ihn, find't er nicht den Ort
Allwo man neue Köpfe drechselt.

Der blaue Schmetterling.

Cikade die an einer Dolde hing,
Frug eines Tages einen Schmetterling:
„Du schöner Vogel von Azur!
Wo findest du die Farbe nur
Womit du deine Flügel malst,
Daß du fast schöner als der Himmel stralst?“
Der Falter sprach: „Die helle Farbenzier
Ist meiner Lieblingsblumen Widerschein,
Die mich mit Säften nähren süß und rein.
Das schlanke Immergrün, der zarte Lein
Kredenzen mir die Schalen von Safir;
Und dann das Blümlein das sein blaues Licht
Im Bache spiegelt, das Vergißmeinnicht.“

So malt sich auf des Geistes Schwinge,
Die farbenspielend steigt und sinkt,
Der Abglanz der empfangnen Dinge,
Der Nährquell der, erscheinend, blinkt.
Wohl dem der, gleich dem Schmetterlinge,
Aus reinen Lebenskelchen trinkt!

Der Landmann und das Gestrüppe.

Ein Feld, von Dorngestrüpp und Disteln eingenommen,
Hatt' einst ein Bauer überkommen.
Den schlechten Saamen gründlich auszuroden,
Macht er die Sicheln scharf und zündet Feuerbrände,
Der ganzen Nachbarschaft bewaffnet er die Hände.
Da rief ein Dorn: „Herr! das ist unser Boden
Durch Erbschaft und Erobrung manch ein Jahr.
Ich protestire, unser Recht ist klar,
Und euch ist keineswegs das Recht verliehen
Mit Feuer und mit Schwert gen uns zu Feld zu ziehen."
Der Landmann sprach: „Was kümmert mich das all!
Dem Felde schadet ihr auf jeden Fall.
Beklagt euch wie ihr wollt, das bleibt euch unbenommen,
Dran glauben müßt ihr jetzt, da wird kein Schreien frommen."

Mißbrauch und Vorurtheil, stark seid ihr eingewurzelt,
Es sterben unter euch der Wohlfahrt grüne Saaten;
Der Fortschritt zieht zu Feld mit Sichel und mit Spaten,
Bald, hoff' ich, mäht er euch, daß ihr in's Feuer purzelt.

Das Holz und die Kohle.

Im Herde lag zur Winterszeit
Ein grünes Scheit.
Es weinte in die Asche bitterlich
Und ächzte und beklagte sich.
Die Kohle rief: „Nun hab' ich's Ueberdruß!
Wozu der Lärm?" „Ach was ich leiden muß! —
Begann der grüne Ast —
Die Prüfung ist zu schwer."
Die Kohle sprach: „Am Weh das du erhoben,
Merk' ich, du bist noch an den ersten Proben;
Wenn du wie ich gelitten hast —
Dann hast du keine Thränen mehr."

Der Aal und die Schlange.

Ein Aal, verfolgt von einer schwarzen Schlange,
Floh eilig in sein schlammig Bette,
Daß er sich vor dem Unthier rette.
„Du Feigling! — rief ihm dieses — ist dir bange?
Hast du, gleich mir, nicht Zähne dich zu wehren?"
„Die Zähne — sprach der Aal — in Ehren!
Doch in den deinen lauert Gift."
Der Aal verschwand, und hatte recht.

Mit offnen Waffen kämpft sich's schlecht,
Wo Hinterlist dich meuchlings trifft.

Der Schmetterling und die Wespe.

Auf einer blumigen Heide flog
Der schöne Schmetterling und sog.
Den Stachel in die Scheide gesteckt,
Erschien da plötzlich ein schlimmes Insekt —
Das war die Wespe, die grimme;
Sie rief mit zorniger Stimme:
„Hinweg aus meinem Gau!
Mein sind die Blumen der Au!“
„Hat denn für dich allein die Sonne
Die Blumenhäuser aufgethan,
Voll Honigtrank und Farbenwonne,
Mit einem Schenkstrauß schmuck von Lahn? —
So sprach der Falter — Ich vergnüge
Mich, nippend an dem Kelch zu ruhn;
Hast du nicht Weide zur Genüge?
Du magst, wie ich, dir gütlich thun.“
„Schweig'! — sagte die Wespe ärgerlich —
Dein Glück gerade, das hindert mich.“
Da zog sie den Stachel aus der Scheide,
Durchbohrte den armen Liebling der Heide.

In dieser Wespe betrachten wir
Der Selbstsucht unersättliche Gier.

Das Teleskop und das Mikroskop.

Das Teleskop schob sich einst weit heraus
Aus seinem Messinghaus,
Und sprach zum Mikroskop, stolz ausgebreitet:
„Du Gegenfüßler! schau' und staun' mich an!
Ich zeig' die Sonnen auf geschwungner Bahn
Dem Himmelsforscher, den mein Aug begleitet;
Und das Gesetz das mit verborgner Hand
Den stillen Gang der ew'gen Sterne leitet,
Ich lehr' es ihn. Du siehst indeß, du Zwerg,
Im Wassertropfen einen Ozean,
Die Mücke ist für dich ein Elefant,
Und aus dem Sandkorn machst du einen Berg.
Mit mir dich messen, wär' Vermessenheit,
Dein Amt ist neben mir ganz ohne Wichtigkeit."
„Für einen Forscher — sprach das Mikroskop —
Bist du verwunderlich; durch Größe oder Stelle
Verleitet ihn kein Ding zu Tadel oder Lob.
Ein jeglich Wesen trinkt am ew'gen Schöpfungsquelle
Die Flut der Harmonie, der Liebe reine Welle.
Das kleinste ist an großen Wundern reich;
Das Sandkorn baut die Berge und die Dome —
Mein ist die Erde, dein das Himmelreich;
Miss' du die Sonnen, lass' mir die Atome:
Glaub', vor der Mutter sind die Kinder alle gleich."

Die Donau und das schwarze Meer.

Bei ihrer Mündung angekommen,
Rief einst die Donau hochgemut:
„Meerschiffe trag' ich — nicht so stolz geschwommen,
Ihr kleines Flußgesindel! Bettelflut!"
„Nur nicht so laut — rief ihr das schwarze Meer —
Und sag' mir doch, wo kommst du her?
Aus einem Garten als geringer Bach!
Die vielen Quellen welche tausendfach
Und namenlos dir ihre Wasser gaben,
Sie sind's allein die dich bereichert haben."

Und so bedenk' — wie weit du magst gelangen —
Daß du dein Haben alles und dein Prangen
Im Grunde doch von Andern hast empfangen.

Der Esel und der Hund.

Mit Unverschämtheit rief einst Meister Esel aus:
„Man rühmt mir sehr des Hofhunds Wachsamkeit,
Doch seh' ich ihn, so liegt er lang und breit
Und schläft den lieben Tag in seinem Schilderhaus."
„Mein kluger Freund — erwiderte das Pferd —
Der treue Wächter ist des Lobes werth:
Wahr ist's, bei Tage ruht er aus;
Doch wird es dunkel, hält er muntre Wacht,
Und hütet mich und dich die ganze Nacht."

Das Orchester.

Ein Mann von der Feder, ein Mann vom Schwert,
Zwei Freunde, saßen in einem Konzert;
Und weil das Spiel noch nicht begann,
Fingen sie zu streiten an.
Der Reisige war ein schlimmer Spötter,
Läugnete alle guten Götter.
„So laßt mich — sprach er — mit euren Chimären!
Ja, wenn die Menschen nicht Menschen wären!
Brüderschaft, Freundschaft, und alle die —schaften,
Da will nirgends ein Stich mehr haften;
Was ihr nicht bindet in Stahl und Eisen,
Wird euch die Selbstsucht bald zerreißen.
Jeder hat seine Launen und Sparren,
Macht nicht gern für Andre den Narren —
Die Menschen sind Brüder, das ist wahr;
Doch feindliche Brüder auf immerdar."
Der Andre war ein freundlich Herz,
Sein Menschheitsglaube fest wie Erz.
Als er eben zu reden begann,
Fangen die Musikanten an
Mit den Instrumenten zu lärmen,
Zu stimmen, zu kratzen auf ihren Därmen,
Jeder aus einem andern Ton,
Ein Durcheinander — man kennt es schon.
Doch nimmt kein Mensch mehr Aergerniß dran:
Man weiß, ein Konzert fängt immer so an.

„Da hast du ein Sinnbild treu genung
Von deiner saubern Verbrüderung —
Ein wahres Chaos!“ sprach der Krieger.
Doch plötzlich wird der Taktstock Sieger;
Sein brüderlich Gesetz regiert,
Daß kein Instrument den Weg verliert;
Ein jedes erfüllt nach seiner Weise
Die einzle Pflicht im ganzen Kreise:
Das weiche Fagott, die Trompete so hell,
Die sanfte Flöte, das Violoncell
Kommen im Takte und lassen sich hören
Nach der Reih', bald allein, bald in Chören;
Die Geig', Virtuosin ohne Mangel,
Bis zum eintönigen Klingtriangel —
Keines schweigt und ist vergessen,
Jedem ist sein Theil bemessen.
Das Orchester klagt und fleht,
Weint und donnert voll Majestät;
Und unendlich ausgegossen,
Kommt des Wohlklangs Strom geflossen.
Alle Herzen sind entzückt,
Alle Hörer sind entrückt.
„Folgen wir deinem Beispiel weiter,
Freund! — so sprach zu seinem Begleiter
Nun der Gläubige — hör' und sieh':
Durch den Kontrast die Harmonie!
Das ist das Bild der Brüderlichkeit —
Einheit durch die Verschiedenheit.“

Die Rhone und der Genferſee.

Die Rhone ſtürzt mit wildem Schäumen
Hernieder aus dem ew'gen Schnee,
Und wälzt ſich durch den Genferſee,
Der ruhig liegt in ſtillem Träumen.
Da ſprach zu ihr der See einmal:
„Du lägeſt weich in meinem Bette,
Was treibt dich denn für Haſt und Qual
Dahin durch rauhe Felſenkette?
Laſſ' deine Waſſer mit den meinen
Sich ſanft vermählen und vereinen."
„Raum! — ſprach der Fluß — ich muß zum Meere,
Zum großen Meer das mich verſchlingt."
Stolz trägt er die beflaggten Heere,
Die er getroſt zum Ziele bringt;
Und wo er Städte netzt und Fluren,
Läßt er des Segens reichſte Spuren.

Und ſo der Geiſt der hohem Ziele
Gewalt'gen Drangs entgegengeht:
Durch Luſt und Leid auf ſtarkem Kiele
Schifft er in ernſter Majeſtät;
Und ob ſein Schiff der Sturm verſehre —
Er weiß nur das: Ich muß zum Meere!

Hühner und Eier.

Ein armer Wandrer, hungrig und halbtot,
Klagt einer Pächtrin seine Not.
„Ich habe — spricht sie — im Hühnergarten
Die schönsten Eier; doch wollt ihr warten,
Gibt das in wenig Monden manches Huhn,
Da sollt ihr nach Lust euch gütlich thun."
„Frau! — sagte der Wandersmann — wart' wer mag!
Mein Hunger weiß nur vom heutigen Tag;
Und bis aus den Eiern Hühner gehen,
Kann sich die Welt noch manchmal drehen.
Nach Monden Hühner? Ei hol' sie der Geier!
Gebt mir die Eier!"

Der Esel und das Pferd.

Ein Reitpferd, das an reicher Krippe stand,
Sprach einst zum Esel: „Nie hätt' ich erkannt
In dir Gesellen, finster, plump und schwer,
Den jungen Esel, hüpfend hin und her
Gar schlank und wohlgemut auf unsrer Weide,
Wo wir uns tummelten so munter beide."
„Drum ahnte ich in meinen jungen Tagen —
So sprach der Esel — nicht die Zeit der Plagen:
Das böse Prügeln und das schwere Tragen."

Der Klettermaſt.

Auf einem Feſtplatz voll Gedränge
Entſteigt ein Klettermaſt der Menge;
Um ſeine Spitze ringelt ſich ein Kranz,
Geſchmückt mit Gaben, reich an Wert und Glanz.
Viel Wettgenoſſen haben ſich bereitet
Mit Kletterkünſten keck emporzudringen,
Und manchem würde ſeine Fahrt gelingen,
Erſchwerte Seife, künſtlich ausgebreitet,
Den Baum vom Fuße glättend bis zum Wipfel,
Den Weg ihm nicht zum preisgekrönten Gipfel.
Doch gegen Glätte braucht man Liſt,
Stäubt ſich mit Aſche, und nach kurzer Friſt
Gelingt's dem Erſten ſchon ſich anzuklemmen;
Er reckt ſich fort mit Schieben und mit Stemmen,
Er ſchwitzt, wird matt und fällt zuletzt.
Schnell hat ein Zweiter ihn erſetzt.
Nach langer Mühe weicht auch der entkräftet;
Doch haben ſie, das Aug' auf's Ziel geheftet,
Entglättet halben Wegs den Maſt.
Ein Dritter kommt, erklimmt den Gipfel faſt,
Hält an, holt Athem; nach erſehntem Ziele
Greift er empor und ſinkt zurück wie viele.
Die Aſche reibt mit jedem Klettergaſt
Und einem ſpätern wird der Weg ein Spiel —
Er ſteigt und ſteigt und ſchwingt ſich an das Ziel.

Die Menschheit strebt nach einem fernen Glück,
Sie steigt und fällt, das ist ein wechselnd Wandern,
Und ein Jahrhundert folgt dem andern.
Doch jedes läßt gebahnten Weg zurück,
Und immer höher dringen seine Erben,
Bis wir vom Kranze Frucht um Frucht erwerben.

Die nasse Rose.

Im Garten sah ein Kind einst eine Rose,
Die Lieblingsblume, von dem schweren Gast,
Dem Thau, gebeugt, der perlt in ihrem Schooße.
Sie zu befrein von ihrer feuchten Last,
Erschüttert es den Stiel mit leisem Klopfen.
Doch plötzlich flattern mit den Wassertropfen
Die leichten Blätter fort. Da weint das Kind.
„Nun sieh', was ungeschickter Eifer thut —
Sagt ihm die Mutter — Sonnenstral und Wind,
Sie hätten deine Rose sanft befreit;
Bald hätte sie geprangt in frischer Glut.
So gibt es manche Last und Traurigkeit,
Die selbst der Liebe Hand nicht soll berühren,
Und die allein die unmerkbare Zeit
Auf sachtem Flügel leise kann entführen."

Das Kind und der Stiefel.

„Die Erde ſchlief, der Mond ſchien hell,
Das Unthier ſchnarchte fürchterlich,
Als leiſ' der liſtige Geſell,
Der Däumling, an den Rieſen ſchlich;
Und ob ihm bangt und ob ihm graust,
Hat ihm die Stiefel weggemaust
Und ſelber angezogen.
Die Meilenſtiefel, groß und weit,
Die machen plötzlich: ſchrumpf!
Sie waren, wie man denkt, gefeit
Und paßten wie ein Strumpf.
Der Däumerling begann den Ritt,
Macht ſieben Meilen jeden Schritt,
Das iſt fürwahr geflogen."
Bis hieher hörte das Kind in Ruh'
Der ſchönen Geſchichte vom Däumling zu.
Jetzt ruft es mit freudehellem Geſicht,
Indem es die Mutter unterbricht:
„Ich ziehe die Stiefel vom Vater an,
Dann kann ich laufen wie ein Mann."
Da klettert auf den Stuhl der Wicht
Und fällt in die Röhren beide
Bis um die Mitte des Leibs hinein,
Als wie in eine Scheide,
Und ſtrampft und ſtrabelt in bittrer Pein.
Kaum hat er ein Füßlein vorgeſetzt,
So wankt er und ſtolpert und fällt zuletzt,
Kann nimmer auf die Beine kommen.

Da hat ihn die Mutter aufgenommen,
Hat ihn getröstet, geküßt, beklagt,
Und ihm dann lachend dies Wort gesagt:
„Das merke dir, und thu' mir's nicht vergessen,
Man muß die Schuhe nach dem Fuß bemessen,
Sonst holt man fallend manchen Nasenstüber —
Die Zeit der Fee'n und Riesen ist vorüber.

Das Quentchen und die Gewichte.

Es wog ein Krämer Pfeffer oder Salz,
Vielleicht auch Käse oder Schmalz;
Vergeblich warf er in die Schale,
Die stets in gleicher Höhe stund,
Das Loth, den Vierling und das Pfund,
Als ihm das Quentchen rief mit einemmale:
„He Meister! ihr vergeßt mich; nur geschwind!
Ich helf' euch aus der Patsche." „Armes Kind!
Was kannst du helfen, bilde dir nichts ein!"
So riefen die Gewichte im Verein.
Der Krämer, klüger, nahm das Quent und wog,
Und sieh! die Schale zog.

Ist kein Geschöpf so arm und klein,
Es kann dem Ganzen dienlich sein.

Die Glocke und der Blitzableiter.

Die Glocke sprach einmal zum Blitzableiter:
„Das Kaumerfundne glaubt sich stets gescheiter.
Reck' nur und streck' und dehne deine Spitze,
Du Werk von wissenschaftlich kargem Witze!
Ich Gottgeweihte bin allein im Stand
Den Stral zu winden aus des Donnrers Hand,
Der wild einherfährt auf des Sturmes Schwingen;
Schnell wird er mild, hört er mein gläubig Singen.
Siehst du die Wolke, trächtig von Gewittern?
Sie naht, sie kommt — erwarte sie mit Zittern!
Aus ihrem Schooße züngelt gelber Blitz,
Zu stürzen dich vom angemaßten Sitz."
Die Glocke ist ganz Mund, der Blitzableiter Ohr;
Sie plaudert, und er horcht und streckt sich stumm empor
Vom nahen Giebeldach mit lauschender Geberde.
Die Wolke breitet ihren Trauerflor
Weit flatternd aus auf die erschrockne Erde.
Ha! schon ein Stral, ein Schlag! Der Blitz fährt auf den Leiter
Und wandelt schadlos an dem Drahte weiter.
Die Glocke schwitzt und ächzt und läutet ihre Mahnung;
Der Blitz, ein Heide, hat von Rücksicht keine Ahnung:
Er reißt die Wolk' entzwei, zertheilt die Luft im Sturm,
In einer Feuerfurche stürzt er auf den Thurm,
Bricht und verzehrt den stolzen.
Die Glocke würde morgen noch wie heute
Den Sturm beschwören, gläubig, mit Geläute —
Wär' sie bei diesem Anlaß nicht geschmolzen.

Die Eicheln und die Töpfe.

Ein Mann durch Klugheit nicht berühmt,
Das heißt ein Dummkopf unverblümt,
Sät Eicheln einst in enge Scherben.
„Die — spricht er — werden nicht verderben,
Nimmt doch die zartste Blume so vorlieb."
Doch was geschieht? Verkürzt an Luft und Raum,
Vom Keim zum Blatte bringts die Hälfte kaum,
Der Rest verkümmert schon im ersten Trieb.
Die größte dieser Krüppeleichen
Muß einem Rosenstocke weichen.
Ein einz'ger Schößling nur
Von ausbund kräftiger Natur
Zersprengt den Topf, macht Raum
Und steigt zum Himmel als ein Riesenbaum.

Ihr sät das Leben in den engsten Topf,
Es stockt und siecht, da schüttelt ihr den Kopf;
Die Freiheit sucht euch, doch ihr flieht wie toll:
Luft! Licht! ihr Herrn! wenn etwas wachsen soll.

Die Nase und die Brille.

Voll Stolz, als des Gesichtes Präsident,
Hatt' einst das Nasenbein die Grille
Und sprach zur Brille:
„Du langweilst mich am End'!
Die Augen brauchen dich an meiner Statt,
So mag dich tragen wer dich nöthig hat,
Mich deiner zu entled'gen, ist mein Wille."
Alsbald begann die Nase sich zu regen
Und zu bewegen,
Bis es gelang — in's Weite flog die Brille.
O weh! nun sahn die Augen keinen Stich;
Doch unser Präsident, er schneuzte sich,
Die Nas' im Wind, ging er der Nase nach
Und suchte schnuffernd seinen Weg.
Da hing ein Dornbusch über einen Steg,
Wo er sich jämmerlich zerkratzte und zerstach.
Da war's am Tag
Daß eine Nase selbst vom feinsten Schlag
Der Augen nicht entbehren mag.

Das ist den Leuten zur Lehr gemacht
Die nur so weit wie die Nase gedacht,
Und ihren Brüdern die Brille nehmen
Um sich im Trüben zu bequemen.
Mög' ihnen bei Zeit die Wahrheit frommen,
Daß alles sich trägt und bedingt in der Welt,
Und daß, wenn auch ein Andrer fällt —
Sie leicht das Nasenbluten bekommen.

Der Bergstrom.

Von einem Berge sprangen wilde Wellen,
Und stürzten sich von Fall zu Fällen
Sie wühlten Furchen in's betrübte Land
Und hatten manchen Damm schon umgerannt.
Da sprach einmal ein Wandrer zu den Bauern:
„Wißt ihr denn nichts als Klagen und Bedauern?
Der Strom, der alles fortreißt und verheert,
Wär' lang von euern Feldern abgewehrt,
Wenn man ihm klug ein schiefes Bette
In das Gebirg gegraben hätte.
Versucht es nur! bald werdet ihr ihn sehn
Auf manchem Umweg sanften Falles gehn;
Dem Ufer folgsam das ihr ihm gegeben,
Wird er die Saat euch wässern und beleben."
Der Rath schien unsern Leuten gut;
Sie gingen an's Geschäft mit frischem Mut,
Und machten bald, als wackre Gräber,
Zum sanften Bach den Bergstrom voller Wut,
Den schlimmen Feind zu einem milden Geber.

Wollt ihr den Menschen, statt durch Furcht und Zwang
Und Selbstsucht ihn zu treiben und zu binden,
Durch Liebe und Erziehung menschlich leiten —
So werdet ihr in manchem wilden Drang,
Statt eines Lasters, eine Tugend finden,
Und ihm und euch ein bessres Loos bereiten.

Die beiden Bienen.

In feuchter Höhlung einer alten Mauer
Saß eine Biene, abgezehrt und ſchwach,
Und ſummte ſchrillen Tons ein Lied der Trauer.
Familienlos umirrend ohne Dach,
Gibt ihr der Zufall dürftiges Gemach,
Das keinen Schutz der Einſamen gewährt.
Den Honig in dem wächſernen Gefach
Hat gieriges Ameiſenvolk geleert.
Da flog von Ungefähr
Zur Mauer eine andre Biene her
Und ſprach: „O Schweſter! warum willſt du hier
So einſam und verlaſſen leben?
Komm', geh' mit mir!
Der Frühling iſt ſoeben
Im Thalgrund aufgewacht;
Schatzkammern hat er aufgemacht,
Von Düften voll und Süßigkeit.
Hier weilſt du ohne Sicherheit;
Nie haſt du Freundestroſt gekannt.
Im Stocke dort wo wir zuſammen leben,
Vereinigt uns ein feſtgewobnes Band,
Ein einig Ziel nach dem wir alle ſtreben.
Des Ganzen Wachsthum macht den Einzeln reich,
Und Wohl und Weh betrifft uns alle gleich.
Nicht Neid noch Ehrgeiz ſtört die Einigung,
In froher Arbeit fliegen uns die Stunden;
Das wahre Glück, wir haben es gefunden,
Es iſt die herzliche Verbrüderung."

Die Nachtvögel und das Licht.

Herr Schuhu, eines alten Schlosses Gast,
Kroch einst aus seinem Loch in Hast;
Den Vögeln die, in Schluft und Kluft versteckt,
Das Licht des Tages schreckt,
Rief er: „Es naht die Nacht,
Kamraden aufgewacht!“
Da kam der ganze Graus
Mit Krächzen und mit Heulen:
Der Kauz, das Käuzlein, Horn- und Schleiereulen,
Der Ziegenmelker und die Fledermaus.
„Hört — sprach zu dem trübseligen Geschwader,
Der Schuhu — lange sucht das Licht uns Hader,
Verfolgt uns bis in unser finstres Haus;
Kommt! löschen wir es ohne Zögern aus.
Sonst waren doch bescheiden noch die Bauern:
Ein schmutz'ges Oellicht, oder harz'ger Kien
Hing vom Gebälke und beschien
Mit trübem Schimmer düstre Mauern.
Doch dieses Lichtjahrhundert, so famos,
Dringt auf Palast und Hütte los.
Da war erst Talg, dann Wachs, dann Stearin,
Nun kommt der Fortschritt gleich in Massen;
Wir sind verloren, wenn wir ihn
Noch länger so gewähren lassen.

Glaskugeln, Widerspiegler, Stralenwerfer,
Vergrößrungsgläser, Prismen, Lichtverschärfer
Bedräun die Welt mit Sonnen, Monden, Sternen,
Und dringen auf uns ein aus allen Fernen
Wie hunderttausend Blendlaternen.
Was! gar aus Gas, aus Electricität
Erschafft der Mensch sich neue Flammen
Um uns zum Lichttod zu verdammen;
Sagt, ob das länger geht?
Ich rief euch, hoff' ich, nicht umsonst zusammen;
Ersticken wollen wir die neuen Leuchten,
Die uns so oft aus hohlster Höhle scheuchten.
O wer die Sonne zum Verlöschen brächte!
Empfang' uns, Wonnegraus
Urew'ger Nächte!"
Nach dieser Rede stürzen mit Gebraus
Und mit gewalt'gen Flügelschlägen
Die Helden all' dem Licht entgegen —
Doch sie verbrennen sich
Die Flügel jämmerlich,
Und jeder schwankt, so gut es geht, nach Haus.
Der Schuhu kann das Licht nicht länger sehen
Und haucht die Seele in Verzweiflung aus.

So wird es allen Lichtvertilgern gehen!

Der weiße und der rote Wein.

Zum roten sprach einmal der weiße Wein:
„Mein Bruder! deine Farbenglut
Flößt jeder edeln Seele Schauder ein.
Wo du dem Volk dein Feuer ausgegossen,
Da glaubte man, das rote Blut
Sei über Tisch und Tuch geflossen.
Entkleide deines Purpurs dich
Und werde weiß, unschuldig, sanft wie ich."
„Daß ich in Purpurflammen funkle —
Erwiderte der Dunkle —
Das macht weil ich, ein Sorgenbrecher,
Mit Lust und mit Gesundheit füll' den Becher.
Von deiner weißen Farbe sprich nicht laut,
Oft ist sie nur ein trügerischer Schimmer.
Weh dem der deiner falschen Sanftmut traut!
Du stachelst ihm die Nerven bis zur Wut.
Schilt, wie du willst, auf meine Glut,
Ich wechsle meine Farbe nimmer."

Was ist die Moral vom Schattenspiel?
Trau' den „Gemäßigten" nicht zu viel!
Sie sind wie Wetterluft: still, farblos — aber brütend.
Glaub', maßlos sind sie oft genug für sich,
Gemäßigt sind sie ganz gewiß *für* dich,
Und *gegen* dich — da sind sie wütend.

Der Narr und das Korn.

Es hatt' ein Mann zum Nachbarn einen Narren
Mit einem sonderbaren Sparren:
Zum Manne der Getreide beſter Art
Zur Ausſaat auf dem Boden aufbewahrt,
Schleicht jener Narr ſich nächtlich in das Haus
Und trägt das Korn ganz mäuschenſtill hinaus.
Dann gräbt er ſeines Nachbars Brachfeld auf
Und ſtreut das Korn zuhauf,
Das er mit Erde wohl bedeckt.
Nun glaubt er es auf immerdar verſteckt.
Bald aber wächst ſo dicht und ſtark die Frucht,
Daß man vergeblich reichre Ernte ſucht.

Ihr Herrn! die ihr euch ſelbſt gemäßigt nennt,
Und nur Verfolgung und Gewaltthat kennt,
Die ihr den Haß und Irrthum führt in's Feld,
Und glaubt die Welt zu halten, wenn ſie rollt —
Dem Narren ſeid ihr gleich, wie ihr euch dreht und ſtellt:
Ihr ſät den Samen aus den ihr zerſtören wollt.

Die Eintagsfliege.

Die Eintagsfliege sah ihr Loos
Sich nahen mit der Abendröte;
Da kam aus eines Steines Schoos
Emporgestiegen eine Kröte.
„Ach! — sprach sie — wie ich dich beklage!
Dein Schicksal, es ist hart fürwahr!
Du lebst und stirbst an einem Tage,
Ich lag im Felsen hundert Jahr'."
Die Eintagsfliege frug verwundert:
„Was hast du all die Zeit geschafft?"
„Ich? Nichts, ich schlief." „Trotz dem Jahrhundert
Scheint mir dein Leben zweifelhaft."
„Nacht ist's und kühl in meinem Steine,
Da gibt's nicht Jahr- noch Tageszeit."
„Du dauerst mich! Im Sonnenscheine
Hab' ich gejauchzt, gestrebt, gefreit.
Einschlummr' ich, nimmer aufzustehen,
Und wünsch' dir neidlos lange Ruh':
Ich hab' nur einen Tag gesehen,
Doch hab' ich mehr gelebt als du."

Sokrates, Demokrit und Heraklit.

In seiner Freunde Kreis saß Sokrates einmal
Der Tugend Glut in ihnen anzufachen;
Bald traten zwei Weltweise in den Saal,
Mit Weinen Heraklit, und Demokrit mit Lachen.
Da fragte Sokrates den Einen:
„Was lachst du stets bei Andrer Lust und Weh?"
„Weil ich statt Menschen lauter Narren seh'."
Der Andre sagte: „Mich macht ihre Thorheit weinen."
„Nicht Spott noch Mitleid — sprach der Weise mild —
Für eure Brüder, wenn mein Wort euch gilt.
Das Weinen hilft zu nichts, und grausam ist das Lachen:
Man muß sie lieben, lehren, glücklich machen."

Bretonische Volkslieder.

Am Brunnen der Natur verjüngt
Das Ideal sich immer wieder —
Der Dichtung Mutterquellen sind
Das Volk und seine Lieder.

Fest- und Liebeslieder.

Lied des Junifestes.

Wieder ist die Zeit gekommen mit dem Juni in das Land,
Wo die Knaben und die Mädchen allwärts wandeln Hand in Hand.

Alle Blumen haben heute sich geöffnet in dem Feld,
Wie die Herzen aller Jugend in der ganzen weiten Welt.

Sieh', die Weißdornbüsche blühen und verstreuen süßen Duft,
Und die kleinen Vögel paaren schwirrend sich in freier Luft.

Komm', du schönes Lieb! wir wollen zu dem grünen Walde gehn,
Daß wir hören durch die schwanken Blätter leis die Winde wehn;

Daß wir hören durch die kleinen Kiesel murmelnd gehn den Quell,
Und die Vögel auf der Bäume Wipfel singen froh und hell.

Jedes singt sein Liedchen, jedes singt nach eigner Melodie;
Sie erquicken unsre Herzen, unsern Sinn erfreuen sie.

Das Lied von der neuen Tenne.

Zur Tenne, zur neuen, hinaus ſind ſie all,
Und ich will dabei ſein, beim Feſt und beim Ball.

Die andern ſind all in's Gehöfte hinaus,
Und ich bin nicht der der allein bleibt zu Haus.

Da gibt es der luſtigen Burſchen genung,
Und Mädchen, die fehlen nicht, herzig und jung.

Mein Herze, das hüpfte ſchon lange wie toll,
Sobald das Geläute der Glocken erſcholl.

Da ſah ich ein Mädel, das tanzte vorbei
So leicht wie ein Täubchen, ſo flink und ſo frei.

Die Aeuglein, die glänzten wie Thautropfen rein
Am weißen Dornröslein im Frühmorgenſchein.

Sie waren ſo blau wie die Blumen vom Lein,
Und weiß ihre Zähne wie edles Geſtein.

Ich guckte nach ihr, und ſie guckte nach mir,
Dann lud ich ſie ein, und dann tanzt' ich mit ihr.

Und wie wir ſo tanzten und drehten im Kreis,
Da drückt' ich ihr Händchen, ſo klein und ſo weiß.

Sie lächelte her, und sie lächelte hold,
Kein Engel lacht süßer, und wenn er auch wollt'.

Ich lächelte hin, und das mußte ja sein,
Jetzt lieb' ich nur sie und nur sie ganz allein.

Ich geh' noch heut Nacht, und ich hab' keine Ruh',
Und bring' ihr ein Kreuz und ein Sammtband dazu.

Ein silbernes Kreuz und ein schwarzsammtnes Band,
Gekauft auf dem prächtigsten Markte im Land,

Dem Markte vom Schutzpatron Sankt Nikolaus;
Der steht dem bloßhalsigen Kind überaus.

Und bring' ihr ein Ringlein von silbernem Schein,
Das trägt sie am Finger, der Finger ist klein,

Der Finger ist nett, und ich hab's ihr geschenkt
Damit sie auch manchesmal meiner gedenkt.

Und auf meinem Weg von der Süßen zurück
Begegn' ich dem Schneider, dem alten, zum Glück;

Begegnet der Schneider mir spät in der Nacht,
Da hat mir der Alte dies Liedchen gemacht.

Der arme Schüler.

Die Füße zerriſſen, verloren die Schuh' —
Ich folge dem Lieb ohne Raſt und Ruh';
Der Regen, der Hagel, der Sturm und der Schnee,
Sie thun der treuen Liebe nicht weh.

Mein Schatz iſt ein friſches, ein junges Blut,
Nichts weiß ich auf Erden ſo hold und ſo gut;
Ihr Wort iſt gar ſüß, ihr Blick iſt voll Glut,
Sie iſt das Verließ da mein Herze drin ruht.

Ich liebe dich Süße, und finde nicht Raſt,
Der Nachtigall gleich auf dem Hagedornaſt:
Sie ſchlummert, da ſticht ſie der Dorn, ſie erwacht —
Da ſteigt ſie zum Wipfel und ſingt durch die Nacht.

Mein Unſtern iſt groß, und ſchwer mein Stand,
Nur Leiden hab' ich auf Erden gekannt;
Ich weiß nicht wie Vater- und Mutterlieb thut,
Und keine Seele meint's mit mir gut.

Oft bin ich der Nachtigall gleich, und oft
Der armen Seel' die Erlöſung hofft;
Kein Herz hat gelitten ſo viele Pein
Um dich, mein Lieb, ach erbarme dich mein!

Das Vögelein.

Ein Vöglein ſingt im grünen Hain,
Ganz gelb ſind ſeine Flügelein;
Es flog vor Tag von ſeinem Aſt
Auf meinen Herd, der kleine Gaſt.

Mehr ſüße Dinge ſang es mir
Als Roſen ſind im Hage hier;
Nimm dir ein Weib, ſo ſang es frei,
Die deines Herzens Freude ſei.

Klein Vögelein, ich weiß ein Kind,
So hold und ſchön wie Engel ſind;
Und wer ſie einmal nur geſehn,
Es muß das Herz ihm übergehn.

Ihr Aug' iſt hell, und heller gar
Als wie im Glas das Waſſer klar!
Und ihre Zähne weiß genug,
Weiß wie die Milch im ſchwarzen Krug.

Beſäß ich auch auf einem Fleck
Geld wie der Herr von Pontcalec,
Hätt' ich auch Gruben voll von Gold,
Ohn' ſie ich arm verbleiben ſollt'.

Wenn mir statt schlechtes Kraut herfür
Goldblumen wüchsen an der Thür',
Hätt' ich die Scheunen vollgethan,
Was läg' mir ohne sie daran!

Jedwedes Ding hat seinen Drang:
Das Wasser stürzt vom Bergeshang,
Der Bach verfolgt des Thales Lauf,
Das Feuer steigt zum Himmel auf;

Die Taube sucht ein sichres Nest,
Der Leib ein Grab das still und fest,
Die Seele sehnt sich himmelwärts —
Nach dir, nach dir verlangt mein Herz.

Der Schäferruf.

Wenn ich aufsteh' morgens frühe, mit den Küh'n zur Weid zieh',
Hör' ich meine Süße singen, an der Stimme kenn' ich sie;
Hör' ich singen meine Süße auf dem Berg im Morgenschein,
Und ich mache schnell ein Liedchen, und ich stimme bald mit ein.

Als ich sie zum erstenmale sah, mein Gretchen hold und frisch,
Ging sie grad' zum erstenmale in die Kirch' zu Gottes Tisch;
Mit den Kindern von Fuesnant in die Kirch' begab sie sich;
Damals zählte sie zwölf Jahre, und zwölf Jahre zählte ich.

Unter allen ſtand ſie ſtralend, wie die gelbe Ginſterblüt',
Oder wie die wilde Roſe aus den Haidebüſchen glüht.
Fort und fort, ſo lang die Meſſe währte, mußt' ich ſchaun nach ihr,
Und je mehr ich nach ihr ſchaute, deſto mehr gefiel ſie mir.

In dem Garten meiner Mutter ſteht ein Baum von Aepfeln ſchwer,
Ihm zu Fuß ein grüner Raſen, und Gebüſche rings umher.
Wenn ſie zu mir kommt, die Süße, die mein Herz liebt inniglich,
Werden wir uns in des Baumes Schatten ſetzen, ſie und ich!

Unter allen Aepfeln ſuch' ich meinem Lieb den rötſten aus;
Eine Blume die ich liebe, bind' ich ihr in einen Strauß —
Eine welke Ringelblume, weil mein Herze trauern muß,
Denn ſie gab mir niemals einen liebevollen ernſten Kuß.

„Schweiget, Freund, und ſingt nicht länger! ſchweigt und ſingt ein andermal!
Leute kommen aus der Meſſe, und ſie horchen auf im Thal.
Wenn wir wieder auf der Haide einſam ſind, kein Menſch dabei,
Geb' ich einen rechten, ſüßen Kuß euch — einen oder zwei."

Der Korb.

O Mutter Gottes von Blevin!
Ich seh' nach meiner Liebsten Kamin,
Des Morgens wenn ich früh aufsteh',
Des Nachts wenn ich zu Bette geh'.

Ich seh' den Rauch in Wolken ziehn,
Den Rauch aus meiner Liebsten Kamin;
Ich muß zu ihr hinab in's Thal
Und mit ihr sprechen noch einmal.

Loizaik treibt singend ihre Küh'
Auf's neue Feld des Morgens früh;
Sie klettert flink am Zaun empor
Und macht der Heerde auf das Thor.

Keck ist ihr Häublein aufgericht't,
Wie Ahornblüt' ist ihr Gesicht,
Ihr Aug' ist blau, ihr Haar ist kraus —
Sie lacht die Bursche alle aus.

Ich frag' euch ob ihr mein Weib sein wollt,
O gebt mir, Süße, die Antwort hold
Die euer Vater von dannen trug
Einst, als er um eure Mutter frug.

„Ich geb' euch eine Antwort schnell,
Weil ihr so höflich fragt, Gesell!
Und weil ich auch nicht lügen mag:
Am Donnerstag ist mein Hochzeittag.

Dort auf dem Platze rüsten heut'
Und hämmern schon die Zimmerleut';
Sie schlagen Tische auf zum Fest,
Und Bänke für die Hochzeitgäst'.

Am Donnerstag ist mein Hochzeittag,
Ihr kommt zu spät mit eurer Frag';
Ein andrer hat in mein Gartenbeet
Die Blume der Liebe ausgesät."

Ich habe sie zuerst gesät,
Doch ihr, ihr habt sie ausgejät't;
Jetzt ist sie welk, ich leide Schmerz,
Doch ach! nicht welken will mein Herz.

Es liebt euch immer noch mit Macht,
An euch nur denk' ich Tag und Nacht;
Und euer Odem dringt durch die Thür'
Und weckt mich, wenn ich schlummre dafür.

Ihr wißt es nicht wie manche Nacht
Ich still vor eurer Thür verbracht,
Und wie der Regen mich schlug im Hof,
Daß mein Gewand von Wasser trof.

Ich hab' zerrissen drei paar Schuh'
Und hab' noch immer keine Ruh',
Jetzt muß ich in dem vierten fort
Und hab' noch nicht das letzte Wort.

„Und wollt ihr wissen mein letztes Wort?
Merkt auf, ich sag' es euch sofort:
Drei Fußweg' führen euch nach Haus,
Den kürzsten nehmt und bleibet aus."

Der Aussätzige.

O Herr des Himmels und der Erden!
Mein armes Herz trägt viel Beschwerden;
Kein Tag vergeht und keine Nacht,
Daß ich nicht an mein Lieb gedacht.

Die Krankheit hält mich in dem Bette
Gebunden wie mit ehrner Kette;
Ach! wenn mein Liebchen kommen wollt',
Wie bald mein Herz genesen sollt'!

Dem Sterne gleich der bringt den Morgen
Nach einer Nacht voll Qual und Sorgen,
Die Süße, wenn sie zu mir käm',
Mir alles Weh vom Herzen nähm'.

Und wollte sie mit ihren Lippen
Am Rande meiner Schale nippen,
Ich tränke wo geruht ihr Mund,
Und würde Augenblicks gesund.

Das Herz das du mir hast gegeben,
Ich hab's gehütet wie mein Leben,
Ich hab's mit treuem Sinn gepflegt,
Und nicht verloren noch verlegt.

Das Herz das du mir gabst mit Weinen,
Ich hab's vermischt nun mit dem meinen,
Und weiß nicht mehr zu dieser Frist,
Was meines und was deines ist.

„Du lügst, mein Kleiner, aufzuheben
Hab' ich dir nie mein Herz gegeben.
Ich habe nichts mehr hier zu thun,
Du hast den Aussatz, weiß ich nun."

Dem roten Apfel — schön zu schauen
Im Wipfel — gleicht das Herz der Frauen:
Schön ist der Apfel in der Fern',
Doch sitzt ein Wurm in seinem Kern.

Dem blauen Blümlein an den Teichen
Ist Mädchenliebe zu vergleichen:
Wie das der Wind in's Wasser weht,
So welkt die Treue und vergeht.

Das Blümlein dreht und ruhet nimmer,
Des Mädchens Liebe dreht sich immer;
Wie's Blümlein in des Stroms Getrieb',
Sinkt in Vergessen falsche Lieb'.

Ich Schüler jung bin zu bedauern,
Ich bin der Sohn von Jann, dem Bauern;
Drei Jahre ging ich in die Lehr',
Zur Schule kehr' ich nimmermehr.

Nur kurze Zeit — dann werd' ich gehen
Von Haus auf Nimmerwiedersehen;
Bald bin ich tot, ich armer Knab',
Dann geh' ich in das dunkle Grab.

Die Schwalben.

Es ist wo ein Weg, und der Weg der ist klein,
Er führet vom Schlosse zum Dorfe hinein.

Ein Weg, der sich schlingt wie ein silbernes Band,
Viel buschige Hagedorn stehen am Rand.

Der Hagedorn schaukelt, von Blüten so schwer,
Des Schloßherrn sein Sohn, und der liebt sie gar sehr

O dürft' ich ein weißes Dornröselein sein!
Er pflückte mich wohl mit den Händen so klein.

Mit Händen so klein und mit Händen so weiß,
So weiß ist kein blühendes Hagedornreis.

O wär' ich ein Röslein im Hagedornwald!
Er legte mich wohl auf sein Herze gar bald.

Er geht von uns fort, ach! da zieht er hinaus,
Sobald nur der Winter hereinlugt in's Haus.

Er fliegt mit der Schwalbe, sie wandern selband
So weit und so weit in's französische Land.

Doch kommt dann der Frühling, der liebe, heran,
Da kommt er schon wieder und klopft bei uns an.

Wenn rings in dem Korne Blaublümlein aufgehn,
Die Felder voll wehender Haferblüt' stehn,

Die lustige Wachtel im Gerstenfeld springt,
Der Fink und der Hänfling sein Lied dazu singt:

Da kommt er zur Kirchweih, da kommt er zurück
Mit allen den Festen, mit allem dem Glück.

O säh' ich die Blumen doch blühn immerfort,
Das ganze Jahr Feste in unserem Ort,

Und Schwalben sich wiegen dahin und daher
In unseren Gassen, ich liebe sie sehr!

O säh' ich sie schwirren daher und dahin
Jahraus und jahrein wohl um unser Kamin!

Balladen und hiſtoriſche Gedichte.

Die Mairoſen.

Wer Jeſſ hätt' an der Kirmeß geſehn,
Dem hätte müſſen das Herz aufgehn.

Doch wer ſie in ihrem Bette ſah,
Wie dem vor Mitleid weh geſchah!

Vor Mitleid mit dem kranken Kind,
Blaß wie die Sommerlilien ſind.

Zu den Geſpielen welche dort
Am Bette ſaßen, ſprach ſie das Wort:

„Habt ihr mich lieb, ihr Schweſtern mein,
Um Gott! ſo laßt das Weinen ſein.

Zu ſterben iſt die gemeine Not,
Gott ſelber fand am Kreuz den Tod."

„Klein Jeſſ, klein Jeſſ, und weißt du nicht,
Und weißt du nicht was die Nachtigall ſpricht?

Zum Brunnen ging ich in der Nacht,
Da ſang die Nachtigall ſüß und ſacht:

Es flieht der ſchöne Monat Mai,
Und mit den Blumen iſt's auch vorbei.

Glückſelig, wer in der Jugend ſtirbt,
Um den der Tod im Frühling wirbt!

Denn wie die Roſe vom Stengel fällt,
So ſcheidet die Jugend aus der Welt.

Und die im Frühling verfällt dem Tod,
Die wird bedeckt mit Roſen rot."

Wie ſie dies hört, das arme Kind,
Kreuzt ſie die beiden Hände geſchwind —:

„Ein Ave Maria ſag' ich hie
Zu deinem Preiſe, o Marie!

O laſſ' mich ſterben im Monat Mai,
Denn mit den Blumen iſt's bald vorbei.

O laſſ' mich ſcheiden aus der Welt,
Noch eh' die Roſe vom Stengel fällt."

Klein Jeffik betet ſo und ſchweigt,
Das liebe Köpflein hat ſie geneigt.

Das Köpflein hat ſie geneigt in Ruh',
Dann ſchloß ſie die beiden Aeuglein zu.

Da ſang im Garten die Nachtigall,
Sie ſang vom Wipfel mit ſüßem Schall:

„Glückſelig, wer in der Jugend ſtirbt,
Um den der Tod im Frühling wirbt!

Wen in der Jugend nimmt der Tod,
Der wird bedeckt mit Roſen rot."

Der silberne Brautkranz.

Ein Lied auf Gretchen von Kerglujar,
Das schönste Mädchen das jemals war.

Einst sprach zu ihr die Mutter: „Traun,
Mein Gretlein, wie bist du schön zu schaun!"

„Ach Gott, was frommt mir schön zu sein,
Wenn ihr mir nicht erlaubt zu frein.

Wenn der Apfel glänzt im roten Glast,
Muß man ihn hurtig pflücken vom Ast.

Der Apfel fällt, die Fäulniß frißt,
Wenn man ihn nicht pflückt zur rechten Frist."

„So tröste dich, mein Kind, fürwahr,
Du freist von jetzt in einem Jahr."

„Und wenn ich sterbe vor dem Jahr,
So habt ihr Kummer immerdar.

Und wenn ich das Jahr nicht erlebet hab',
So legt mich in ein neues Grab.

Und pflanzet drauf der Sträuße drei,
Von Rosen einen, von Lorbeern zwei.

Die Burschе kommen zum Friedhof hinaus,
Und jeder nimmt sich einen Strauß.

Und einer sagt zum andern das Wort:
„Ein junges Mädchen lieget dort.

Sie starb vor Lust, in ihrem Haar
Zu tragen das Kränzlein silberklar."

Merlin.

I.

„Hör' mich, mein gutes Großmütterlein!
Ich möchte gern beim Feste sein;

Beim neuen Fest und beim Turnier
Des Königs, dahin verlanget mir."

„Zum neuen Feste gehst du nicht heut',
Nicht heut' und nicht in künftiger Zeit;

Das Fest ist nimmer für dich gemacht,
Du hast geweint die ganze Nacht.

Lass' sein, lass' sein das neue Fest,
Dein Auge war im Traum benäßt."

„Großmütterlein! wenn du mich liebst,
Zum Feste du mir Urlaub gibst."

„Beim Feste treibt dich zu singen das Herz,
Heimkehrend wirst du weinen vor Schmerz."

II.

Gestriegelt hat er seine Fohlen schnell,
Mit Stahl beschlagen glatt und hell;

Er hat ihm den Zaum in's Gebiß gesteckt,
Und hat es mit leichter Decke bedeckt;

Er band ihm um den Hals einen Reif,
Und flocht ein Band in seinen Schweif;

Dann nahm er das Pferd und stieg darauf,
Und kam zum Fest in vollem Lauf.

Und als er kam auf das festliche Feld,
Der Hörnerton erschallt und gellt.

Es dränget sich das Volk zuhauf,
Und bäumend springen die Pferde auf.

„Der kühne Reiter, dem's gelingt
Daß er die Schranke des Felds überspringt

In einem Sprunge frei und frank,
Bekommt des Königs Tochter als Dank."

Wie das erschallet, bäumt sich und fährt
Gewaltig empor sein rotes Pferd;

Es wiehert und greifet mächtig aus,
Blut sprüht ihm aus den Nüstern heraus;

Vom Aug' ihm fährt ein Blitz in die Rund',
Und mit dem Hufe schlägt's den Grund;

Im Rennen all die andern besiegt's,
Im Sprunge hoch über die Schranken fliegt's.

„Herr König! du hast es geschworen hier,
Linor, dein Kind, gehört nun mir."

„Linor, mein Kind, ist nicht für dich,
Für Keinen der dir jemals glich;

Und keinen Zauberer mach' ich zum Lohn
Für Zauberei zum Schwiegersohn."

Zur Rechten des Königs saß ein Greis
Und sprach ihm in die Ohren leis.

Sein Kleid war weiß, mit Silber klar
Betreßt; und weiß sein Bart und Haar,

Weiß wie die Wolle die hangen bleibt
Am Dorn, wenn vorbei die Heerde treibt.

Der König neigte sich zu ihm hinab,
Dann schlug er den Tisch mit dem Zepterstab.

Dreimal schlug er mit dem Zepter darauf,
Und alles Volk horcht' schweigend auf.

„Bringst du mir die Harfe des Merlin,
Um die sich vier goldene Ketten ziehn,

Bringst du die Harfe mir zur Stätt'
Die hängt zu Häubten an seinem Bett,

Knüpfst du sie los und bringst sie, dann —
Dann wirst du meiner Tochter Mann."

III.

„Großmütterlein, wenn du mich liebst,
Du mir einen Rath, einen guten, gibst;

Wenn du mich liebſt, Großmütterlein! —
Mein armes Herz zerſpringt vor Pein."

„Hättſt du gehört auf meinen Mund,
Dein armes Herz wär' jetzt geſund;

Doch, armes Kind, ſei frohen Sinn's,
Du bindeſt los die Harfe Merlins;

Und wiſche vom Aug' die Thräne dir,
Und nimm den goldnen Hammer hier;

Man ſchlägt mit dem Hammer ſo viel man mag,
Kein Schall ertönet von ſeinem Schlag."

IV.

„Euch Glück und Segen in dieſem Palaſt!
Da bin ich wieder euer Gaſt.

Wohl lange zog ich daher, dahin —
Das iſt die Harfe von Merlin."

Wie ihn des Königs Sohn gehört,
Sprach er mit ſeinem Vater verſtört.

Den Sohn wohl hörte der König an,
Zum Harfenträger ſprach er dann:

„Wenn du ihm noch den Ring entwandt
Den ſtets er trägt an der rechten Hand,

Wenn du mir darbringſt dieſen Ring,
Nicht biſt du als Eidam mir zu gering."

Er weinte sehr und wanderte fort.
„Großmutter! o höre dieses Wort:

Du weißt was der König festgesetzt,
Nun hat er's gebrochen und verletzt."

„Nicht weine, mein Söhnlein, schweig', o schweig'
Geh' hin und fasse jenen Zweig,

Den Zweig den ich in den Kasten gelegt,
Der zwölf ganz kleine Blättlein trägt,

Zwölf zitternde Blättlein, die schimmern hold,
Als wären sie von lauterem Gold.

In sieben Nächten, vor sieben Jahr,
Aus sieben Wäldern bracht' ich sie dar.

Um Mitternacht, wenn die Hähne krähn,
Dein rotes Roß wird gezäumet stehn.

Und fürchte dich nicht, dem Barden Merlin
Wird tiefer Schlaf die Augen umziehn."

Schwarz Mitternacht war, es krähte der Hahn,
Das rote Roß flog hin die Bahn;

Noch hatte nicht ausgekräht der Hahn,
Schon war's um den Ring Merlin's gethan.

V.

Und morgens als der Tag begann,
Der Jüngling trat an den König heran.

Wie ihn der König plötzlich erſah,
Ganz ſtarr vor Schrecken ſtand er da.

Für eine Weile aus dem Kreis
Trat er mit ſeinem Sohn und dem Greis;

Und als er wieder trat in's Gemach
Der König zu dem Knaben ſprach:

„Wahr iſt's, du brachteſt den Ring, mein Sohn,
Nun wird dir dein Weib, und wird dir dein Lohn;

Doch will ich von dir noch eine That,
Die letzte von allen die ich erbat;

Wenn Du ſie vollführeſt, dann mit Recht
Biſt du ein Königseidam echt;

Dann geb' ich dir meine Tochter heraus,
Dazu ganz Leon, bei meinem Haus!

Merlin, den Barden, bringe herbei,
Daß er der Sänger der Hochzeit ſei."

VI.

„O Barde Merlin! aus welchem Land
Kommſt du daher mit zerriſſ'nem Gewand?

Barhaubt und barfuß, wo wanderſt du hin,
Wo wanderſt du hin, o Barde Merlin?

Wo wanderſt du hin, in welches Land
Mit deinem Stechpalmſtab in der Hand?"

„Ich ſuche die Harfe, in dieſer Welt
Iſt all mein Troſt auf die Harfe geſtellt;

Ich ſuche die Harfe, ich ſuche den Ring,
Allbeides mir verloren ging."

„So ſei getroſt, Merlin, Merlin!
Denn deine Harfe iſt nicht dahin;

Die Harfe du wieder finden ſollt',
Die Harfe und auch den Ring von Gold.

Merlin! tritt in die Stube herein,
Du ſollſt mein Gaſt zu Tiſche ſein."

„Nicht eher halt' ich Ruh' und Raſt,
Nicht früher kehr' ich ein als Gaſt,

Nicht nehm' ich einen Biſſen ein,
Als bis ich fand die Harfe mein."

„Merlin! ihr ſollt nicht weiter gehn,
Die Harfe werdet ihr wieder ſehn."

Sie fleht' ihn an, ſie bat und bat,
Bis daß er in die Stube trat.

Und als der Knabe heimgekehrt
Am Abend, da ſaß Merlin am Herd.

Er bebte vor Angſt und Schrecken da,
Als er Merlin, den Barden, ſah;

Als er ihn ſah, wie am Herd er ſaß,
Das Haubt geneigt, die Wange blaß.

„Sei ruhig, mein Kind, erschrick nicht so sehr,
Sein Schlummer ist tief, sein Schlaf ist schwer.

Drei rote Aepfel hat er verzehrt,
Die briet ich für ihn auf diesem Herd.

Drei meiner Aepfel hat er verzehrt,
Nun folgt er willig wohin man begehrt."

VII.

Noch lag im Bette die Königin,
Da fragte sie ihre Dienerin:

„Was hat die Stadt so aufgestört,
Daß ich so großen Lärm gehört,

Daß ich heut' morgen so früh erwacht,
Und meines Bettes Säulen gekracht?

Was ist geschehn in Hof und Haus,
Was ruft das Volk so freudig aus?"

„Das ist ein Fest, sie feiern den Gast,
Merlin zieht ein in den Palast;

Mit ihm eine Alte in weißem Gewand,
Sie führt einen Eidam an der Hand."

Der König lief hinaus um zu sehn,
Da er's gehört was fürder geschehn.

„Steh' auf aus deinem Bett, o Gesell!
Steh' auf, mein Herold, steh' auf so schnell!

Und ruf' es im ganzen Lande aus:
Wer will der komm' in's Hochzeithaus,

Der komme zum Feste; des Königs Kind
Macht Hochzeit eh' die Woche verrinnt.

Zur Hochzeit rufe die Ritter und Herrn
Der ganzen Bretagne von nah und fern;

Die Ritter und Herrn, die Richter zumal,
Die Prieſter ruf' und die Krieger in Stahl;

Zuerſt die großen Grafen im Reich,
Und Reiche und Arme, alle zugleich;

Und reit' durch's Land und richt' es aus,
Und kehr' bald wieder zurück nach Haus."

VIII.

„Sind eure Ohren zum Hören gemacht,
So ſchweiget ſtill und habet Acht!

Und habet Acht und höret ſtill
Was der Herr König befiehlt und will:

Hochzeit wird gerüſtet dem Königskind,
Es komme wer mag, eh' die Woche verrinnt.

Zur Hochzeit ladet der König ein
Was immer hier wohnet, Groß und Klein;

Zur Hochzeit alle Ritter und Herrn
Aus Land Bretagne von nah und fern;

Die Ritter und Herrn, die Richter zumal,
Die Priester sodann und die Krieger in Stahl;

Zuerst die großen Grafen im Reich,
Und Arme und Reiche, alle zugleich;

Und Arme und Reiche, zu Fuß und zu Roß —
An Gold und Silber fehlt's nicht im Schloß.

Nicht wird es zum Essen fehlen an Kost,
Zum Trinken nimmer an Wein und Most;

Und nicht an Schemeln zu sitzen darauf,
Und nicht an Dienern die warten auf.

Von Schweinen schlachtet man hundert Paar,
Zweihundert mastige Stiere sogar;

Zweihundert Kälber der Ställe Zier,
Je hundert Rehe aus jedem Revier.

Zweihundert Ochsen noch fallen zum Schmaus,
Und ihre Häute, die theilt man aus;

Und hundert Gewänder, es sind dabei
Weißwollene für die Klerisei;

Halsbänder, hundert, von Golde klar
Zum Schmucke für die Kriegerschaar;

Ein Saal von prächtigen Mänteln voll,
Jedweder ein Fräulein schmücken soll;

Achthundert neue Hosen dabei,
Die holen die armen Leute frei.

Für hundert Geiger zurecht gemacht
Sind Bänke, gespielt wird Tag und Nacht.

Merlin, der Barde, vom Hof umringt,
Der feiert die Hochzeit mit Pracht und singt.

So groß wird werden die Festlichkeit,
Wie's nie eine gab, zu keiner Zeit!"

IX.

„Sagt, Küchenmeister, sagt mir an,
Ob schon die Frist der Hochzeit verrann?"

„Die Hochzeit ist aus, jetzt ist's genug:
Rein ausgeleert sind Schüssel und Krug!"

Wohl vierzehn Tage hat sie gewährt,
Und viel der Freuden hat sie beschеert.

Fort zog man, reich an Gaben und Nutz,
Mit Königs Urlaub, in Königs Schutz.

Sein Eidam hat sich gen Leon's Land
Vergnügt mit seinem Weibe gewandt.

Und alles freudigen Abschied nahm,
Den König allein bedrückte Gram:

Merlin ging wieder aus dem Land,
Und niemand weiß wohin er verschwand.

Der Baron von Jauioz.

I.

Als ich am Fluſſe war und wuſch,
Da ſeufzte das Totenhuhn im Buſch:

„Du gute Tinaik! und weißt du ſchon?
Du biſt verkauft an Jauioz den Baron.“

„Iſt wahr was ich hörte, mein Mütterlein!
Soll ich verkauft dem Herrn Jauioz ſein?“

„Ich weiß es nicht, mein armes Kind,
Geh', frage deinen Vater geſchwind.“

„Sagt mir, iſt es wahr, mein Väterlein!
Soll ich verkauft dem Herrn Jauioz ſein?“

„Ich weiß es nicht, mein liebes Kind,
Geh', frage deinen Bruder geſchwind.“

„Das ſag' mir, Lannik, Bruder mein!
Soll ich verkauft dem Herrn Jauioz ſein?“

„Ja! du biſt verkauft an den Baron,
Du mußt von dannen, und heute ſchon.

Du mußt von dannen, und ohne Verzug;
Er hat für dich bezahlt genug:

Wohl fünfzig Thaler in Silber baar,
Und fünfzig Thaler in Golde klar."

„Mein liebes Mütterlein, gebt mir Bescheid:
Was soll ich anziehn, was für ein Kleid?

Mein rotes Gewand, mein weißes Gewand,
Gesponnen von meiner Schwester Hand?"

„Nimm Kleider welche du willst, zieh' an!
Mein Töchterlein, was liegt mir daran!

Ein schwarzes Pferd am Thore steht,
Das wartet bis die Nacht aufgeht;

Das harret bis der Tag entwich,
Und ist gesattelt — und harrt auf dich!"

II.

Sie war noch nicht vom Dorfe weit,
Da hörte sie der Glocken Geläut'.

Da hub sie an und weinte laut:
„Ade Sankt Anna, Mutter traut!

Ade ihr Glocken! ihr klaget sehr,
Ihr Glocken der Heimat, euch hör' ich nicht mehr!"

Und als sie zu Schiff auf dem Angstsee war,
Da sah sie eine Totenschaar.

Gehüllt in Gewänder lang und weiß,
In kleinen Kähnen fuhren sie leis.

Geschwader von Toten waren zu schaun,
Die Zähne klapperten ihr vor Graun.

Und als sie durch das Blutthal zog,
Da kam es hintennach und flog.

So voll von Kummer war ihr Herz,
Daß ihr die Augen sanken vor Schmerz.

Ihr Herz war so von Schmerzen krank,
Daß sie erblaßt zusammensank.

III.

„Nehmt einen Stuhl und setzt euch im Saal,
Bis daß bereitet ist das Mahl."

Am Feuer saß der Herr vom Haus,
Er sah so schwarz wie ein Rabe aus.

Weiß war wie Schnee sein Bart und Haar,
Wie feurige Kohlen sein Augenpaar.

„Da ist es nun, um das ich gefreit,
Das junge Mägdlein, so lange Zeit.

Nun komm', nun komm'! ich zeig' dir, mein Kind,
Wie viel mir Schätze bei Schätzen sind.

Nun komm', mein Lieb, von Gemach zu Gemach,
Wir zählen das Gold und Silber nach."

„Viel lieber möcht' ich zur Mutter gehn
Und zählen für's Feuer die Hobelspän'."

„Und steig' in den Keller hinab und kost',
Mein Lieb, vom honigsüßen Most."

„Viel eher mein Herz des Brünnleins begehrt,
In dem mein Vater tränkt die Pferd'."

„Und komm' mit mir von Stand zu Stand,
Und kaufe dir ein Festgewand."

„Viel lieber wär' mir ein Rock von Lein,
Den mir gesponnen mein Mütterlein."

„Und gehn wir in die Halle hinaus
Und schmücken sie mit Kränzen aus."

„Viel lieber wär' mir das weiße Band
Das mir gesäumt meiner Schwester Hand."

„Nach deinen Reden fürcht' ich schier,
Du hast keine große Liebe zu mir.

Daß ich mich gebissen hätt' in die Zung'
Am Tag da ich war Thor genung,

Ja Thor genung, zu kaufen die Maid
Die nichts kann trösten in ihrem Leid!"

IV.

„O Vögelein, fliegende Vögelein!
O höret mich an und haltet ein!

Ihr zieht zum Dorf, ich muß bleiben allhier!
Euch iſt ſo wohl, und ſo weh iſt mir!

O grüßet im Dorfe, ihr Vögelein,
Ja grüßet ſie alle, Groß und Klein.

Und grüßet die Mutter die mich gebar,
Den Vater auch der mein Pfleger war.

Sagt allen, ſagt meinem Bruder Ade;
Und ſagt ihm, ich verzeih' ihm mein Weh."

V.

Ein Mond verging, noch einer dazu,
Die Ihren daheim, ſie lagen in Ruh'.

Sie lagen im Bett, ſie ſchliefen ſacht,
Sie ſchliefen ſüß um Mitternacht.

Nichts regte ſich, die Stille ſo tief!
Als eine leiſe Stimme rief:

„O Vater, o Mutter! die Friſt verſtrich;
O Vater, o Mutter! betet für mich!

Nehmt Trauerkleider für ein Jahr,
Euer Töchterlein liegt auf der Totenbahr'."

Azenor die Bleiche.

I.

Braut ist die kleine Azenor,
Doch nicht mit dem den ihr Herz erkor.

Klein Azenor, die Bleiche, ist Braut,
Dem Schüler nicht wird sie angetraut.

II.

Klein Azenor saß an der Quelle Rand,
Sie trug ein gelbes Seidengewand;

Am Rande der Quelle ganz allein,
Sie sammelte Ginsterblüten ein.

Sie hat sie zum Strauße zusammengethan
Für ihren Schüler von Mezlean.

Sie saß am Brunnen in guter Ruh',
Da kam Herr Ives, der Ritter, dazu.

Auf einem Schimmel Herr Ives ritt
An ihr vorüber in schnellem Schritt.

Er ritt vorbei wie der Sturmwind ſchier
Und ſchielte heimlich hinüber zu ihr —:

„Die wird mein Weib, nur die allein,
Sonſt ſoll es lieber keine ſein.“

III.

Einmal der Schüler von Mezlean
Frug bei den Leuten im Hauſe an:

„Sagt wo ich einen Boten find',
Damit ich ſchreib' an mein ſüßes Kind.“

„Wir wiſſen manchen der Boten geht,
Doch jeder Bote kommt zu ſpät.“

„Mein kleines Mägdlein, ſage mir,
Was ſteht wohl in dem Briefe hier?“

„Ich weiß es nicht, o Azenor!
Ich müßte denn zur Schule zuvor.

Ich kann Geſchriebnes nicht verſtehn,
Ihr müßt ihn öffnen und ſelber ſehn.“

Sie machte den Brief auf ihren Knie'n
Gar langſam auf, dann las ſie ihn.

Sie konnte das Ende des Briefs nicht ſehn,
Sie hatte die Augen voll Waſſer ſtehn.

„Wenn dieſer Brief die Wahrheit ſpricht,
Erlebt er den nächſten Morgen nicht.“

IV.

Klein Azenor wischte die Thränen ab
Und stieg in's Erdgeschoß hinab.

„Sagt was ist doch im Hause geschehn,
Daß sich am Feuer zwei Spieße drehn?

Daß ihr an's Feuer stellt alle zwei,
Den großen und den kleinen dabei?

Was gibt es neues im Haus, ihr Leut',
Daß alle Spielleut' kommen heut'?

Daß alle Spielleut' ziehn heran,
Dazu die Pagen von Kermorvan?"

„Heut' Abend gibt es nichts neues hier
Auf morgen richt't man die Hochzeit dir."

„Wenn morgen meine Hochzeit ist,
So will ich schlafen zu dieser Frist,

Und will nicht mehr vom Bett aufstehn,
Als um in meinen Sarg zu gehn."

Und als sie des andern Morgens erwacht,
Ihr Mägdlein trat in die Kammer sacht.

Ihr kleines Mägdlein trat herein
Und stellte sich an's Fensterlein.

„Es steigt der Staub in Wolken auf,
Viel Pferde kommen den Weg herauf.

Und Ritter und Knappen kommen genug,
Und Edelleute in langem Zug.

Herr Ives zieht an der Spitze frei,
Ich wollt', er bräch' den Hals dabei.

Sein weißes Pferd haucht Dampf und Schaum,
Es trägt um den Hals einen gold'nen Zaum.

Es trägt ein Geschirr das blitzt und flammt,
Und eine Schabracke von rotem Sammt.

Verflucht sei die Stunde die ihn bringt!
Verflucht sei die Mutter die euch zwingt!

Nie läßt man der Jugend in dieser Welt,
Was einem jungen Herzen gefällt."

V.

Die bleiche Azenor weinte laut
Als sie zur Kirche ging als Braut.

Und als sie kam vor Mezlean,
Klein Azenor sprach den Ritter an:

„Wenn's euch gefällt, mein Herr Gemahl,
So tret' ich in dies Haus einmal."

„Für heute tretet ihr nicht hinein,
Für morgen mag's euch vergönnet sein."

Klein Azenor bitterlich weinte sie,
Und niemand der ihr Trost verlieh.

Und niemand der ihr Tröstung sagt
Als einzig ihre kleine Magd:

„O weinet nicht, Azenor, seid still!
Der liebe Gott euch lohnen will."

Klein Azenor wohl um Mittag
Vor dem Altar in Thränen lag.

Und vom Altar bis in den Gang,
Man hörte wie ihr Herz zersprang.

„Kommt, meine Tochter, kommt heran,
Daß ich euch steck den Goldring an."

„Mit schwerem Herzen tret' ich herbei,
Ich liebe den nicht, den ich frei'."

„Ihr sündigt schwer, klein Azenor,
Weil euch ein rechter Mann erkor;

Ein Mann der Silber hat und Gold,
Arm ist der Schüler den ihr wollt."

„Und müßt' ich mit ihm betteln fortan,
So ginge das keinen Menschen an."

VI.

Klein Azenor in Kermorvan
Sprach ihre Schwiegermutter an:

„O Schwiegermutter! saget mir,
Wo ist mein Bett bereitet hier?"

Gleich neben des Ritters Kammer dort,
Ich führ' euch selber hin sofort."

Sie fiel auf ihre beiden Knie,
Ihr blondes Haar fiel über sie.

Sie fiel zu Boden, gebrochen das Herz —:
„Mein Gott! o lindre meinen Schmerz!"

VII.

„Ich bitt' euch, Frau Mutter, sagt geschwind,
Sagt wo ich meine Fraue find'."

„Sie ging in der hohen Kammer zur Ruh',
Geht hin und sprecht ihr Tröstung zu."

Und als er trat dem Bette nah,
„Viel Glück, o Wittwer!" sprach sie da.

„Bei unsrer Frau von Kermorvan,
Seht ihr mich für einen Wittwer an?"

„Und wenn ihr auch kein Wittwer seid,
So werdet ihr's sein in kurzer Zeit.

Hier ist mein Brautkleid unversehrt,
Das ist wohl dreißig Thaler werth.

Das ist für meine kleine Magd,
Die hat um mich geweint und geklagt.

Sie trug verlorene Briefe vom Thal
Von Mezlean zu mir, mein Gemahl.

Ein neuer Mantel iſt noch hier,
Den ſtickte meine Mutter mir.

Und der ſoll für die Prieſter ſein,
Sie bitten Gott um die Seele mein.

Den Roſenkranz und mein Kreuz von Gold
Ihr ſelbſt, o Herr! behalten ſollt.

Das ſoll ein Angedenken ſein
An eure Hochzeit, Herre mein!"

VIII.

Was iſt denn in dem Schloſſe geſchehn,
Daß alle Glocken klingend gehn?

Klein Azenor ſtarb; geſtorben iſt ſie,
Den Kopf auf ihres Mannes Knie.

Im Schloß Henan am runden Tiſch,
Da wurde geſchrieben dies Liedlein friſch,

Im Schloß Henan am Avenfluß klar,
Daß es geſungen werd' immerdar.

Der Barde des Herrn hat's in Reime gebracht,
Ein Fräulein hat den Schreiber gemacht.

Der Milchbruder.

I.

Das schönste Mägdlein von Adel im Lande weit und breit,
Das war Gwennolaik, die achtzehnjährige Maid.

Der alte Herr war gestorben und Mutter und Schwesterlein,
Tot waren die Ihren alle, die Stiefmutter lebte allein.

Es war ein Jammer, zu sehen wie sie weinte Blut
Auf des Gehöftes Schwelle, sie, so schön und gut;

Wie nach des Milchbruders Schiffe sie schaute in's Meer hinaus:
Ihr einziger Trost auf Erden blieb so lange aus;

Wie nach des Milchbruders Schiffe sie Blicke hinausgesandt:
Sechs Jahre waren verflossen, seit er verlassen das Land.

„Fort! geht mir aus dem Wege, die Thiere zur Weide treibt!
Ich geb' euch nicht zu essen, daß ihr hier sitzen bleibt."

Und rief sie zwei, drei Stunden vor Tag zum Bett heraus
Im Winter, um Feuer zu zünden und um zu kehren das Haus;

Damit sie vom Brunnen der Zwerge Wasser zur Küche trug
In einem gespaltenen Eimer, in einem gesprungenen Krug.

Die Nacht war schwarz, das Wasser getrübt von einem Pferd,
Vom Pferde eines Ritters, der heim von Nantes kehrt.

„Gott grüß euch, junges Mägdlein! und ob ihr Braut seid, sagt."
„Da bin ich dumme Kleine, da bin ich überfragt."

„Seid ihr schon Braut? ich bitt' euch, daß ihr mir das vertraut."
„Mit eurer Gunst, Herr Ritter! ich bin noch keine Braut."

„So nehmt den Ring von Golde, und daß euch ein Ritter freit,
Sagt eurer Mutter, von Nantes kommt er in kurzer Zeit.

Dort war ein großes Schlagen, sein Knappe liegt totenbleich,
Ihn selber in die Seite traf ein Schwertesstreich.

Drei Wochen und drei Tage, dann wird er genesen sein,
Dann zieht er, euch zu holen, im Hofe fröhlich ein."

Sie lief alsbald nach Hause, beschaute ihren Ring;
Es war des Milchbruders Ringlein das ihr am Finger hing.

II.

Eine, zwei, drei Wochen waren verflossen schnell,
Und der junge Ritter war noch nicht zur Stell'.

„Du mußt dich nun vermählen, ich denke lang' daran,
Ich fand dir, meine Tochter, einen rechten Mann."

„Mit Vergunst, Frau Mutter! ich will kein'n andern Mann
Als ihn nur — mein Milchbruder kam im Lande an.

Er hat mir einen Brautring gegeben und sein Wort,
Bald wird er fröhlich kommen, dann zieh' ich mit ihm fort."

„Schweigt still mit eurem Brautring, wenn's euch gefällig wär';
Sonst nehm ich einen Stecken, daß der euch sprechen lehr'.

Und mag's euch nun gefallen oder unlieb sein,
Ihr werdet Jobik-Alloadek, unsern Stallknecht, frein."

„Frein den Jobik, o Schrecken! da lass't mich sterben erst.
O Mutter! arme Mutter! wenn du am Leben wärst!"

„Geht in den Hof und jammert, stellt euch wie ihr wollt,
Ihr wißt nun daß in drei Tagen ihr euch vermählen sollt."

III.

In diesen Tagen durchwandert der Totengräber das Land,
Er bringet Todesbotschaft, das Glöcklein in der Hand:

„Nun betet für die Seele die einst des Ritters war;
Er war, so lang er lebte, von allen Fehlen bar.

Ein Schwerthieb in die Seite hat ihn um's Leben gebracht,
Dort unten jenseits Nantes in einer großen Schlacht.

Und morgen wenn sinkt die Sonne, beginnt die Totenwacht,
Dann aus der weißen Kirche wird er in's Grab gebracht."

IV.

„Du kehrst sehr früh zurücke." „Sehr früh, ich bekenn' es frei."
„Doch dauert ja das Fest noch, die Hochzeit ist nicht vorbei."

„Ich kann ihren Schmerz nicht schauen, und der Stallknecht dort,
Der bei ihr sitzt, mit Grauen treibt mich der Unhold fort."

Das arme Mägdlein weinte, und mit ihr die ganze Schaar;
Es weinten alle Leute, es weinte der Pfarrer sogar.

Sie weinten den ganzen Morgen, alle, in Kirch' und Haus,
Jung und Alt, ich nehme nur die Stiefmutter aus.

Je mehr die Glocken geläutet, als man vom Schlosse kam,
Je mehr sprach man ihr Trost ein, je mächtiger ward ihr Gram.

Man hat sie zu Tische geführet und obenan gesetzt,
Es hat sie kein Tröpflein Wasser, kein Bissen Brot geletzt.

Sie wollten sie entkleiden, da man zu Bette ging,
Den Hochzeitgürtel zerriß sie, hinwarf sie ihren Ring.

Sie ist aus dem Haus entsprungen, die Haare flogen im Wind,
Und wo sie sich verborgen, das weiß kein Menschenkind.

V.

Die Lichter im Schloß sind erloschen, alles schläft und ruht;
Das arme Mägdlein wachet, verzehrt von Liebesglut.

„Wer ist da?" „Ich bin's, Nola! ich, dein Milchbrüderlein."
„Bist du es wirklich, mein Bruder, und kann es möglich sein?"

Sie ging hinaus und schwang sich dem weißen Pferd auf den Bug,
Sie schlang um ihn die Arme, sie ritten fort im Flug.

„Wie reiten wir schnell, o Bruder! schon hundert Meilen gar;
Mir ist in deinen Armen so wohl wie mir niemals war.

Ist weit noch das Haus deiner Mutter? ich kehrte nun ein so gern!"
„Mein Schwesterlein, halt' dich nur feste, es ist nicht mehr allzufern."

Heulend flog die Eule, wo sie vorübergesaust,
Heulend das Wild des Forstes, wo sie vorübergebraust.

„Wie flink und rasch ist dein Rößlein, wie glänzend die Waffen dir stehn!
Du bist auch gewachsen, mein Bruder, seit wir uns nicht gesehn.

Du bist so schön und prächtig; ist's weit noch in dein Schloß?"
„Mein Schwesterlein, 's ist nicht ferne, halt' dich nur fest auf dem Roß."

„Dein Herz ist zu Eis gefroren, feucht und naß dein Haar,
Und starr sind deine Hände, mir bangt, du frierst, fürwahr!"

„Mein Schwesterlein! halt' dich nur feste, nun sind wir schon ganz nah;
Hörst du die lieblichen Weisen? Die Hochzeitspielleut' sind da."

Und wie er es gesprochen, da machte sein Rößlein halt,
Es schauerte und bebte und wieherte mit Gewalt.

Sie hielten auf einem Eiland, ein Tanz war an dem Strand,
Knaben und Mägdlein hielten im Reigen sich an der Hand.

Sie tanzten um grüne Bäume, viel Aepfel waren darauf;
Und hinter den hohen Bergen ging die Sonne auf.

Da floß ein klares Brünnlein, von den Seelen umschwebt;
Wie sie daraus getrunken, haben sie wieder gelebt.

Dort war auch Nola's Mutter und ihre Schwestern zwei;
Und alles war lauter Wonne, Gesang und Freudenschrei.

VI.

Am Morgen beim Sonnenscheine, da trugen die Jungfraun hinab
Gwennola's Leiche, die reine, aus der weißen Kirche in's Grab.

Der Thurm von Armor.

I.

„Ihr Männer von dem Meeresstrand!
Wer schaute
Hoch oben an des Thurmes Rand,
Des runden Thurmes von Armor,
Auf ihren Knie'n Frau Azenor?"

„Wohl haben wir die Frau gesehn,
Herr König!
Hoch an des Thurmes Fenster stehn.
Ihr Haubt war bleich, und schwarz ihr Kleid,
Doch schien ihr Herz voll Sicherheit."

II.

Es kamen einstmals über die Flut
Gesandte
Vom edelsten Bretonenblut.
Geschirr von Silber, gelbes Kleid;
Die Pferde grau, die Nüstern breit.

Sobald die Wache dieses sah,
In Eile
Ging sie in's Schloß zum König da —:
„Dort steigen zwölf den Strand empor,
Soll ihnen offen stehn das Thor?"

„Die Pforten sollen offen stehn,
O Wache!
Man soll den Boten entgegen gehn.
Deckt schnell den Tisch, macht auf den Schrein!
Sie sollen gut empfangen sein."

„Ein Königssohn hat uns gesandt,
Herr König!
Zu bitten um eurer Tochter Hand,
Mit Zucht zu holen die er erkor:
Es ist euer Töchterlein Azenor."

„Mein Fräulein sei ihm gewährt alsbald
Mit Freuden;
Er ist ein Ritter von edler Gestalt.
Mein Kind ist auch von schöner Art:
Wie Milch so weiß, wie ein Vöglein zart."

Der Bischof von Is beging mit Pracht
Die Hochzeit;
Zwei Wochen währte sie Tag und Nacht.
Zwei Wochen voll Tanz und Festlichkeit;
Die Harfenspieler waren bereit.

„O holde Gemahlin! wollet ihr
Nun scheiden,
Daß wir nach Hause gehn zu mir?"
„Mein Herr! kein Ort ist mir zu fern,
Wohin ihr geht, da folg' ich gern."

Kaum hatte die Schwiegermutter erblickt
Azenor,
So ist sie fast vor Neid erstickt —:
„Das wird ein Hochmut und ein Frein
Um diesen gelben Schnabel sein.

Die neuen Schlüſſel liebt man ſehr,
Da ſchaut nur!
Die alten veracht't man mehr und mehr;
So geht es, bis man öfters find't
Daß doch die alten beſſer ſind."

Acht Monden waren kaum entflohn,
Ich glaube,
Zu ihrem Stiefſohn ſprach ſie ſchon:
„Ihr Sohn der Bretagne! ſeid ihr gewohnt
Zu hüten vor dem Wolf den Mond?

Glaubt mir, was nicht ſchon geſchehen iſt,
Gebt Achtung,
Das wird geſchehen in kurzer Friſt.
Herr! haltet eure Ehre feſt
Und rettet vom Kukuk euer Neſt."

„Wenn euer Rath hat guten Grund,
Frau Mutter!
So wird ſie eingeſperrt zur Stund
Im runden Thurm am Meeresſtrand
Und in drei Tagen lebendig verbrannt."

III.

Der alte König, als er die Mär
Vernommen,
Viel bittre Thränen weinte er.
Er raufte ſich ſein weißes Haar —:
„Ich habe gelebet zu lange Jahr'."

Der alte König fragte da,
Der Arme,
So oft er einen Matrosen sah:
„Sagt wahr ihr Leute vom Meeresstrand,
Ihr guten Leut', ist mein Kind verbrannt?"

„Dein Kind ist nicht verbrannt, o nein!
Herr König!
Verbrannt wird es erst morgen sein.
Ich sah sie auf dem Thurme stehn
Und hörte ihr Lied herüberwehn.

Ich hörte sie singen gestern Nacht,
Herr König!
Sie sang so sanft, sie sang so sacht:
Vergib, o Herr, mein Gott! vergib,
Vergib du denen, die ich lieb'."

IV.

Frau Azenor ging an diesem Tag
Zum Holzstoß
Als wie ein Lämmlein, ohne Klag';
Die Füße bloß, das Kleid so klar,
Um ihre Schultern flog ihr Haar

Als Azenor bestieg den Stoß,
Die Arme!
Da sagten alle, Klein und Groß
„Das ist ein schlimmes Werk, ein Weib
Verbrennen mit ihrem Kind im Leib."

Und alles ſchluchzte, Groß und Klein:
„Die Arme!“
Still blieb die Schwiegermutter allein —:
„Das iſt nicht ſchlimm, die That iſt gut,
Die Schlange verbrennen ſammt der Brut.

Blaſt nur, ihr Heizer! blaſet gut
Und blaſet!
Daß luſtig praßle die rote Glut.
Blaſt nur, ihr Kinder! Blaſet ſchnell,
Auf daß die Flamme lodre hell.“

Sie hatten gut blaſen, und athemlos
Sich blaſen —
Das Feuer zündete nicht den Stoß.
Sie hatten gut blaſen und blaſen mit Macht,
Sie ließen das Feuer ungefacht.

Als ſolche Not der oberſte ſah
Der Richter,
So ſtand er ſtarr vor Staunen da —:
„Sie hat gewiß verhext die Glut,
Sie brennt nicht — werft ſie in die Flut!“

V.

„Was haſt du auf dem Meer geſehn,
Matroſe?“
„Ein Schiff ohn' Ruder und Segel gehn;
Und auf dem Deck als Steuermann ſtand
Ein Engel, die Flügel ausgeſpannt.

Ich ſah ſo fern, gewiegt vom Wind,
Ein Schifflein,
Darin ein Weib mit ihrem Kind.
Das hing wie ein Täublein an ihrer Bruſt,
Das aus der Muſchel trinkt mit Luſt.

Sie küßte und küßte ſein Hälslein bloß,
Und küßte;
Sie wiegt' es ſanft auf ihrem Schoos —:
Dodo, Dodo — ſo ſang ſie lind —
Dodo, mein Kind, mein armes Kind!

O könnte dich ſehen von ſeinem Thron
Dein Vater!
Wie wär' er ſtolz auf dich, mein Sohn!
Dein Vater, der dich niemals find't,
Er iſt verloren, du armes Kind!"

VI.

In Schrecken iſt das Schloß Armor,
In Wahrheit,
Wie nie ein andres Schloß zuvor;
Die Angſt iſt groß und ſchlimm die Not:
Die Schwiegermutter liegt am Tod.

„Ich ſeh' mir zur Seite geöffnet ſchon
Die Hölle;
O kommt zu Hülfe mir, mein Sohn!
Ich bin verloren mit Seel und Leib,
Ich hab' verläumdet euer Weib."

Sie hatte noch nicht geschlossen den Mund
So wälzte
Sich eine Schlange heraus zur Stund;
Die regte den pfeifenden Stachel schnell,
Erstach die Schwiegermutter zur Stell'.

Ihr Stiefsohn zog vom Schloß alsbald
In's Weite;
Er kam durch Land und Meer gewallt.
Er frug und frug an jedem Thor:
„Habt ihr nicht Kunde von Azenor?"

Er hatte gesucht im Morgenland
Azenor;
Er hatte gesucht am westlichen Strand;
Er hatte gesucht in des Südens Glut,
Und suchte nun auf des Nordens Flut.

Er stieg bei der großen Insel an's Land.
Da sah er
Ein Knäblein spielen am Meeresstrand.
Viel Muscheln lagen in dem Sand,
Die las das Kind in sein Gewand.

Sein Haar war blond, sein' Augen blau
Wie's Meer, blau
Wie Azenor's Augen, der armen Frau.
Das Herz des Bretonen zu seufzen begann:
„Wer ist dein Vater, mein Kind? sag' an."

„Ich hab' keinen andern Vater mehr
Als Gott nur;
Ich hab' ihn verloren, drei Jahr' ist's her.
Mein Mütterlein weint noch manche Nacht,
Wenn es an meinen Vater gedacht."

„Wer ist dein Mütterlein, liebes Kind,
Wer ist sie?"
„Herr! Wäscherin; dort wo die Tücher sind,
Dort wäscht sie, und ihr könnt sie sehn."
„Wir wollen beide zu ihr gehn."

Da nahm er bei der Hand das Kind
Zum Führer;
Sie gingen zum Wäscheplatz geschwind.
Da kochte das Blut in des Sohnes Hand,
Als sie die Hand des Vaters fand.

„Mein liebes kleines Mütterlein,
Schau' auf doch!
Ich habe gefunden den Vater mein,
Den Vater der verloren war;
Gott sei gepriesen immerdar!"

Gott sei gelobet und geliebt
Auf ewig,
Der Kindern den Vater wieder gibt.
Sie kehrten froh zur Bretagne zurück:
Gott gebe den Leuten des Meeres Glück!

Der Pfaffe von Rohan.

I.

Es war ein einziges Töchterlein
Vom Hause Rohan, gar jung und fein.

Sobald sie dreizehn Jahr' gezählt,
Hat sie sich einem Mann vermählt.

Mit Willen nahm sie einen Gemahl,
Sie hatte unter den Rittern die Wahl.

Doch es gefiel ihr keiner davon,
Als nur Herr Mahe, der Baron;

Ein mächtiger Mann aus italischem Blut,
Das Schloß von Tronjoli war sein Gut.

Nur der stand ihrem Herzen an,
Er war in Züchten wohlgethan.

In Glück und Freude lebte das Paar
Seit drei und einem halben Jahr.

Da wurde allen die Botschaft gesandt
Vom Kriegszug in das Morgenland.

„Dieweil ich stamm' aus dem edelsten Blut,
Muß ich der Erste sein an Mut.

Weil es denn sein muß, so vertrau'
Ich dir, o Vetter, meine Frau.

Mein Kind auch geb' ich in deine Wacht,
Mein guter Pfaff hab' ihrer Acht."

Des andern Morgens in stählernem Kleid
Bestieg er sein Roß, zur Abfahrt bereit.

Da stieg die Dame, das Herz so schwer,
Die Treppe hernieder und weinte sehr.

Die gute Dame, das Söhnlein im Arm,
Stieg schluchzend hernieder in großem Harm.

Zu ihrem Gemale eilte sie,
Umarmte und küßte ihm das Knie.

„Mein lieber Herr! ich fleh' euch sehr,
Um Gott! verlaßt mich nimmermehr!"

Der Herr gerührt sich zu ihr wandt',
Er neigte sich und gab ihr die Hand.

In Armen hob er sie von der Erd'
Und setzte sie vor sich auf das Pferd.

Er setzte sie auf das Perd vor sich
Und küßte sie gar inniglich.

„Mein liebes Hannchen, weine nicht mehr,
In einem Jahr' ich wiederkehr'."

Dann nahm er mit beiden Händen lind
Vom Schooſe der Mutter sein liebes Kind.

In Armen hielt er ſein Kindlein traut,
Gar liebevoll hat er's angeſchaut —:

„Mein Söhnlein! wenn du groß biſt, gelt!
Dann ziehſt du mit deinem Vater in's Feld?"

Und als er ritt zum Hof hinaus,
Da ſchrie und weinte das ganze Haus.

Und alles weinte, Groß und Klein,
Der Pfaffe nur ließ das Weinen ſein.

II.

Der ſchlimme Pfaffe ſprach einmal
Zur jungen Dame des Morgens im Saal:

„Da wäre nun vorüber das Jahr
Und auch der Krieg, das iſt mir klar.

Der Krieg, der iſt nun lange aus,
Und er kommt nicht zurück nach Haus.

So ſagt mir, Schweſter, Dame mein,
Wie mag's euch wohl zu Herzen ſein?

Sagt, leben als Wittwen in heutiger Zeit
Die Weiber die einen Mann gefreit?"

„Elender Pfaffe, halte den Mund!
Dein Herz iſt ſchlecht bis auf den Grund.

Wär' mein geliebter Herre hier,
Entzwei bräch' er die Glieder dir."

Als dies der schlimme Pfaffe vernahm,
Er heimlich in den Hundsstall kam.

Dann packte er des Herren Hund,
Schnitt ihm die Gurgel ab zur Stund!

Ein Brieflein schrieb er an den Herrn
Und schickte das zum Heere fern.

In dieses Brieflein setzte er:
„Herr! eure Frau, die trauert sehr.

Das gute Weib sitzt traurig da,
Ob eines Unglücks das geschah.

Sie wollte jagen die Hindin im Lauf,
Da ging euer falber Windhund drauf."

Und als der Baron den Brief gesehn,
So ließ er zurück die Antwort gehn:

„Sie soll nicht trauern, sagt meinem Weib,
Dieweil uns ja Geld genug verbleib';

Und starb mein Windhund falb und fromm
Ich kauf' einen andern, wenn ich komm'.

Doch daß sie zu oft nicht jagen soll,
Die Jäger sind loser Streiche voll."

III.

Der schlimme Pfaffe zum zweitenmal
Kam zu der Dame in den Saal —:

„Habt, Dame, doch eurer Schönheit acht,
Nicht gut ist weinen Tag und Nacht."

„Weiß nicht zu was mir die Schönheit frommt,
Wenn mein Gemahl nicht zurücke kommt."

„Weil euer Gemahl nicht kommt zur Zeit,
So ist er tot, oder hat er gefreit.

Im Morgenland ist manch Mägdlein jung,
Die Schönheit hat und Geld genung.

Im Morgenland ist ein Kampf voll Wut,
Da liegt gar mancher in seinem Blut.

Verwünscht ihn wenn er wieder gefreit,
Und wenn er tot ist, vergeßt ihn bei Zeit."

„Und nahm er ein Weib, so sterb' ich zur Frist;
Ich sterbe, wenn er gestorben ist."

„Der, weil er den Kastenschlüssel verlor,
Den Kasten in's Feuer wärf', wär' ein Thor.

Ein neuer Schlüssel ist fürwahr
Oft besser als der alte war."

„Elender Pfaffe! weich' von mir weit!
Dein Zungen ist faul von Schamlosigkeit."

Als das der schlimme Pfaffe vernahm,
Er eilig zu dem Pferdstall kam,

Da er des Herren Reitpferd fand,
Das schönste Pferd im ganzen Land.

Das hatte nie andres Futter geschaut,
Als grünes Korn und frisches Kraut.

Der Pfaffe sah es an mit Lust
Und stieß ihm das Messer in die Brust.

Als er gefällt das gute Pferd,
Da schrieb er an den Ritter wert:

„Ein neues Unglück kehrte hier ein,
Herr Ritter! ihr müßt nicht böse sein.

Zwei Beine brach euer gutes Pferd,
Nachts als es vom Fest nach Hause gekehrt."

Antwortet der Herr zurück in's Schloß:
„Ist's möglich daß tot mein gutes Roß?

Mein Windhund krepirt und tot mein Pferd!
So rathet ihr doch, mein Vetter werth!

Doch daß ihr der Dame nicht Kummer macht,
Nur geh' sie nicht mehr zu Festen bei Nacht.

Da gehn nicht nur Pferdebeine zu Grund,
Da wird gebrochen gar mancher Bund."

IV.

Der schlimme Pfaffe zum drittenmal
Sprach zu der Dame also im Saal:

„Ihr werdet mir, Dame, zu Willen sein,
Sonst büßt ihr euer Leben ein."

„Ich leide tausendmal lieber den Tod,
Als daß ich freyle gen Gottes Gebot."

Der schamlose Pfaff, als er dieses vernahm,
Vor Wut nicht zu sich selber kam.

Er nestelt vom Gurt das Messer scharf,
Es nach dem Haubt der Dame warf.

Ihr weißer Engel wandt' ab den Stoß,
Daß in die Mauer das Waffen schoß.

Und schnell das arme Weib entwich
Und schloß die Thüre hinter sich.

Er steckte den Dolch zurück in den Bund,
Ingrimmig wie ein wütender Hund.

Er sprang die Stufen zu zwei und zwei,
Er sprang die Stufen zu drei und drei.

Und in die Stube der Amme lief,
Da lag das Kind im Bett und schlief.

Da war das Kindlein seelenallein —
Zum Bett heraus sein Aermchen klein.

Das eine Aermchen hing unbedeckt,
Das andre unter dem Kissen versteckt.

Bloß war sein Herzlein weiß und warm —
Ach! du wirst weinen, Mutter arm!

Der Pfaff hinauf die Treppe lief,
Er schrieb in Schwarz und Rot einen Brief.

Er ſchrieb dem Ritter unverweilt:
„Nach Hauſe kehret, eilet, eilt!

Euer Hund iſt tot, euer weißes Pferd,
Doch das iſt nicht, was zumeiſt euch beſchwert.

Das iſt nicht eure größte Not:
Ach! euer kleines Kind iſt tot!

Das große Schwein hat's aufgezehrt,
Derweil euer Weib zum Tanze fährt.

Derweil mit dem Buhlen, dem Müller, ſie tanzt,
Der auf dem Schloß einen Roſenbaum pflanzt."

V.

Als dieſen Brief erhielt der Baron,
Kam er zurück vom Kampfe ſchon.

Er kam zurück zum Lande ſchon
Bei der Trompeten luſtigem Ton.

Je weiter und weiter er las im Brief,
Je mehr der Zorn ihn überlief.

Und als er geleſen bis zum Rand,
Zerknittert' den Brief er in der Hand,

Zerriß ihn mit den Zähnen ſcharf
Und unter die Hufe des Pferdes warf.

„Knapp! ſpute dich heim und ſpute dich mehr,
Sonſt jag' ich dir durch den Leib meinen Speer!"

Er ritt zum Schloſſe, er ſtand davor,
Er that drei Schläge an das Thor.

Drei Schläge that er mit ſolchem Ton,
Daß alle Welt erzittert davon.

Und als der Pfaff die drei Schläge vernahm,
Er eilig mit den Schlüſſeln kam.

„Verfluchter Pfaffe! wie? ſag' an!
Wen hab' ich in deine Hut gethan?

Und ſtieß den Speer im Augenblick
Ihm durch den Mund und in's Genick.

Und ſtieg die Treppe und ſprang hinauf
Zur Kammer der Dame in einem Lauf.

Und eh' ſie ſagen konnt' ein Wort,
Durchbohrt er ſie mit dem Schwert ſofort.

VI.

„Herr Pfarrer! ſagt mir, was iſt geſchehn,
Was habt ihr auf dem Schloß geſehn?"

„Ich habe dort geſehn ein Weh,
Wie keines war auf Erden je.

Ein frommes Weib, die ſah ich tot,
Den Mörder aus Reue in Todesnot."

„Herr Pfarrer! ſagt mir, was iſt geſchehn,
Was habt ihr auf dem Kreuzweg geſehn?"

„Ich sah ein ausgegrabnes Aas,
Ein Raub den Hunden, den Raben ein Fraß."

„Und auf dem Kirchhof, was habt ihr gesehn,
Wenn Nachts der Mond und die Stern' aufgehn?"

„Eine weiße Dame gesehen hab',
Die saß auf einem frischen Grab.

Auf ihrem Schoos ein Kindlein war,
Ihr Herz durchstochen ganz und gar.

Zu ihrer Rechten ein falber Hund,
Ein weißes Pferd zur linken stund.

Dem ersten klaffte die Gurgel weit,
Die Brust durchstoßen stand das zweit'.

Sie haben die Köpfe nach ihr gestreckt,
Und ihre zarten Hände geleckt.

Die weiße Dame, voll Freundlichkeit,
Hat sie gestreichelt allebeid'.

Als wär' es eifersüchtig, das Kind
Liebkoste seine Mutter lind;

Bis daß der Mond und die Sterne vergehn,
Dann hab' ich weiter nichts mehr gesehn.

Doch singen hört' ich die Nachtigall
Das Lied von Eden mit süßem Schall."

Die Gattin des Kreuzfahrers.

„Wenn ich in den Krieg nun ziehe, saget mir wem ich vertrau',
Und in wessen treuer Obhut lass' ich meine süße Frau?"
„Führet sie zu mir, mein Schwager, und vertraut sie meiner Hut,
In der Stube meiner Jungfraun wird sie weilen wohl und gut.

In der Stube meiner Jungfraun, oder auch im Ehrensaal,
Wo die Damen sich vereinen so zum Lager wie zum Mahl.
Aus derselben Schüssel wird sie mit den Fraun die Kost empfahn,
Und an selbem Tische soll sie gerne sitzen oben an."

Herrlich war der Hof von Fauet anzusehn, von Rittern voll,
Da die Schaar der Rotbekreuzten fort zum heil'gen Lande soll.
Jeder Ritter trug sein Banner, jeder Ritter hoch zu Roß;
Also kamen sie, den Lehnsherrn abzuholen aus dem Schloß.

Noch nicht weit war er geritten, noch nicht von dem Schlosse weit,
Als die Gattin schon erfahren manchen Schimpf und manches Leid.
„Leget ab hier euer rotes, leget an ein weiß Gewand,
Geht hinaus, und meine Heerde hütet mir im Haideland."

„O vergebt, vergebt mein Bruder! was verbrach ich? saget an!
Schafe hüten — all mein Leben hab' ich solches nicht gethan!"
Wenn ihr Schafe nie gehütet, hohe Herrin, mit Vergunst!"
„Nehmt hier meine lange Lanze, endlich lernet ihr die Kunst.

Sieben volle Jahre weint' ſie, ihre Thräne rann und rann;
Nach den ſieben Jahren fing ſie einesmals zu ſingen an.
Und ein junger Ritter welcher eben heimgekehrt vom Heer,
Hörte eine ſüße Stimme, von den Bergen klang ſie her.

„Halte ſtill, mein kleiner Page, meines Pferdes Zügel halt':
Eine Silberſtimme hör' ich, die vom Berge niederſchallt;
Höre eine ſüße Stimme, die von Bergen ſchallt zu Thal,
Sieben Jahre ſind es ſeit ich ſie gehört zum letztenmal.

Guten Morgen, junge Bergmaid! trefflich haſt du wohl geſpeiſt,
Daß ſo heiter deine ſüße Stimme durch die Berge kreiſt?"
„O der Himmel ſei geprieſen, mit der Koſt, da hat's nicht Not!
Eben aß ich hier zu Mittag einen Biſſen trocknes Brot."

„Sag' mir, ſchönes junges Mädchen, ſage mir, o Hirtin, an,
Ob ich wohl in jenem Schloſſe gute Herberg finden kann?"
„O gewiß, mein edler Ritter! gutes Lager findet ihr
Für euch ſelbſt, und einen guten Stall für euer ſchönes Thier

Ja, auf einem guten Bett von Federn ruhet ihr dort aus,
Wie ich ſelber eines hatte, als mein Gatte noch im Haus;
Denn nicht in der Hürde ſchlief ich damals, Schafe in der Rund',
Nicht aus einem Scherben aß ich damals mit dem Schäferhund."

„Sage mir, mein Kind, noch dieſes, ſag' wohin dein Gatte ging;
Denn ich ſeh' an deinem Finger glänzen einen Hochzeitring."
„Edler Herr! fort mit dem Heere iſt mein Mann im heil'gen Zug;
Blond und lang, wie eure Locken, ſind die Locken die er trug."

„War sein Haar so blond wie meines, holdes Mägdlein, schau' mich an,
Denn vielleicht bin ich es selber, bin ich selbst dein blonder Mann?"
„Ja, ihr seid es, und ich bin es, euer Weib, von euch getrennt,
Ja, ich bin's, die man die Dame von Fauet im Lande nennt."

„Lasset da nun eure Heerde, denn mich treibt es, und mir bangt,
Und ich hab' nicht eher Ruhe, bis im Schloß ich angelangt —:
Herzlich grüß' ich euch, mein Bruder, Gottwillkomm! und geht's euch gut?
Wie ergeht es meiner Gattin, die ich ließ in eurer Hut?"

„Immer schön und immer tapfer! Setzt euch nur in eurem Haus.
Euer Weib ist ausgegangen, mit den Damen ging sie aus;
Ging nach Kemperle hinüber, wo just eine Hochzeit ist —
Und ihr sollt sie wiedersehen, wann sie kommt, in kurzer Frist."

„Nein, du lügst! wie eine niedre Bettlerin in's Haideland,
Daß sie dir die Heerde hüte, hast du sie hinausgesandt.
Und du lügst durch beide Augen! denn sie stehet an der Thür;
Ja, sie ist es, die da stehet, und ihr Schluchzen bricht herfür.

Fort! verkrieche dich mit deiner Schande, fort! du bist verflucht!
Denn dein Herz ist voller Bosheit, deine Seele ist verrucht.
Hätten Vater nicht und Mutter einst gewohnt an diesem Herd,
Tauchen in dein Blut, dein falsches, würd' ich dieses gute Schwert."

Der Hochzeitgürtel.

I.

„Seist gestern Bräutigam, und heute ruft mich schon
Hinweg zum Heeresbann der Bote vom Baron,
Und morgen muß ich fort mit Riek und seinem Heer
Zu der Bretonenschlacht, weit über das große Meer.

Komm', Knappe! komm! geschwind wohl über die grüne Haid',
Ich muß zu meinem Lieb noch heute, eh' ich scheid';
Ich muß zu meinem Lieb, und sagen ihr Ade,
Sonst springt mein Herz entzwei in meiner Brust vor Weh."

Je näher daß er kam, je lauter schlug sein Herz,
Und als er trat in's Haus, er zitterte vor Schmerz.
„Kommt näher, lieber Herr! setzt euch auf diese Bank
An's Feuer her, ich will euch holen Speis' und Trank."

„Dank, alte Base, Dank! ich mag nicht Brot noch Wein,
Und sprechen will ich nur mit eurem Töchterlein."
Als das die Alte hört', da zog sie aus die Schuh'
Und schlich in Strümpfen leis dem Bett der Tochter zu.

Dann ſtieg ſie auf die Bank am Bett, und über den Rand
Beugt' ſie das Antlitz vor und nahm ſie bei der Hand —:
„Wach' auf, Loida, wach' auf! Steh' auf, ſteh' auf geſchwind!
Dein Liebſter harret dein, komm', ſprich mit ihm, mein Kind!"

Bei dieſen Worten ſchnell die Maid vom Lager ſprang,
Daß um den weißen Hals das ſchwarze Haar ſich ſchwang.
„Um Gott! mein ſüßes Lieb! ich muß wohl über die See,
Ich muß dich laſſen nun, und muß dir ſagen Ade!

Muß mit dem Heere das die Engelländer ſchlägt,
Gott weiß wie ſchwer mein Herz an ſeinem Kummer trägt."
„Um's Himmelswillen bleib', ich laſſ' dich nimmermehr!
Der Wind iſt änderlich, mein Lieb, und falſch das Meer.

Ach! wenn dich Leid beträf', was würde dann aus mir?
Mein Herz zerſpränge ſchon aus Ungeduld nach dir.
Ich ging von Haus zu Haus entlang dem Meeresſtrand —:
Ihr Schiffer! hat mein Lieb mir keinen Gruß geſandt?"

Es weint die junge Maid. Er ſprach: „O tröſte dich!
Sei ſtill, Loida, ſei ſtill! und weine nicht um mich.
Einen Gürtel bring' ich dir, zur Hochzeit bring' ich ihn,
Einen Gürtel purpurrot, der funkelt von Rubin."

Der Ritter ſaß am Herd, die Maid auf ſeinen Knie'n,
Das Antlitz vorgebeugt, hielt ſie umſchlungen ihn
Mit Armen um den Hals, und weint' und weinte ſtill
Bis an den Morgen der vom Lieb ſie trennen will.

Und als der Morgen kam, der Ritter zu ihr sprach:
„Schon hat der Hahn gekräht, bald kommt die Sonne nach."
„Unmöglich, süßes Lieb! du hast es nur gemeint,
Das ist das Mondenlicht, was über die Berge scheint."

„Nein, liebe Maid, o nein! das ist der Sonnenschein,
Was durch die Spalten bricht, es muß geschieden sein."
Er ging; auf seinem Weg die Elstern riefen: „Bleib!
Das Meer, das Meer ist falsch, doch falscher noch das Weib."

II.

Im Herbst am Tag Johann, da sprach die junge Maid:
„Ich sah im fernen Meer, ich sah zu meinem Leid
Vom Gipfel des Gebirgs ein Kriegsschiff in Gefahr,
Und aufrecht auf dem Deck den dessen Lieb ich war.

Er hielt ein scharfes Schwert und stand in Kampfeswut,
Die Toten lagen rings, sein Hemd war rot von Blut.
O weh! mein armer Freund! tot, tot!" so rief sie laut,
Und um die Weihnachtszeit, da war sie wieder Braut.

Indessen kam in's Land die Mär' von Sieg und Glück:
Der Krieg, der Krieg ist aus, der Ritter ist zurück.
Der Ritter ist zurück, und frohgemut sein Herz,
Er kommt heut Nacht zum Lieb, das er verließ in Schmerz.

Sobald er näher kam, vernahm er Spiel und Tanz,
Und sah das Haus erhellt von reichem Lichterglanz —:
„Ihr lustigen Bettelleut', die ihr das Land durchzieht,
Sagt, was ist dort im Haus, was hör' ich für ein Lied?"

„Das sind die Spielleut', Herr! sie spielen zu zwei und zwei,
Die Hochzeitsuppe, seht, kommt eben ans Thor herbei.
Das sind die Spielleut, Herr! sie spielen zu drei'n und drei'n,
Die Hochzeitsuppe, seht, geht eben zum Haus hinein."

III.

Als alle Bettelleut' zu Tische sich gesetzt,
Die man zur Hochzeit lud, kam Einer noch zuletzt.
„Find' ich wohl Labung hier und eine Ruhestatt?
Ich bin ein armer Mann, der keine Herberg hat."

„Wohl! guter, armer Mann, ihr sollt geherbergt sein,
Und setzen euch zu Tisch und nehmen Speis' und Wein.
Kommt zu den andern all, sie sitzen schon zuhauf,
Ich und mein Ehgemahl, wir warten euch selber auf."

Und bei dem ersten Tanz frug ihn die Braut so hold:
„Was fehlt euch, armer Mann, daß ihr nicht tanzen wollt?"
„Nichts, werte Dame, nichts! ich schau' dem Tanze zu,
Weil ich noch müde bin vom Weg und gerne ruh'."

Und bei dem zweiten Tanz die Braut frug abermal:
„Seid ihr noch immer müd, daß ihr nicht tanzt im Saal?"
„Ja, werte Frau, ich bin noch immer müd so sehr,
Denn auf dem Herzen trag' ich eine Last gar schwer."

Und bei dem dritten Tanz sie lud ihn freundlich ein
Und sprach mit Lächeln: „Kommt! ihr sollt mein Tänzer sein."
„Die Ehr' ist allzugroß, doch nehm' ich dankbar an
Was, ob er's nicht verdien', kein Mann verweigern kann."

Und als er mit ihr tanzt, er neigt sich zu ihr vor,
Mit bleichem Lächeln sagt er flüsternd ihr in's Ohr:
„Wo ist der Ring von Gold den ich euch gab einmal,
Ein Jahr ist's, Tag für Tag, in diesem selben Saal?"

Sie faltete die Händ' —: „O Gott! du weißt's allein:
Ich lebte sorgenlos, ich dachte frei zu sein,
Nun hab' ich zwei Gemahl' seit seiner Wiederkehr."
„Du dachtest schlimm, mein Kind, und hast nun keinen mehr!"

Da zog er einen Dolch, versteckt in seinem Kleid,
Und stieß ihn mit Gewalt in's Herz der armen Maid,
Daß sie darniedersank auf ihre beiden Knie':
„O Gott! — rief sie — o Gott!" Ihr Antlitz neigte sie.

IV.

Im Kloster zu Daulaz ist ein Marienbild,
Das einen Gürtel trägt draus rotes Feuer quillt.
Wer über's Meer gebracht den Gürtel von Rubin?
Der Mönch der vor dem Bild liegt büßend auf den Knie'n.

Bran.

I.

Verwundet ward der Ritter Bran
Wohl in der Schlacht von Kerloan.

Und ob gesiegt auch unser Heer,
Er muß gefangen über's Meer.

Als er im Thurm gefangen lag,
Da weint' er sehr den ganzen Tag:

„Die Meinen jauchzen mit frohem Sinn,
Derweil ich hier gefangen bin.

O fänd' ich einen Boten aus,
Der einen Brief mir trüg' nach Haus."

Und als er einen Boten fand,
Der Ritter sprach, zu ihm gewandt:

„Du Bote! mache dich bereit,
Zur Vorsicht nimm ein Bettlerkleid.

Nimm meinen Ring von Golde hell,
Und meine Mutter kennt dich schnell.

Sobald du tratst durch unser Thor,
So zeig' ihr meinen Goldring vor.

Und kommt sie mit dem Lösepreis,
Lass' flattern eine Flagge weiß.

Will meine Mutter nicht mit dir gehn,
Laſſ' eine ſchwarze Fahne wehn."

II.

Als nach Leon der Bote kam,
Die Dame ihren Imbiß nahm.

Sie ſaß zu Tiſch mit den Ihren all,
Die Harfner ſangen mit lautem Schall.

„Ei guten Abend, Frau! ſchaut an!
Der Ring von eurem Sohne Bran,

Und mit dem Ring ein Brief für euch,
Den ſollt ihr leſen alſogleich."

„Ihr Harfenſpieler, ſpielt nicht mehr!
Mein Herz, mein Herz iſt kummerſchwer.

Ihr Harfenſpieler, ſchweigt! Mein Sohn
Gefangen! — und ich weiß nichts davon!

Man rüſte ſchnell ein Schiff im Port,
Denn morgen früh da muß ich fort."

III.

Der Morgen fieng zu dämmern an,
Da rief von ſeinem Bett Herr Bran:

„O Wache, Wache! ſag' mir an,
Siehſt du ein Schiff das fliegt heran?"

„Herr Ritter ich seh', so weit ich schau',
Nur Meeresflut und Himmelblau."

Und als es Mittag war, Herr Bran
Zum zweiten rief die Schildwach' an:

„O Wache, Wache! sag' mir an,
Siehst du kein Schiff das fliegt heran?"

„Herr Ritter! ich seh', so weit ich schau'
Nur fliegen Meeresvögel grau."

Und als es Abend war, Herr Bran
Zum dritten rief die Schildwach' an:

„O Wache, Wache! sag' mir an,
Siehst du kein Schiff das fliegt heran?"

Die Wache hatt' ein falsches Herz,
Sie lachte heimlich unterwärts.

„Ich seh' so fern, gejagt vom Wind,
Ein Schiff, das fliegt heran geschwind."

„Und welche Fahne, sag' mir schnell,
Sag', ist sie dunkel oder hell?"

„Die Fahn' ist schwarz, ich seh' es gut,
Ich schwör' es bei des Feuers Glut."

Als das der arme Herr vernahm,
Kein Wort aus seinem Munde kam.

Er kehrte ab sein Antlitz weiß
Und zitterte von Fieber heiß.

IV.

Und als die Dame gelandet hatt',
Da frug sie an dem Thor der Stadt:

„Ihr Leute! was ist denn geschehn,
Daß alle Glocken klagend gehn?"

Da war ein Mann gebückt und alt,
Der sprach zur Dame alsobald:

„Ein Ritter, über's Meer gebracht,
Der ist gestorben diese Nacht."

Doch kaum vernahm sie dieses Wort,
So eilte sie zum Thurme fort.

Sie weinte sehr und lief geschwind,
Ihr weißes Haar, das flog im Wind;

Daß alle Leute blieben stehn
Um ihr mit Staunen nachzusehn,

Zu sehen eine fremde Frau,
Die solche Trauer trägt zur Schau.

Und einer sich zum andern wandt':
„Wer ist sie und aus welchem Land?"

Und als sie kam zum Thurme grau,
Zum Pförtner sprach die arme Frau:

„O öffne schnell die Pforte, geh'! —
Mein Sohn! mein Sohn! daß ich ihn seh!"

Und als das Thor geöffnet war,
Warf sie sich auf den Leichnam dar.

Sie preßt' ihn in die Arme sehr,
Und sie erhub sich nimmermehr.

V.

Zu Kerloan auf blut'gem Feld,
Da steht ein Baum der Wache hält.

Und auf dem Baum im Mondenschein,
Da stellen sich die Vögel ein,

Des Meeres Vögel schwarz und fahl,
Am Kopf ein kleines, blut'ges Mal.

Dazu kommt eine Krähe grau,
Mit ihr ein Rabe schwärzlichblau.

Sie kommen matt, mit nassem Kleid,
Sie kommen übers Meer gar weit.

Die Vöglein singen so schön und hehr,
Daß stille wird das große Meer.

Sie singen alle rings herum,
Nur Rab' und Krähe bleiben stumm.

Der junge Rabe sagt allein:
„Singt, singt, ihr kleinen Vögelein!

Ihr Vöglein der Heimat singet gern,
Ihr starbt nicht von der Bretagne fern."

Die Rückkehr aus England.

Im Lande Kerne wohnet manch junger Edelmann,
Ein jeder ruft zum Kriege seinen Heeresbann.
Der Sohn der Herzoginne sammelt ein großes Heer;
Es ziehen die Bretonen aus allen Ecken und Enden daher.

Sie ziehn zum Sachsenlande; da hab' ich meinen Sohn,
Mein einzig Kind, Silvestik, den erwarten sie schon.
Er muß von dannen fahren mit dem ganzen Heer,
Mit den Rittern allen, über das große Meer.

In einer Nacht im Bette, da der Schlaf mich mied,
Hört' ich die Mägdlein singen meines Sohnes Lied.
Da hab' ich mich im Bette aufrecht hingesetzt —:
„Herr Gott! mein Sohn Silvestik, Herr Gott! wo bist du jetzt?

Du bist so fern der Heimat, dreihundert Meilen und mehr
Oder den Fischen zur Atzung geworfen in's große Meer.
O daß du geblieben wärest bei Vater und Mutter — gefreit
Hättest du jetzt in Freuden, gefreit seit langer Zeit.

Gefreit das schönste Mägdlein die's Land von Kerne hat,
Deine süße Manna, Manna von Puldergat.
Inmitten deiner Kinder wärst du, wie sich's gebührt,
Mit uns allen — es würde im Hause großer Lärm verführt.

Es ist ein weißes Täublein, das flieget ein und aus;
Es hat sein Nest im Felsspalt neben meinem Haus.
Ein Brieflein will ich binden mit meinem Hochzeitband
An den Hals dem Täublein, dann kommt mein Sohn zurück in's Land.

Steig' auf, steig' auf! mein Täublein, auf deine Flügel beid'!
Willst du hinaus wohl fliegen, wohl fliegen weit und breit,
Ueber das Meer, das große, und über das Land davon,
Bis du gesehen mit Augen, ob er noch lebt, mein Sohn?

Und willst du immer fliegen bis wo die Heere sind,
Und mir Kunde bringen von meinem armen Kind?"
„Da kommt der Mutter Täublein, das in dem Holze sang,
Es kommt heran die Masten, es streicht die Wellen entlang."

„Ich grüß' euch, Herr Silvestik, euch Segen, Glück und Heil!
Von eurer Mutter ein Brieflein bring' ich hier in Eil'."
„Drei Jahr' und einen Tag noch währt's bis ich wiederkehr'
Zu Vater und zu Mutter über das große Meer."

Vergehn der Jahre zweie, der Jahre drei vergehn —
„Ade! ade! Silvestik! ich werde dich nimmer sehn!
O fänd' ich deine Gebeine, vom Meer an's Land gerollt,
Ach! wie ich sie treulich sammeln und sie küssen wollt'!"

Kaum hatte sie gesprochen die Worte, da kam zum Strand,
Vom Meer herangetrieben, ein Schiff aus Bretagnerland.
Die Maste waren gebrochen, die Ruder dem armen Schiff;
Geborsten von vorn nach hinten, zerschellt' es am Felsenriff.

Das Schiff war voll von Toten; und niemand der sagen mag,
Wie lang' es kein Land gesehen, wie viele Jahr' und Tag.'
Nicht Vater und nicht Mutter hat sich herabgebückt
Ueber den armen Silvestik und ihm die Augen zugedrückt.

Der Page Ludwig's des Dreizehnten.

I.

Des Königs kleiner Page hat einen Streich gemacht,
Ob eines kecken Streiches ward er in's Gefängniß gebracht.

In seinem Gefängniß sah er weder Tag noch Nacht;
Von einer Hand voll Strohes ward ihm sein Bett gemacht.

Zur Speis' ein Brod von Roggen, zum Trunke Wasser vom Quell;
Die Mäuse nur und Ratten besuchten ihn zur Stell'.

Die Ratten und Mäuse liefen mit schwarzhaarigem Leib;
Das war des kleinen Pagen einziger Zeitvertreib.

II.

Einmal zu Penfentenio er sprach durch's Schlüsselloch:
„Janik! du bester Freund du! hör' mich, hör' mich doch!

Auf's Schloß zu meiner Schwester reit' wie der Wind,
Und sag' ihr daß ihr Bruder sich in Gefahr befind';

In großer Gefahr zu lassen, auf des Königs Befehl,
Sein blutjunges Leben. Janik, das erzähl'.

Wenn meine Schwester käme, wär's meinem Herzen ein Troſt.
Reit', lieber Janik, reite, daß die Erde toſt."

Als Janik das vernommen, nach Kemper er da ritt,
Sind hundertdreißig Meilen von Paris, wie ein Schritt.

Da ritt er nach Bodinio, das machte das Kernenkind
In einem Tag und zwei Nächten. Er trat in's Schloß geſchwind.

Hell wie der Tag von Lichtern war der ganze Saal,
Die Dame mit dem Adel des Landes ſaß beim Mahl.

In Händen hielt ſie die Schale, gefüllt mit rotem Wein.
„Was bringſt du mir für Kunde, du trittſt ſo bleich herein.

Du ſchöner Page von Kerne biſt weiß wie ein Diſtelblatt,
Und wie ein Reh auf der Hatze athemlos und matt."

„Wenn ihr die Kunde vernehmet, ſo ſeufzet euer Herz,
Und eure Augen weinen, ihr ſelber zittert vor Schmerz.

Euer kleiner Bruder iſt in großer Gefahr,
Iſt in großen Gefahren, wenn er es jemals war.

Sein Leben ſoll er laſſen auf des Königs Gebot;
Wenn er euch noch ſähe, wär's ihm ein Troſt im Tod."

Die Dame war ſo erſchrocken, daß ihrer Hand entſank,
Bei des Pagen Worten, die Schale daraus ſie trank.

Erſchrocken war die Arme, daß über das Tiſchtuch her
Der Wein ſchoß. „O Himmel! welch unglückſelige Mär'!

Flink, flink! ihr Pferdeknechte! zwölf Pferde! und fort und fort!
Und ſollte eines fallen an jedem Halteort:

Und ob sie längs des Weges liegen wie Stundenstein',
Ich werde diese Nacht noch bei meinem Bruder sein."

III.

Des Königs kleiner Page, als er auf dem Schaffot
Erstieg die erste Stufe sprach er: „O mein Gott!"

Der arme kleine Page sprach: „Ich stürbe gern,
Wär's nur nicht so verlassen, wär's nur nicht der Heimat fern.

Wär's nur nicht so fern der Heimat, wär's nur nicht so ganz allein;
Und wär' in der untern Bretagne nicht die Schwester mein."

Des Königs kleiner Page, als er auf dem Schaffot
Erstieg die zweite Stufe, sprach er: „O mein Gott!

Hätt' ich nur, eh' ich sterbe, Kunde von meinem Land,
Und Kunde von meiner Schwester — ist's ihr wohl bekannt?

Sie wird nach ihrem Bruder fragen mit bleichem Mund,
Nach ihrem kleinen Bruder fragen zu jeder Stund'."

Des Königs kleiner Page, als er auf dem Schaffot
Oben war angekommen, sprach er: „O mein Gott!

Ich hör' das Pflaster dröhnen in den Straßen laut,
Das ist meine Schwester, die kommt und nach mir schaut.

Das ist meine Schwester, die mich besuchen will;
Ums Himmels Willen wartet, haltet ein wenig still!"

Als dies der Profoß vernommen, er die Antwort gab:
„Noch eh' sie angekommen, fällt dein Kopf herab."

Die Dame von Bodinio die Pariser frug
In diesem Augenblicke: „Warum der lange Zug?"

„Ludwig der Verräther, Ludwig der Dreizehnte, wißt,
Läßt einen armen Pagen köpfen zu dieser Frist."

Kaum hatte sie das vernommen, als sie den Armen sah,
Knieend, das Haubt geneiget, dem Todesblocke nah.

„Mein Bruder! mein armer Bruder! ob ihr ihn lassen wollt!
Laßt mich, ihr Bogenschützen, um hundert Thaler Gold!"

Sie sprengte vor im Galoppe —: „Laßt mich, ich geb' euch noch heut'
Zweihundert Marken Silbers von Landreger, wie einen Deut."

Und als sie angekommen endlich an ihrem Ziel,
Das Haubt ihres Bruders, das abgehaune, fiel.

Und über ihren Schleier spritzte die rote Flut,
Daß er von oben bis unten war gefärbt vom Blut.

IV.

„Ich grüß' euch, König und Kön'gin, in eurem Schloß voll Pracht.
Was hat er denn verbrochen, daß ihr ihn umgebracht?"

„Er spielte mit dem Degen gegen des Königs Gebot;
Den allerschönsten Pagen stach er dem König tot."

„Man zieht nicht so den Degen ohne Grund und Brauch."
„Er hatte seine Gründe, wie der Mörder auch."

„Mörder sind wir keine, Sire! das sind wir nicht,
So wenig als irgend ein wackrer Edelmann der ficht.

So wenig als irgend ein Edler der bretonisch spricht;
Ja, wär's ein Franzose, da widerspräch' ich nicht.

Ich weiß es, du Sohn der Wölfin! viel besser gefällt dir das,
Fremdes Blut zu zapfen, als eigener Aderlaß."

„Haltet eure Zunge, Dame, und schweiget still,
Falls nach Hause zu kehren ist noch euer Will."

„Das kümmert mich, ob ich gehe, so viel als ob ich bleib',
Seit mein Bruder mußte lassen Leben und Leib.

Aber ob's allen Fürsten der Erde nicht gefallt,
Die Gründe will ich kennen und werd' ich kennen bald."

„Sind es nur die Gründe, die ihr zu kennen eilt?
Hört mir zu, die will ich sagen euch unverweilt.

Meinem Lieblingspagen suchte er zornigen Zank,
Um ein altes Sprüchwort zog er vom Leder blank. —

Um das Wort: Von Menschen gibt's im Bretagnerland
Nichts als wilde Schweine. Die Wahrheit ist bekannt."

„Wenn das ein wahrer Spruch ist, ist mir ein andrer bekannt:
Ein gottloser Spötter ist König vom Frankenland.

Doch ſehen wirſt du balde, ob du ſpotteſt gut,
Wenn ich meinen Schleier zeige, rot von Blut.

Meine Stammgenoſſen thun dir in kurzer Friſt
Zu wiſſen ob die Bretagne von Schweinen bevölkert iſt.

V.

Kaum waren drei Wochen verfloſſen, ſo kam ein Bote gerannt
Mit verſiegelten Briefen aus dem Normannenland.

An Ludwig waren die Briefe mit rotwächſernem Schild;
Der König las ſie eilig, er rollte die Augen wild.

Er rollte ſchwarze Augen, als er die Mär' empfing,
Wie ein wilder Kater der in die Falle ging.

„Tauſend rote Flüche! hätt' ich das gedacht,
Die Bache hätte mir nimmer den Weg zurück gemacht.

Zehntauſend Thaler verlier' ich, dazu zehntauſend Mann,
Alles um einen einz'gen — die Bache iſt ſchuld daran."

Du Guesclin's Vasall.

I.

Ein großes Schloß, das raget inmitten des Waldes von Mal,
Es ist von Wasser umgeben und Thürmen, vier an der Zahl.

Im großen Hof ist ein Brunnen, da liegen die Knochen zuhauf;
Sie steigen höher und höher in jeder Nacht herauf.

Um's Brunnengeländer fliegen die Raben mit wildem Geschrei,
Sie holen dort ihre Atzung und krächzen froh dabei.

Leicht fällt die Brücke hernieder, noch leichter steigt sie empor;
Wer hier hineingegangen, kam niemals wieder hervor.

II.

Ein edler Knappe reitet mitten durch's sächsische Land;
Es ist der junge Ritter Jan von Pontorson genannt.

Und wie er spät am Abend kam an der Feste vorbei,
Einlaß und gute Herberg vom Wächter begehrt er frei.

„So steigt nur ab, Herr Ritter, steigt ab und tretet in's Schloß
Und führet in die Stallung euer rotes Roß.

Gerst' und Heu bekommt es die ganze Krippe voll,
Derweil euch treffliche Mahlzeit am Tische letzen soll."

Er saß zu Nacht an der Tafel, die Reisigen saßen herum,
Sie sprachen nicht mehr und nicht minder als wären sie alle stumm.

Sie sagten nur zum Mägdlein: „Biganna steig' hinauf
Und mache dem edlen Ritter ein gutes Lager auf."

Als alle zu Bette gingen, vom stillen Mahle satt,
Da suchte, wie die andern, Herr Jan die Lagerstatt.

Herr Jan trat in die Stube', mit Singen trat er hinein,
Legt' auf die Bank am Bette sein Horn von Elfenbein.

„Biganna, mein holdes Mägdlein! ob du mir eins vertraust:
Warum du so mit Seufzen, mit Seufzen auf mich schaust?"

„Wär' euch bewußt, Herr Ritter, das Weh das mir bewußt,
Ihr würdet wohl traurig blicken und seufzen aus tiefer Brust.

Ja, seufzen und mich beklagen, wenn ihr mein Leid entdeckt —
Unter eurem Kissen ist ein Dolch versteckt!

Das Blut des dritten Toten trocknete noch nicht ein —
O weh! o weh! Herr Ritter, ihr werdet der vierte sein.

Euer Geld und Gold und Waffen ist unter Riegel und Schloß,
Alles was ihr habet — nicht euer rotes Roß."

Er schob die Hand unter's Kissen, da war ein Dolch versteckt,
Er zog ihn vor, noch war er ganz von Blut befleckt.

„Rette mich, o Schwester! ich mache dich reich fürwahr;
Fünfhundert Thaler geb' ich, fünfhundert dir jedes Jahr."

„Dank euch, edler Ritter, nicht Gold ist was mir gebricht —
Seid ihr schon verehlicht, oder seid ihr's nicht?"

„Biganna! dich zu täuschen vermag ich in keiner Art,
Vierzehn Tage sind es daß ich verehlicht ward.

Doch hab' ich der Brüder dreie, sind mehr als ich selber wert,
Wenn's deinem Herzen behaget, wähle den es begehrt."

„Nicht mag meinem Herzen behagen Geld und ein andrer Mann,
Ihr seid es, schöner Ritter, der allein mir behagen kann.

Nun folgt mir nach und fliehet mit mir in schnellem Lauf,
Der Wächter, mein Milchbruder, hält uns nimmer auf."

Es sprach der edle Ritter, da sie gekommen vor's Schloß:
„Nun schwing' dich auf die Krupe, Schwester, von meinem Roß.

Nun reiten wir nach Wengamp, zum Lehnsherrn reiten wir;
Da wollen wir hören, ob's billig daß ich mein Leben verlier'.

Nach Wengamp hin zum Guesclin, der ist mein Herr mit Recht;
Pestien wird er berennen, den Sachsen ergeht es schlecht."

III.

„Ich grüß' euch, ihr Leute von Wengamp, um Gott! und saget mir,
Meinen Herrn du Guesclin, sagt, wo find' ich ihn hier?"

„Sucht ihr den Herrn du Guesclin, Herr Ritter! der ist nicht fern,
Ihr findet ihn im Wachtthurm, er sitzt im Saal der Herrn."

Als er den Saal betreten, Herr Jan von Pontorſon,
Grad ging er los auf Guesclin, ſo ſprach er zum Baron:

„Mit euch ſei Gottes Gnade, Gott ſchütz euch überall,
Mich aber ſchützt ihr ſelber, denn ich bin euer Vaſall.“

„Mit euch ſei Gottes Gnade, der ihr ſo höflich ſprecht,
Wen Gott beſchützt, der ſchütze die Andern, und das iſt recht.

Doch ſagt mir, was euch not thut, und ſagt es unbeirrt.“
„Mir thuet not ein Jemand der mit Peſtien fertig wird.

Dort hauſen die Sachſen und richten das arme Land zu Grund;
Sie plündern und ſie morden zehn Meilen in der Rund'.

Wer einkehrt dort den töten ſie ohne Scheu und Scham;
Dem jungen Mägdlein alleine dank ich's daß ich entkam.

Ohne dieſes Mägdlein war's auch um mich geſchehn —
Den Dolch, noch rot von Blute, hier könnt ihr ihn ſelber ſehn.“

„Bei allen bretoniſchen Heil'gen! — ſo ſchrie du Guesclin dazu —
So lang ein Sachſe lebet, iſt weder Recht noch Ruh'.

Schnell bringet mir mein Schlachtſchwert und ſattelt mir mein Pferd!
Und auf den Weg! wir wollen doch ſehn wie lang das währt!“

IV.

Der Schloßvogt auf der Zinnen, er ſchwenkte ſeinen Hut,
Und fragte den Herrn Guesclin wohl mit ſpöttiſchem Mut:

„Seid ihr zu Ball geladen, ist irgendwo ein Tanz,
Daß ihr und eure Leute kommet in solchem Glanz?“

„Bei meiner Treu', Herr Sachse! so etwas mag wohl sein;
Doch sind wir zu Tanz nicht geladen, wir laden selber ein.

Wir laden zu einem Zitterer, der dauert wohl manche Stund',
Und sind wir müd, ersetzt uns der Teufel im Höllengrund.“

Beim ersten Sturme fielen des Schlosses Mauern ein,
Das Schloß erbebte gewaltig bis in den Grund hinein.

Beim zweiten Sturme brachen zusammen der Thürme drei
Zweihundert Männer fielen, und dann noch hundertmal zwei.

Beim dritten Sturme sprangen Thore und Pforten auf;
Das Schloß war genommen, es drangen die Ritter hinein zu-
hauf.

Das Schloß ist nun zerstöret, der Grund ist angebaut,
Der Ackerer mit dem Pfluge zieht drüber und singet laut:

„Ein Schächer ist der Sachse, doch wird uns kein Weh ge-
schehn,
So lang die Maler Felsen auf ihrem Grunde stehn.“

Die Ligueurs.

Nach Sonnenuntergange, da fing ein Rauschen an,
Wie wenn den Fluß hernieder schwimmt ein bewaffneter Kahn;
Von Rüstungen ein Geklirre, ein Trommelwirbeln schallt,
Ein Horngeschmetter, daß mächtig des Berges Gipfel widerhallt.

Ich ging hinaus um zu schauen, da sah ich den Kranich blos
Er stand auf einem Fuße und fischte bewegungslos.
„O Kranich, lieber Kranich! du fliegst so hoch und weit,
Was gibt's in der untern Bretagne wieder für Neuigkeit?"

„Es gibt in der untern Bretagne keine Neuigkeit —
An allen Ecken und Enden des Landes ist Krieg und Streit.
Es haben sich alle erhoben, Bauer und Edelmann,
Und hilft nicht Gott den Mannen, der Krieg nicht enden kann."

Am Donnerstag vor Ostern sie haben sich auf dem Plan
Versammelt um auszurücken, bei Kergrist-Moëlan:
Die Büchse auf der Schulter, die rote Federzier
Am Hut, das Schwert an der Seite, voran das Glaubens-
panier.

Sie traten in die Kirche, sie wollten nicht ziehen eh',
Sie sagten dem heiligen Petrus und dem Herrn Christus Ade.
Als aus der Kirche sie traten, sie warfen sich auf die Knie':
„Yoch-Kerne, deine Soldaten, sieh deine Streiter hie!

Wir sind die Kämpfer des Landes, wir sind zu fechten bereit;
Gegen die Hugenotten ziehen wir in den Streit —
Für den wahren Glauben und für das Vaterland,
Gegen Sachsen und Franken, die schlimmer sind als wie ein
Brand."

Als sie den Kirchhof verließen, sie frugen aus einem Mund:
„Wo nehmen wir rotes Tuch her, uns zu bekreuzen zur Stund'?"
Der Kergutezer Junker rief als ein Wackrer darein:
„Folget meinem Beispiel, ihr werdet bekreuzet sein!"

Kaum hat er es gesprochen, hat er geschlitzt den Arm,
Daß aus der Ader sprudelt die Welle rot und warm;
Und auf's Wamms gemalet ein Kreuz mit blutiger Hand —
Im Augenblicke stralet das rote Kreuz von jedem Gewand.

Sie zogen ihres Weges die Kallaker Straß' entlang;
Da rief nach Dührt zur Messe lauter Glockenklang.
Da wandten sie die Blicke und riefen alle voll Weh:
„Lebt wohl, ihr Kirchenglocken! ihr Glocken Maria's, Ade!

Ade, ihr Kirchenglocken! gesegnet und geweiht,
Die wir so oft geschwungen in heiliger Festeszeit!
Daß es dem Herrn gefalle und der Jungfrau gefällig sei,
Daß wir euch wieder schwingen, wenn der Krieg vorbei.

Ade, ihr heiligen Banner! die um die Kirche geweht,
Als wir euch pilgernd trugen am Feste von Sankt Servet.
Daß unser Arm mit Kräften das Land vertheidigen mag,
So wie er euch auf dem Hügel vertheidigt hat am großen Tag!

Gott schütte Reif hernieder, und was der Franke gesät
An Korn und Weizen, verbrenne, der den Bretonen verräth.
Und sing's aus Einem Munde, und sing's, Bretonenheer:
Die Hindin vermählt sich dem Wolfe nimmer und nimmermehr!"

Es hat dies Lied auf dem Marsche ein Bauer aus der Schaar
Gedichtet im fünfzehnhundert und zweiundneunziger Jahr.
Er machte das Lied zum Singen nach einer leichten Weis';
Singt's immer, ihr Männer von Kerne! dem Lande zu Lust und Preis.

Die Schlacht der Dreißig.

I.

Es kommt der Monat März hervor,
Mit seinen Hämmern schlägt er an's Thor;
Der Regen fällt, der Wälderbrecher,
Der Hagel schüttert herab auf die Dächer.

Es bricht nicht der Monat März allein
Mit seinen tobenden Hämmern herein,
Es rasselt und prasselt mit Gekrache
Nicht nur der Hagel auf Giebel und Dache —

Es ist nicht der Hagel allein, der schlägt,
Es ist nicht der Regen allein, der fegt:
Viel ärger als Wind und Hagel und Regen
Sind die verfluchten englischen Degen.

II.

O Schutzpatron! heiliger Herr Kado!
Mach' unsre Herzen mutig und froh,
Daß wir, die von Alters dies Land bewohnen,
Mit dir besiegen den Feind der Bretonen.

Wir geben dir, wenn wir Sieger sind,
Ein langes Schwert zum Angebind',
Ein Panzerhemd mit goldnem Geschmeide,
Sammt einem himmelblauen Kleide.

Und jeder der dich so prächtig schaut —:
„O heil'ger Kado! — wird er rufen laut —
Auf Erden und in himmlischen Reichen
Hat Sankt Kado nicht seinesgleichen!"

III.

„Sag' an, sag' an, mein junger Knapp!
Wie viele kommen das Thal herab?"
„Wie viele kommen? Sie sind noch im Weiten —
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechse, die reiten.

Wie viele kommen? Ich sag's euch genau:
Sechs, sieben, acht sind's, die ich erschau';
Neun, zehn, eilf, zwölfe seh' ich weiter,
Und dreizehn und vierzehn und fünfzehn Reiter.

Fünfzehn! Und andre, den ersten nah:
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechse sind da;
Sieb'n, acht, neun, zehn, eilf, zwölf seh' ich weiter,
Und dreizehn und vierzehn und fünfzehn Reiter."

„Und sind's, wie wir selber, dreißig blos,
Kamraden, marsch! mit den Sicheln drauf los!
Grad los auf die Pferde, daß zittert der Rasen!
Die werden uns nimmer das Korn abgrasen."

Und Streich auf Streich! mit solcher Gewalt
Wie wenn vom Gehämmer der Ambos erprallt.
Blut kam geflossen über die Schollen,
Gleich einem Bache der angeschwollen.

Zerhackte Panzer klafften breit,
Wie ein zerrissenes Bettlerkleid:
Es scholl der Ritter Geschrei, das grimme,
So laut wie des großen Meeres Stimme.

IV.

Pembrock, der englische Wieselkopf, rief,
Als ihn Tinteniac im Kampf anlief:
„Den Stoß nimm meines guten Speeres,
Und sag' mir ob er ein Rohr, ein leeres."

„Was leer sein wird in kurzer Frist,
Ich wette daß es dein Schädel ist;
Manch Rabe wird daraus sich letzen,
Mein Holder, und dran den Schnabel wetzen!"

So rief der und führte alsogleich
Mit seinem Hammer einen Streich
Nach Pembrocks Helm und Kopf mit Gesause,
Das brach gleich einem Schneckenhause.

Herr Kerarreiz, als er dieses sah,
Mit grinsender Lache rief er da:
„Wenn alle so wie dieser liegen,
Dann werden sie wohl das Land besiegen."

„Wie viele Tote, mein Knappe gut?"
„Ich kann ſie nicht zählen vor Staub und Blut."
„Wie viele, mein Junge, ſind totgeblieben?"
„Ganz abgethan ſind fünf, ſechs, ſieben."

V.

Am frühen Morgen begann der Streit,
Und währte noch um die Mittagszeit;
Vom Mittag bis zum Abendgrauen
Ward auf die Engliſchen losgehauen.

Herr Robart rief, geſtützt auf die Wehr:
„Mich dürſtet, o mich dürſtet ſehr!"
Du Bois verſetzte den Stich ihm ſchnelle:
„So trink' dein eignes Blut, Geſelle!"

Herr Robart, als er dies Wort vernahm,
Kehrt er das Antlitz ab vor Scham,
Und auf die Engliſchen warf er ſich wieder
Und ſtreckte zornig fünfe darnieder.

„Nun ſag' mir, mein Knappe, nun ſag' mir, mein Kind,
Wie viele von ihnen noch übrig ſind."
„Gleich, Herr! gleich will ich euch Antwort geben:
Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs ſind am Leben."

„Die bleiben am Leben, wenn ihr wollt,
Doch hundert Sous zahlt jeder in Gold;
Mit hundert Sous zahlt jeder ſein Leben,
Dem Lande zum Beſten ſollen ſie's geben."

IV.

Das war kein bretoniſches Herz fürwahr,
Das nicht gejauchzt, als unſre Schaar
Einzog zu Joslin, der Stadt, mit Blüten
Von goldenem Ginſter auf Helmen und Hüten.

Das war kein Freund der Bretonen fürwahr
Und der bretoniſchen Heiligenſchaar,
Wer nicht den heil'gen Kado geprieſen,
Der ſich ſo hülfreich den Kriegern erwieſen;

Wer nicht gelobt und gebenedeit,
Geſagt und geſungen in Freudigkeit:
„Auf Erden wie in himmliſchen Reichen
Hat Sankt Kado nicht ſeinesgleichen!“

Der Falke.

Der Falke würgte das Huhn im Holz,
Die Bäurin erſchlug den Grafen ſtolz.
Da hat man das Volk zertreten ſchier,
Das arme Volk, wie ein wildes Thier.

Das Volk zertreten, zerſtampft der Strand
Von den Bedrängern aus Frankenland.
Die Gräfin hat ſie gerufen zu Leid,
Gleichwie die Kuh nach dem Stiere ſchreit.

Da brach der wütende Aufſtand los,
Und alles erhub ſich, Klein und Groß.
Daß ein Huhn und ein Falke zu Tode kam,
Stürzt die Bretagne in Blut und Gram.

Auf dem Gipfel der ſchwarzen Berge bei Nacht,
Da hielten die Bauern Johanniswacht;
Sie ſaßen um's Feuer lichterloh,
Auf ſeine Gabel ſtützt ſich Kado.

„Ihr Mehlbreieſſer! ſagt, ich frag',
Ob einer die Steuer noch zahlen mag?
Ich meines Theils, ich zahl' keinen Deut,
Viel lieber will ich hangen noch heut."

„Auch ich zahl' keinen Heller mehr,
Meine Söhne ſind nackt, meine Ställe leer.
Ich zahl' nicht, ich ſchwör's bei der feurigen Loh',
Bei Sankt Johann und Sankt Kado!

Verloren iſt mein Gut und Hab',
Es bleibt mir nur der Bettelſtab;
Und eh' noch dieſes Jahr verrinnt,
Geh' betteln ich mit Weib und Kind."

„Geh' keinen Schritt, das ſag' ich dir!
Und willſt du gehn, ſo geh' mit mir.
Ha! wenn ſie wollen Krieg und Schlacht,
Das ſollen ſie haben dieſe Nacht.

Schlacht ſollen ſie haben, und noch vor Tag!
Wir ſchwören's beim Meer, beim Donnerſchlag;
Wir ſchwören's bei den Sternen, beim Mond,
Bei allem was Himmel und Erde bewohnt."

Kado nahm einen Feuerbrand,
Ein jeder nahm ein Scheit zur Hand.
„Schnell, Kinder! macht euch auf die Bahn!
Auf und davon nach Keraran!"

An ſeiner Seit', im erſten Glied,
Da ging ſein Weib und ſang ein Lied;
Im Gehen ſang ſie: „Wohlauf! Wohlan!"
Den Feuerhaken trug ſie voran.

„Nicht daß ſie betteln durch Stadt und Feld,
Bracht' ich meine dreißig Buben zur Welt;
Nicht daß ſie wälzen den Eichſtamm zu drei'n,
Nicht daß ſie ſchleppen zum Bau den Stein.

Nicht daß ſie tragen des Laſtthiers Loos,
Hab' ich ſie getragen in meinem Schoos;
Nicht daß ſie ſtampfen in Ewigkeit
Mit nackten Füßen die grüne Haid'.

Nicht daß ſie hüten Hund und Roß
Und Vögel füttern im Herrenſchloß —
Daß den Dränger ſie töten mutiglich,
Hab' ich meine Söhne geboren, ich!"

Sie gingen von Berg zu Bergen fort,
Von einem zum andern Feuerort.
Flink, flink! Huſſa ein Feuermeer!
In's Feuer das ganze Schergenheer!

Und als ſie ſtiegen von Berg zu Thal,
Sie waren dreitauſend an der Zahl;
Und als ſie kamen nach Longadol,
Da waren die neuntauſend voll.

Und als ſie kamen nach Keraran,
Sie kamen zu dreißigtauſend an.
Da rief Kado, der Schlachtgeſell:
„Wohlauf und Mut! wir ſind zur Stell'!"

Kaum hörte er zu ſprechen auf,
So kamen dreihundert Wagen zuhauf,
So war das Holz gethürmt um's Schloß,
Daß närriſches Feuer drüber ſchoß.

Die Flamme ſprühte ſo wild und ſtolz,
Daß das Eiſen der Feuergabeln ſchmolz,
Daß die Schergen heulten wutentbrannt
Wie Wölf', in eine Grube gerannt;

Daß die Knochen krachten im Geröll
Wie die der Verdammten in der Höll',
Und, als erſchien der helle Tag,
Daß alles in Staub und Aſche lag.

Alan der Fuchs.

Bärtig ist Alan der Fuchs, er kläfft und kläfft und kläfft im Holze:
„Weh den fremden Hasen!“ Seine Augen sind gespitzte Bolze.

Scharf sind seine Zähne, seine Füße schnell, als ob er fliege;
Rot von Blut sind seine Klauen, und er kläfft: „Zum Krieg, zum Kriege!“

Wetzen sah ich die Bretonen ihre Waffen, ihre wilden,
Nicht auf Steinen der Bretagne, aber auf den Frankenschilden.

Ernten sah ich die Bretonen auf dem Schlachtgefild der Franken,
Aber nicht mit schart'gen Sicheln — mit den Schwertern, mit den blanken;

Nicht das Korn und nicht den Weizen, wie sie auf den Feldern wachsen,
Nein: die Aehren ohne Bart vom Land der Franken und der Sachsen.

Dreschen sah ich die Bretonen, aber nicht mit holznen Flegeln —
Dreschen mit den Hufen ihrer Pferde und mit ehrnen Schlegeln.

Einen Freudenſchrei vernahm ich, wie er tönt aus Siegers Munde,
Hallend von dem Berg Sankt Mikel fort bis zum Elorner Grunde;

Von dem Kloſter zu Sankt Weltas hallend bis an's End' der Erden —
Allerwärts in der Bretagne ſoll der Fuchs geprieſen werden.

Tauſend- tauſendmal geprieſen ſei der Fuchs von Tag zu Tagen;
Nie ſoll man dies Lied vergeſſen, aber um den Sänger klagen.

Der dies Lied zum erſtenmale ſang, hat niemals mehr geſungen:
Ihm die Zunge abzuſchneiden, weh! den Franken iſt's gelungen.

Aber fehlt die Zunge, blieb ihm noch das Herz, und mit den Händen
Weiß er immer noch des Liedes Pfeile klingend zu verſenden.

Der Tribut des Neumenoiu.

I.

Das goldne Kraut iſt abgemäht;
Ein kalter Regen am Himmel ſteht.
— Schlacht! —

Der Häubtling vom Gebirg' Arè,
Der große Häubtling ſprach: „O weh!

Es regnet, und immer mehr und mehr,
Es zieht vom Lande der Franken her.

Drei lange Wochen harr' ich ſo,
Und harr' ich auf meinen Sohn Karo.

Du guter Krämer! der's Land durcheilt,
Sag', weißt du wo mein Sohn verweilt?"

„Vielleicht, mein Vater, doch ſagt mir an,
Was macht er und wie iſt er gethan?"

„Er iſt ein Mann von Herz, mein Sohn,
Er ging mit den Wagen nach Roazon.

Er ging mit den Wagen in's Frankenland,
Die Roſſe zu drei und drei geſpannt.

Drauf iſt geladen der Tribut
Von der Bretagne, gewogen gut."

„Trug er den Sold nach Roazon,
Harrt ihr umſonſt auf euren Sohn.

Als man es wog, das Silber rund,
Da fehlten drei an hundert Pfund.

„Dein Kopf — so sprach der Seneschall —
Ergänze das Gewicht, Vasall!

Das Schwert hat er gezogen schnell
Und schlug das Haubt ihm ab zur Stell'.

Das nahm er bei dem Haar so dicht,
Warf in die Schale das Gewicht."

Als dies vernahm der Häubtling alt,
Da glaubt' er sich von Sinnen bald;

Fiel auf den Felsen, wie er war,
Barg sein Gesicht im weißen Haar.

Das Haubt in den Händen, mit Jammerton
Rief er: „Karo! mein armer Sohn!"

II.

Der große Häubtling verläßt sein Haus,
Er zieht mit seinen Verwandten aus.

Der große Häubtling geht immer zu
Bis an das Schloß Neumenoiu.

„Sag' mir, du oberster Pförtner mein!
Mag wohl dein Herr im Hause sein?"

„Und sei er drinnen oder draus,
So schütz' ihn Gott sammt seinem Haus!"

Kaum daß er gesprochen dieses Wort,
Der Herr trat durch des Schlosses Pfort'.

Er kehrte von der Jagd nach Haus,
Die Hunde sprangen ihm voraus.

In Händen trug er den Bogen sein
Und auf den Schultern ein wildes Schwein.

Das lebige Blut, wie ein rotes Band,
Floß über seine weiße Hand.

„Ihr Männer von den Bergen steil,
Ich grüß' euch und wünsch' euch gutes Heil!

Vor allen, großer Häubtling, dir;
Was gibt es neues, was wollt ihr mir?"

„Ob die Gerechtigkeit eine Statt
Und die Bretagne ein Oberhaubt hat,

Und ob's noch einen Gott und Herrn
Im Himmel gibt, möchten wir wissen gern."

„Im Himmel ist ein Gott, ich glaub',
Ein Herr auf Erden mit Verlaub!"

„Und ist ein Herr, der schützt sein Land
Und jagt die Franken mit blutiger Hand;

Der rächt die tot, die lebend sind:
Mich rächt er und Karo, mein Kind.

Mein Sohn Karo, mein armer Sohn!
Von einem Franken geköpft mit Hohn!

Sein Haubt das in die Wage rollt
Um voll zu machen den Sündensold!

Sein junges Haubt, so blond und schön
Wie Hirsenblüt' auf Bergeshöhn!"

Da weinte bitterlich der Greis,
Daß Thränen rollten im Barte weiß.

Als solche Schmach der Herr erfuhr,
Da that er einen blutigen Schwur:

„Beim Kopf des Ebers schwör' ich dies,
Und bei dem Pfeil der ihn durchstieß:

Nicht wasch' das Blut ich von der Hand,
Bis ich die Schmach wusch von dem Land."

III.

Neumenoiu that unverzagt,
Was nie ein andrer Fürst gewagt:

Er ging mit Säcken an das Meer
Und füllte sie mit Kieseln schwer,

Daß er dem Frankenkönig kahl
Mit Steinen den Tribut bezahl'.

Mit blanken Eisen beschlug er sein Pferd
Und nagelt' die Eisen umgekehrt.

Und ob er gleich von fürstlichem Blut
Bracht' er doch selber den Tribut.

„Macht auf die Thore der Stadt alsbald,
Daß ich in Roazon Einzug halt'.

Der ankam, ist Neumenoiu,
Er führt euch Wagen voll Silber zu."

„Steigt ab, o Herr! und kommt in's Schloß,
Und laßt im Schoppen Wagen und Roß.

Laßt euer Pferd in des Knappen Hand
Und kommt mit uns zum Tischesrand.

Zum Essen kommt, doch zum Waschen zuvor,
Dort läuft das Wasser aus dem Rohr."

„Ich werde mich waschen in kurzer Frist,
Wenn der Tribut gewogen ist."

Als man die Säcke herbeigeführt,
Sie waren alle wohl zugeschnürt.

Als man den ersten zur Wage trug,
So hatte der Gewicht genug.

Als man den zweiten zur Wage trug,
So hatte der Gewicht genug.

Als man den dritten zur Wage trug —:
„He! holla! nicht Gewicht genug!"

Als dies der Seneschall vernahm,
Er eilig zu dem Sacke kam.

Er faßte den verschlungnen Strick,
Ihn aufzuknüpfen im Augenblick.

„Geduld, Geduld! mein Ritter wert!
Ich hau' ihn auf mit meinem Schwert."

Kaum daß er dieſe Worte ſprach,
Sprang ſchon ſein Schwert den Worten nach;

Dem Franken, vorgebeugt zum Strick,
Dem ſprang es ſauſend in's Genick,

Durchfuhr Fleiſch, Nerv und Bein im Nu,
Noch eine Kette der Wage dazu,

So daß der Kopf in die Schale fiel —
Da war des Gewichts nur allzuviel.

Da war die Stadt in Aufruhr bald —:
„Halt' an den Mörder, den Mörder halt'!

Er flieht, holt Fackeln unverweilt,
Und lauft ihm nach, und eilt und eilt!"

„Auch ich nähm' Fackeln an eurer Statt,
Die Nacht iſt ſchwarz und der Weg iſt glatt.

Doch bis ihr mich findet, iſt mir bang,
Zerreißt ihr eure Schuhe lang.

Wär' ſchade drum, ſie glänzen ſehr;
Die Wage die verbraucht ihr nicht mehr.

Die goldene Wage verbraucht ihr nicht mehr,
Zu wägen bretoniſche Steine ſchwer."
— Schlacht! —

Arthur's Marsch.

Vorwärts! Vorwärts! vorwärts zum Streit!
Komm' Bruder! komm' Vater! komm' Sohn! seid bereit!
Kommt all ihr Männer voll Herzhaftigkeit!

Des Kriegers Sohn ist am Morgen erwacht,
Er sprach zu seinem Vater: „Hab' Acht! —
Reiter auf der hohen Wacht!

Sie reiten über's Gebirge leis,
Sie reiten auf Pferden grau und weiß,
Der Odem der Pferde gefriert zu Eis.

Geschlossene Reihen zu drei und zu drei'n,
Zu sechs und sechs geschlossene Reih'n,
Und tausend Lanzen im Sonnenschein.

Schau'! wie die Schlange sich windet und biegt,
Hinter dem Banner das wallt und fliegt,
Es wallt vom Winde des Todes gewiegt.

Ueber die Berge schlägt sie den Reif,
Neun Sperwurflängen mißt ihr Streif
Von dem Kopfe bis an den Schweif.

Ich weiß es, das ist Arthur's Heer,
Er zieht an der Spitze mit durstigem Speer,
Er zieht auf dem Gipfel der Berge daher.“

„Wenn's Arthur, wenn's Arthur iſt, mein Kind,
Den Bogen ſchnell und die Pfeile geſchwind!
Das Eiſen ſoll ſauſen — und fort wie der Wind!"

Und eh' ſein letztes Wort verklang,
Erhub ſich dröhnender Schlachtgeſang
Und hallte die Berge und Berge entlang:

„Herz um Auge und Kopf um Hand!
Auf hohem Berg und in tiefem Land!
Flammen um Hitze und Schwert um Gewand!

Hengſt um Stute und Stier um Rind!
Vater um Mutter und Mann um Kind!
Blut um Thränen und Herr um Geſind!

Und drei für einen! ſo ſei's gethan!
Auf hohem Berg und auf tiefem Plan,
Bis ein Blutſtrom rollt das Thal heran.

Und wenn wir fallen in Kampfeswut,
So taufen wir uns mit eignem Blut
Und ſterben, im Herzen frohgemut.

Und wenn wir ſterben blutigrot,
Wir ſterben nach altem Bretonengebot
So kommt uns nie zu früh der Tod."

Die Profezeiung Gwenne'hlan's.

I.

Die Meerflut ſteigt, der Tag verging,
Ich ſitz' auf meiner Schwell' und ſing'.

Als Knabe ſang ich meine Weiſ',
Ich ſing' und ſinge noch als Greis.

Ich ſing' bei Nacht, ich ſing' bei Tag,
Obwohl ich ſchweren Kummer trag'.

Neig' ich mein Haubt in tiefem Gram,
So weiß ich wohl woher das kam.

Die Furcht nicht bringt mir ſolche Not,
Nicht iſt mir bange vor dem Tod.

Nicht vor dem Tod mein Herz erbebt,
Ich habe lang genug gelebt.

Dort bin ich nicht wohin ihr eilt,
Da bin ich wo ihr nicht verweilt.

Was liegt am Wege den wir gehn?
Das was geſchehn ſoll, wird geſchehn

Dreifacher Tod iſt feſtgeſetzt,
Dann findet alles Ruh zuletzt.

II.

Der Eber kommt aus wald'gem Grund,
Er hinket sehr, sein Fuß ist wund.

Sein Rachen voll von blut'gem Schweiß,
Die Borsten sind vom Alter weiß.

Nachjagen Ferkel ohne Zahl,
Sie grunzen wild vor Hungers Qual.

Das Meerpferd springt ans Land und naht,
Vor Schreck erzittert das Gestad'.

Es glänzt so weiß wie Schnee der Firn',
Ein Silberhorn auf seiner Stirn.

Aus seinen Nüstern sprühet Glut,
Daß schäumt und kocht die Meeresflut.

So viele Seepferd' nahn zugleich
Als Schilf sich drängt um einen Teich.

So halt' dich gut, du Seepferd du!
Schlag' ihn auf's Haubt, schlag' zu, schlag' zu!

Die Füße glitschen aus im Blut,
Schlag' stärker zu! mit Mut, mit Mut!

Das Blut kommt wie ein Bach daher,
Schlag' stärker zu! schlag' mehr, schlag' mehr!

Das Blut steigt bis zum Knie hinan,
Ein roter Sumpf bedeckt den Plan.

Schlag' drauf, schlag' immer stärker drauf!
Und spar' das Ruhn für morgen auf.

So halt' dich gut, du Seepferd du!
Schlag' ihn auf's Haubt! schlag' zu, schlag' zu!

III.

Als ich in meinem kalten Grabe schlief,
Hört' ich wie durch die Nacht der Adler rief.

Er rief die jungen Adler in das Feld,
Und alle Vögel unter'm Himmelszelt.

Und als er sie gerufen, sprach der Aar:
„Erhebt euch schnell auf euer Schwingenpaar.

Nicht Fleisch von Hund und Lämmern, faul und tot,
Nein! Christenleiber thun uns heute not!"

Sag' an, du alter Rabe von dem Meer!
Was trägst du da in deinen Krallen her?

„Das Haubt des fremden Herzogs trag' ich hier,
Nach seinen roten Augen lüstet mir.

Ihm reiß' ich beide Augen aus dem Haubt,
Der dir die Augen und das Licht geraubt."

Und du, o Fuchs! gib Antwort und sag' an,
Was trägst du her? Von Blute trieft dein Zahn.

„Es ist sein Herz, das ich vom Schlachtfeld trug,
Das wie das meine war voll Trug und Lug;

Das deinen Tod begehrte, dich in Gram
Vergehen ließ und dir das Leben nahm."

Und du, o Kröte! sag' und thu' mir kund,
Warum doch lauerst du an seinem Mund?

„Am Winkel seines Mundes harr' ich still,
Am Weg der Seele, bis sie fliehen will.

Sie bleibt in mich gebannt endlose Zeit,
Bis daß sie abgebüßt das schwere Leid,

Das Leid, das sie dem Barden angethan,
Der nicht mehr weilt in seiner Heimat Clan."

Lez-Breiz: Epiſche Geſänge.

Die Abreiſe.

I.

Das Kind Lez=Breiz, als es noch war zu Haus,
Erſchrack es eines Tages überaus.

Es kam ein Ritter aus dem grünen Wald,
Der war von Kopf zu Fuß in Stahl geſchnallt.

Lez=Breiz, das Kind, als es den Ritter ſah,
Glaubt' es der heil'ge Michael ſei da,

Und warf ſich mit den Knieen auf den Grund
Und ſchlug ſich Kreuze über Stirn und Mund.

„O heiliger Sankt Mikel, der ihr ſeid,
In Gottes Namen thut mir nichts zu Leid!"

„Mein Kind, ich bin kein Heil'ger, ſchau' mich an —
Doch läugn' ich nicht, ein Ritter wohlgethan."

„Von Rittern hört' ich niemals ſprechen hier,
Noch wen'ger ſah ich einen, ſo wie ihr.

Doch gebt mir Antwort, eh' ihr geht, ich bitt',
Was iſt denn das, was macht ihr denn damit?"

„Das ist ein Waffen, gut zu Stoß und Schlag,
Damit verwund' ich wen ich will und mag."

„Da gibt wohl meine Keule bessern Schutz,
Der bot noch keiner ungestraften Trutz.

Und was ist das für eine Platte, sagt,
Die kupferne, die ihr am Arme tragt?"

„Das ist nicht eine Kupferplatte, Kind:
Ein Schild von Blankem, wie die Schilde sind."

„Herr Ritter! spottet nicht, wenn's euch gefällt,
Das Blanke das ich sah, war kleines Geld.

Das hatte Platz wohl in den Händen mein,
Doch dies ist breit als wie ein Ofenstein.

Und was für sondre Kleider habt ihr doch,
Die sind wie Eisen schwer und schwerer noch."

„Auch ist ein ehrner Harnisch, was ich trag',
Um mich zu schirmen gegen Schwertesschlag."

„Wenn Reh und Hindin so gewappnet wär',
Ich glaube, sie zu töten, wäre schwer.

Doch sagt, kamt ihr zur Welt mit dieser Haut?"
Der alte Ritter lachte überlaut.

„Wer Teufels gab euch denn ein solches Kleid,
Wenn ihr damit nicht schon geboren seid?"

„Der mir es gab, der hat dazu das Recht."
„Wer ist es denn?" „Graf Kemper von Geschlecht."

II.

Da lief das Kind nach Hause athemlos
Und sprang der Mutter plappernd auf den Schoos:

„Und weißt du nicht, mein liebes Mütterlein?
Nie sah ich was wie heut, so schön und fein.

Ich sah wohl einen Mann der schöner war
Als Michael, der Engel am Altar."

„Es ist kein Mensch der schöner wär', mein Kind,
Der schöner wär' als Gottes Engel sind."

„Und schönre gibt es dennoch, mit Verlaub,
Frau Mutter, Ritter heißen sie, ich glaub'.

Ich sag' dir daß ich fort mit ihnen zieh',
Ich will ein Ritter werden, so wie sie."

Die Dame traf dies Wort als wie ein Streich,
Sie fiel zu Boden dreimal, todesbleich.

Doch Lez-Breiz, ohne nur den Kopf zu drehn,
Lief eilig weg um in den Stall zu gehn.

Da fand er eine Mähre schnöd gestalt't,
Der sprang er auf den Rücken alsobald.

Und ritt dem schönen Ritter nach in Eil',
Ade zu sagen, hatt' er keine Weil';

Dem Ritter nach in's weite Land hinaus,
Und so verließ er seiner Mutter Haus.

Die Rückkehr.

Der Herr Lez-Breiz erstaunte überaus,
Als er zurück kam in der Mutter Haus.

Als er nach Hause kam im zehnten Jahr,
Gepriesen von der ganzen Ritterschaar.

Der Herr Lez-Breiz, erschrocken war er fast,
Als er des Hauses Hof betrat in Hast;

Als auf der Schwelle das Gestrüpp er sah,
Brombeer und Nessel, welche wuchsen da;

Als halbverfallnes Mauerwerk sich reckt'
Aus dichtem Efeu, der es halb versteckt.

Lez-Breiz, der Ritter, als er wollt' in's Haus,
Da trat ein altes, blindes Weib heraus.

„Sagt, alte Mutter, kann ich euer Gast
Für diese Nacht sein und hier halten Rast?"

„Ihr sollt mit Freuden aufgenommen sein,
Doch was wir bieten, Herr, ist arm und klein.

Das Haus geht so zu Grunde und verfällt,
Seitdem das Kind hinauslief in die Welt."

Kaum daß nach dieſem Wort die Alte ſchwieg,
Als eine junge Maid herniederſtieg.

Die ſah verſtohlen nach dem Rittersmann,
Dann hub ſie bitterlich zu weinen an.

„O ſagt, ich bitt' euch, ſagt mir, junge Maid,
Was weint ihr ſo, was drückt euch für ein Leid?"

„Herr Ritter! was ich weine, ſag' ich gern:
Ich hatte einen Bruder, der iſt fern.

Zehn Jahre ſind's, daß er mich ließ allein,
Er ritt davon und wollte Ritter ſein.

So oft ich einen ſolchen Ritter ſeh',
So oft auch wein' ich, Herr, in ſtillem Weh:

So oft auch wein' ich, Arme, die ich bin,
Um meinen Bruder, den ich trag' im Sinn."

„Habt ihr nicht einen andern Bruder, Kind,
Nicht eine Mutter, die noch bei euch ſind?"

„Auf Erden hab' ich keinen Bruder, nein!
Vielleicht im Himmel, das kann eher ſein.

Dort iſt nun auch mein armes Mütterlein,
Ich und die Amme ſind im Haus allein.

Ich weiß es, als mein Bruder nicht mehr kam
Und Ritter ward, verzehrte ſie der Gram.

Hier ſteht ihr Bett noch, niemand ſchläft darin,
Und dort ſteht noch ihr Lehnſtuhl beim Kamin.

Und dann ihr Kreuz, das trag' ich auf der Bruſt,
In dieſer Welt noch meine einz'ge Luſt."

Herr Lez-Breiz ſtöhnte dumpf, doch laut genug
Daß ihn die junge Maid erſchrocken frug:

„Verlort ihr eine Mutter, Herr, wie ich,
Daß ihr mit lautem Weinen hört auf mich?"

„Ja ich verlor ſie, du haſt recht gedacht
Doch bin ich ſelber, der ſie umgebracht."

„Um Gott, Herr Ritter! wenn ihr das gethan,
Wer ſeid ihr, und wie nennt ihr euch? ſagt an!"

„Morvan, Sohn des Koran, ſo heiße ich,
Und Lez-Breiz auch; o Schweſter! kennſt du mich?"

Da ward der Maid Beſtürzung alſo groß
Daß ſprachlos ſie verblieb und regungslos.

Bis er umſchlang mit beiden Armen feſt
Den Hals der Maid und Mund auf Lippen preßt';

Daß ſie mit Macht ihn in die Arme ſchloß,
Und ihn mit hellen Thränen übergoß.

„Gott nahm dich, Gott hat dich zurückgebracht,
Gott ſei geprieſen, er hat mein gedacht."

Der Ritter des Königs.

I.

Lez-Breiz, der Ritter, fordert zum Gefecht
Den Ritter Lorgnez nach Gebrauch und Recht.

Gott führe dir, Bretonenheld, die Hand
Und schenke gute Kunde deinem Land!

Zu seinem Knappen sprach der Ritter wert:
„Wach' auf, o Knapp! und fege mir mein Schwert,

Und Helm und Schild und meine Lanze gut,
Ich muß sie röten heut in Frankenblut.

Sie sollen heut noch tanzen in der Schlacht
Mit Gottes Hülf' und meiner Arme Macht."

„O sagt mir an, mein lieber Herr, ich bitt',
Nehmt ihr mich diesmal nicht zum Kampfe mit?"

„Was sagte wohl die arme Mutter dein,
Wenn ich nach Hause käm', und käm' allein?

Und wenn dein Blut flöß' auf die grüne Haid',
Wer möcht' ihr Trost verleihn in ihrem Leid?"

„Um Gotteswillen, Herr! habt ihr mich gern,
Laßt ihr mich nicht vom Schlachtgetümmel fern.

Die Franken, Herr, die machen mir nicht bang:
Mein Herz iſt hart, mein Stahl iſt ſcharf und lang.

Und was man auch dagegen ſagen mag,
Wohin ihr geht, Herr, folg' ich Nacht und Tag;

Wohin ihr geht, da folg' ich Schritt für Schritt,
Und überall wo ihr kämpft, kämpf' ich mit."

II.

Lez-Breiz, der Ritter, zog wohl in den Streit,
Sein Knappe war ſein einziges Geleit.

Und als er kam nach Sankt Anna d'Armor,
Da trat er in das Gotteshaus zuvor.

„O heil'ge Anna, ſei gebenedeit!
Du haſt mich jung geſegnet und geweiht.

Ich hatte nicht vollendet zwanzig Jahr',
Als ich bereits in zwanzig Schlachten war,

Die wir gewannen ſiegreich ſtets im Streit,
Durch deine Hülfe, ſei gebenedeit!

Wenn ich auch diesmal meinen Heimweg find',
Bring' ich dir, Heilige, ein Angebind'.

Ich bring' dir einen Wachsſtock, wie ein Band,
Der dreimal deiner Mauern Fuß umſpannt;

Ein Altarbanner auch von lichtem Schein
Mit einem Halter, glatt von Elfenbein;

Und sieben Silberglocken voller Pracht,
Die überm Haubt dir singen Tag und Nacht;

Und dreimal schöpf' ich Wasser auf den Knie'n,
Den Weihekessel, dreimal füll' ich ihn."

„Geh' Ritter, geh' Lez-Breiz, geh' in den Streit!
Ich geh' mit dir und bin an deiner Seit'."

III.

„Hört ihr's? das ist Lez-Breiz, der stürmt einher,
Gefolgt gewiß von einem ganzen Heer.

Ei schau! auf einem Esel weiß und klein
Sitzt er, sein Zügel ist ein Strick von Lein.

Ein kleiner Knappe folget ihm allein,
Doch soll dies ein gewalt'ger Kämpe sein."

Sobald der junge Knapp' die Schaar ersah,
Da ritt er seinem Herrn vielmöglich nah.

„Seht ihr dort Lorgnez kommen? und ein Heer
Von Kriegern zieht voraus, gewappnet schwer.

Und hinter ihm kommt eine Kriegerschaar,
Zehn sind's und zehn, und wieder zehn sogar.

Sie kommen zum Kastanienwald heraus,
O armer Herr! das wird ein harter Strauß."

„Du wirst dann leichter finden ihre Zahl,
Wenn sie gekostet haben meinen Stahl.

Komm' Knappe, zieh! dein Schwert ſchlag' an mein Schwert,
Und los auf ſie, und zittern ſoll die Erd'!"

IV.

„He! guten Tag dem Herrn Lez-Breiz ich ſag'."
„He! dem Herrn Lorgnez ſag' ich guten Tag."

„Sag', kommſt du denn ſo ganz allein zur Schlacht?"
„Ob ich allein bin, nimmſt du bald in Acht.

Ich komme nicht allein in dieſen Streit
Die heil'ge Anna geht an meiner Seit."

„Ich bin durch meines Königs Willen hier;
Dein Leben will er, und das nehm' ich dir."

„So geh' nur heim und ſag' dem Herrn die Mär:
Sag' daß ich mich den Teufel um ihn ſcheer'.

Ich höhne ihn, und höhne dich, Vaſall!
Und höhn' dein Schwert, und höhn' die Deinen all.

Kehr' zu den Weibern nach Paris zurück,
Daß man dich dort mit goldnen Kleidern ſchmück';

Sonſt mach' ich dir dein warmes Blut ſo kalt,
So kalt wie Eiſen und wie Stein alsbald."

„O ſagt mir, Lez-Breiz, werther Herr und Held,
In welchem Buſch ſaht ihr das Licht der Welt?

Der letzte Knappe wäre gut genung,
Schlüg' euch den Helm vom Kopf mit einem Schwung."

Lez-Breiz ſchien es nach dieſen Worten Zeit;
Er zog ſein langes Schwert zu blut'gem Streit.

„Haſt du den Vater nicht gekannt, den Sohn,
Den ſollſt du kennen lernen dir zum Lohn."

V.

Vor ſeiner Thüre ſtand der Eremit
Und ſprach zum Knappen der vorüberritt:

„Ihr jagt in großer Eile durch den Tann
In einer Rüſtung drauf das Blut gerann.

Kommt nur, mein Kind, in meine Siedelei,
Und ruht euch aus und waſchet euch dabei."

„Zu ruhn und waſchen hab' ich keine Weil',
Ein Brunnen thut mir not, und das in Eil';

Für meinen Herrn Lez-Breiz ein kühler Trank,
Der müd gekämpft, erſchöpft zu Boden ſank.

Dreizehn erſchlug er dort im nahen Holz,
Vor allen Lorgnez, einen Ritter ſtolz.

Ich hab' wohl eine gleiche Zahl gefällt,
Da machten ſich die andern aus dem Feld."

VI.

Ha! kein Bretonenherz in ſeiner Bruſt
Hätt' der gehabt dem's da nicht ſprang vor Luſt,

Als er gerötet sah das grüne Kraut,
Von dem verfluchten Frankenblut bethaut.

Der Herr Lez-Breiz saß bei den Toten da,
Und stärkte sich am Bilde das er sah.

Gewiß! kein Christenherz in seiner Brust
Hätt' der gehabt der da nicht weinen mußt',

Als er geschaut zu Sankt Anna d' Armor
Lez-Breiz, wie er mit Thränen netzt den Chor;

Lez-Breiz der kniet und weint, emporgewandt
Zum wahren Schutzgeist vom Bretonenland.

„Du bist es die gewonnen diese Schlacht,
O Heilige! es sei dir Dank gebracht!"

VII.

Zum ew'gen Angedenken an die Schlacht
Ward von dem Sänger dieses Lied gemacht.

Aus der Bretonen Mund von Meer zu Meer
Soll's klingen fort und fort, Lez-Breiz zur Ehr'.

Lang' sei's gesungen rings mit lautem Schall,
Um zu erfreun des Landes Männer all'.

Der Mohr des Königs.

I.

Der Frankenkönig sprach an einem Tag
Zu seinen Rittern an dem Hofgelag:

„Der Dienst wär' mir vor allen andern lieb,
So Einer mir Lez-Breiz zu Paaren trieb.

Mich zu bekriegen, das ist all sein Thun;
Mir Volk zu töten, will er nimmer ruhn."

Als dieses Wort vernahm des Königs Mohr,
So stand er auf und trat zum König vor:

„Daß ich euch stets, o Herr, gedient mit Fleiß,
Ich hab' euch oft geleistet den Beweis.

Doch weil ihr wollt ein Zeichen meiner Treu',
So soll Lez-Breiz besiegeln sie auf's neu'.

Wenn ich sein Haubt nicht bring', und morgen zwar,
So bring' ich willig euch das meine dar."

II.

Des andern Tages früh um's Morgenrot
Kam zu Lez-Breiz sein Knapp in Angst und Not:

„Der Mohr des Königs fordert euch zum Streit."
„Wenn er mich fordert, mach' ich mich bereit."

„O lieber Herr! so wißt ihr dieses nicht,
Daß er mit Zauberei des Teufels ficht."

„Und ficht er mit des Teufels Zauberei,
Steht unsern Waffen Gott, der Herre, bei.

Geh' sattle mir mein falbes Pferd in Eil',
Ich rüste mich und gürte mich derweil."

„Herr, mit Vergunst! wenn euch mein Rath was wert,
So kämpft ihr nicht auf eurem falben Pferd.

Im Stall des Königs stehn der Pferde drei,
Und unter diesen steht die Wahl euch frei.

Wenn ihr wollt hören auf des Knappen Mund,
So thu' ich wohl euch ein Geheimniß kund.

Ein alter Pfaff' war's, der mir dies gemeld't,
Ein Gottesmann, wenn einer auf der Welt.

Ihr laßt den Braunen und den Schimmel stehn,
Der Rappe kann mit euch zum Kampfe gehn.

Der Rappe stehet in der beiden Mitt',
Der Mohr ist's der ihn bändigte und ritt.

Wenn ihr mir glaubet, so besteigt ihr den
Um mit dem Mohren im Gefecht zu stehn.

Sobald er in die Halle tritt, der Mohr,
Wirft er den Mantel auf den Grund zuvor.

Doch ihr, ihr hütet euch zu thun wie er,
Hängt euern Mantel an die Wand vielmehr.

Legt ihr das eure unter sein Gewand,
Verdoppelt sich die Stärke seiner Hand.

Und naht der schwarze Riese wie der Blitz,
Macht ihr ein Kreuz mit eurer Lanzenspitz';

Dann, wenn er auf euch losstürmt voller Wut,
Empfangt ihr ihn mit eurem Eisen gut.

Durch die Dreieinigkeit und eure Kraft
Zersplittert nicht in eurer Hand der Schaft."

III.

In seiner Hand zerknickte nicht der Schaft
Durch die Dreieinigkeit und seine Kraft.

Die Lanz in seiner Hand wich um kein Haar,
Als sie da sprengten auf einander dar;

Als sie da kamen durch die Hall' gefegt,
Stirn gegen Stirn, die Lanzen eingelegt.

Die Pferde selber wiehrten, blind vor Wut
Und bissen sich, daß niederquoll das Blut.

Der Frankenkönig thronte in der Hall'
Und schaute zu mit seinen Edeln all.

Er sprach: „Du schwarzer Meerrab' halt' dich gut!
Und rupf' mir diese Amsel bis auf's Blut."

Doch als der Riese stürmte auf ihn dar
Wie sich der Sturmwind stürzt auf den Korsar,

So wankte nicht in seiner Hand die Lanz';
Des schwarzen Riesen Stange blieb nicht ganz.

Des Mohren Speer zersplittert' und zerkracht',
Er selber flog von seinem Roß mit Macht.

Sie stürmten auf einander nun zu Fuß,
Und einer bot dem andern schlimmen Gruß.

Sie hieben auf einander also keck
Daß rings die Mauern zitterten vor Schreck;

Und daß ihr Waffen rote Flammen sprüht',
Dem Eisen gleich das auf dem Ambos glüht.

Bis endlich der Bretone fand die Fug',
Da er sein Schwert hineinstieß tief genug.

Stracks auf den Boden fiel des Königs Mohr,
Sein Schädel prallte noch einmal empor.

Da trat ihm auf den Bauch der Ritter wert
Und zog heraus sein eingebohrtes Schwert.

Dann nahm Lez-Breiz den Riesen bei dem Schopf
Und schlug ihm ab den großen schwarzen Kopf.

Den hing er auf an seinem Sattelknopf
Am grauen Bart, geflochten wie ein Zopf.

Als er sein Schwert sah, das von Blute troff,
Da warf er es weit von sich in den Hof —:

„Ich tragen solch ein Schwert an meiner Seit',
Vom Blut des Mohren schmutzig und entweiht?"

Dann saß er auf und setzt die Sporen ein
Und ritt nach Haus, der Knappe hintendrein.

Dort nagelt er an seine Thüre fest
Des Mohren Kopf, den Seinigen zum Fest.

Die weißen Zähne und die schwarze Haut,
Welch scheußlich Schauspiel, daß den Leuten graut',

Wenn sie vorübergingen und den Mund,
Den offnen, sahn, der gähnt als wie ein Schlund.

Die Krieger staunten laut und sagten dann:
„Lez-Breiz, der Ritter, schaut, das ist ein Mann!"

Lez-Breiz jedoch, der kühne Ritter, froh
In seinem Sinn, sprach zu sich selber so:

„In zwanzig Schlachten hab' ich schon gekriegt,
Und zwanzigtausend Mann hab' ich besiegt;

Doch solche Mühe hatt' ich nie zuvor,
Als heute mir gemacht des Königs Mohr.

O theure Mutter Ann'! ich danke dir,
Daß du so große Wunder thust an mir.

Ich will dir auf dem Berg ein Bethaus baun
Vom Leger und vom Indi aus zu schaun."

Der König.

An diesem Tage zog Lez-Breiz, der Held,
Dem König selbst entgegen in das Feld.

Dem König selber droht er mit dem Schwert,
Fünftausend Tapfre folgen ihm zu Pferd.

Er wollte gehn, da — horch! ein Donnerschlag!
So furchtbar als man einen hören mag.

Sein sanfter Knappe hatte Acht darauf,
Und nahm den Schlag als schlimmes Zeichen auf.

„In Gottes Namen, Herre, bleibt zu Haus,
Vom Himmel gehen Unglückszeichen aus."

„Zu Hause bleiben, Knapp', was fällt dir ein?
Ich gab Befehl, es muß geritten sein!

Und vorwärts gehen will ich bis an's End',
So lang' in meiner Brust das Leben brennt.

Bis ich des Wälderkönigs Herze kalt
Zwischen der Erd' und meinem Absatz halt'."

Die Schwester von Lez-Breiz sah dieses kaum,
So sprang sie seinem Pferde an den Zaum —:

„O lieber Bruder mein, hast du mich gern,
So bleibst du heute von dem Kampfe fern.

Das hieße nur in dein Verderben gehn,
Und ach! was soll hernach mit uns geschehn?

Ich seh' ein weißes Meerpferd am Gestad'
Und eine Riesenschlange die's umfaht.

Sie schlingt zwei Ring' um seine Hinterbein',
Drei Ringe schlägt sie um die Hüften sein.

Sie hebt sich längs den Mähnen und umstrickt's
Mit noch zwei Ringen, brennt es und erstickt's.

Und aufrecht steigt das Pferd und wirft den Kopf
Zur Seit' und beißt das Unthier in den Kropf.

Das Unthier gähnt; den Stachel rot wie Blut,
Bewegt's und rollt sich auf und pfeift vor Wut.

Die Jungen hören's, und sie nahen sich;
Flieh! ungleich ist der Kampf, flieh, rette dich!"

„Ob mich der Frank' mit Tausenden bedroht,
Ich kämpfe doch, und fliehe nicht den Tod."

Er hatte nicht geendet dieses Wort,
War er schon weit, schon weit von Hause fort.

Der Eremit.

I.

Der Siedler ſchlief im Wald von Hellean,
Da klopft's an ſeiner Thüre dreimal an.

„Macht auf die Thüre, guter Eremit!
Ich ſuche Zuflucht in des Waldes Mitt'.

Vom Meere bläſt ein eiſig kalter Wind,
Es iſt nicht gut für die die draußen ſind."

„Wer klopft an meiner Thüre ſo mit Macht?
Und fordert Einlaß noch um Mitternacht?"

„Gut hat mich die Bretagne einſt gekannt,
Am Tag der Not ward ich Lez-Breiz genannt."

„Ich öffn' euch meine Thüre nicht, ihr ſtört
Das Land durch Aufruhr, das hab' ich gehört."

„Und iſt es Aufruhr, iſt es kein Verrath,
Ich rufe Gott zum Zeugen meiner That.

Verräther iſt nur einer: der Vaſall —
Fluch ihm, dem König und den Franken all!

Sie geifern mit der Zung', wie Hunde, heiß;
Ihr Schweiß macht Loch, wie der Verdammten Schweiß."

„Zu fluchen hüte dich, o Menschenkind!
Das lass', ob's Freunde oder Feinde sind.

Vor allem bleib' dein Fluch vom König fern,
Denn dieser ist gesalbt von Gott dem Herrn."

„Der ist von Gott geweiht nicht und geehrt,
Der der Bretonen Vaterland verheert!

Er ist nicht der Gesalbte Gottes, nein!
Dem Teufel sein Gesalbter, das kann sein.

Doch alles Gut was man vom Teufel nimmt,
Ist zum Beschlagen Beelzebub's bestimmt;

Ist zum Beschlagen Beelzebub's verfällt,
Dem nie ein Eisen an dem Hufe hält.

Mach', alter Siedler, auf die Pforte dein,
Daß ich, um auszuruhn, hab' einen Stein."

„Ich kann euch nicht eröffnen meine Thür',
Die Franken suchten Fehde mir dafür."

„Mach' auf die Thüre, alter Eremit!
Sonst werf' ich sie in's Haus mit einem Tritt."

Da sprang der Siedler aus dem Bett herfür,
Nahm einen Kienspan und macht' auf die Thür'.

Doch auf der Schwelle ist er alsobald,
Von Schrecken bleich, entsetzt zurückgeprallt,

Als er den Geist sah der da, graus genug,
Den eignen Kopf in beiden Händen trug;

Die Augen voll von Feuer und von Blut,
Die in den Höhlen wirbelten mit Wut.

„Erschrick nicht, alter Christ, und schweige still;
Denn Gott, der Herr, ist's der es also will.

Der Höchste hat den Franken es erlaubt,
Für eine Zeit mir abzuhaun das Haubt.

Euch selbst jedoch erlaubt er daß ihr jetzt
Auf meinen Rumpf mein Haubt mir wieder setzt,

Dieweil ich immer hülfreich in Gefahr
Und immer gütig für die Meinen war."

„Wenn Gott, der Herre, meiner Kraft erlaubt
Euch wieder aufzusetzen euer Haubt,

Dieweil ihr immer hülfreich in der Not
Und gut gewesen, nach des Herrn Gebot —

Sei euer Haubt euch wieder aufgethan
Durch Gott, den Vater, Sohn und Geist fortan!"

Als das Gespenst ein Mensch nun wieder war,
Da sprach der Eremit, und solches zwar:

„Macht euch bereit, ihr werdet Buße nun
An meiner Seite, strenge Buße thun.

Ihr traget sieben Jahr' ein Kleid von Blei,
Das an den Hals euch angeschlossen sei.

Und täglich nüchtern um die Mittagszeit
Holt ihr Quellwasser auf dem Berge weit."

„Nach eurem heil'gen Willen sei's gethan,
So wie ihr sagt, so sag' auch ich fortan."

Und als verflossen war das siebte Jahr,
Von seinem Kleid war wund sein Fersenpaar.

Es fiel sein Bart, der grau geworden war,
Bis auf den Gurt, und grau war auch sein Haar.

Dem Eichstamm glich er wohl zu dieser Frist,
Der sieben Jahr' lang abgestorben ist.

Wer ihn gesehen hätt' von seinem Land,
Es hätte ihn kein Einziger erkannt.

Nur eine Dame, die erkannt ihn bald,
Sie ging in weißem Kleide durch den Wald.

Sie sah ihn an und weinte still dazu:
„Lez-Breiz, mein theurer Sohn, so bist es du?

Komm' nur, mein theures Kind, komm' nur herbei,
Daß ich dich schnell von deiner Last befrei',

Bis ich mit goldner Scheer die Kette schor —
Bin deine Mutter, Anna von Armor."

II.

Ein Monat war es mehr als sieben Jahr'
Daß ihn sein Knappe suchte immerdar.

Sein Knappe sprach sich selber also an,
Als er im Walde zog von Hellean:

„Und bracht' ich auch alsbald den Mörder um,
Verlor ich meinen Herrn nicht wen'ger drum."

Da hört' er wie ein traurig Wiehern schallt
Von einem Pferde durch den fernen Wald.

Und seines streckt die Nase in den Wind
Und wiehrt ihm zu und sprengt davon geschwind.

Gekommen an das Ende von dem Wald,
Den Rappen von Lez-Breiz erkannt er bald.

Der stand, den Kopf geneiget, bei dem Quell,
Doch fraß er weder, noch er trank zur Stell'.

Den Rasen nur beroch er manche Stund'
Und scharrte mit den Füßen in den Grund.

Dann hub er wieder seinen Kopf empor
Und wieherte so traurig wie zuvor.

Und wieherte so klagend, daß man meint,
Er habe bei dem Wiehern selbst geweint.

„Sagt, würd'ger Häubtling, der ihr kommt zum Quell,
Wer schläft wohl unterm Rasen hier zur Stell'?"

„Das ist Lez-Breiz, der schläft an diesem Ort,
Es währt sein Ruhm mit der Bretagne fort.

Mit Schlachtgeschrei wird er erwachen bald
Und wird die Franken jagen durch den Wald."

Anmerkungen

zu den bretonischen Volksliedern.

Die Uebersetzung welche der Verfasser unter dem Titel „Bretonische Volkslieder," in Gemeinschaft mit Moritz Hartmann, nach den Aufzeichnungen De la Villemarqué's veröffentlicht hat — (Köln 1859, Du Mont-Schauberg) — enthält etwa die doppelte Zahl der hier mitgetheilten Gedichte, sowie ausführliche Noten und Nachrichten. Von den beiden Uebersetzern bearbeitete jeder ungefähr ein Drittel der Sammlung selbständig; das letzte Drittheil wurde in gemeinsamer Nachdichtung hergestellt. Während von den Liedern meiner Uebertragung mehrere in der vorstehenden Zusammenstellung weggeblieben sind, ist im Interesse einer ästhetischen Auswahl und einer gewissen Vollständigkeit, ein Theil der gemeinschaftlich bearbeiteten darin aufgenommen.

Lied des Junifestes. Wie in andern katholischen Ländern, spielen auch in der Bretagne die Feste mit mehr oder weniger religiöser Färbung eine Hauptrolle im Volksleben. Die meisten stammen aus alten Zeiten und sind nichts als altheidnische druidische Gebräuche, die von den christlichen Priestern mit Geschicklichkeit metamorfosirt wurden. Eines der wichtigsten Feste ist das Junifest — ursprünglich eine Art eleusinischer Mysterien — das einen erotischen Charakter hat, und von der Jugend in der Nähe eines Dolmen durch Tanz gefeiert wird.

Das Lied von der neuen Tenne. Das Fest der neuen Tenne ist das eigentliche Agrikultur-Fest. Wenn eine neue Tenne gemacht werden soll, bringen die Nachbarn auf ihren Fuhrwerken Erde und Wasser herbei, und nachdem die Tenne gehörig gestampft, geebnet und getrocknet ist, wird dieselbe durch ein Fest mit Reigen und Spielen eingeweiht.

Die Mairosen. Die Bitte von klein Jeffik an Maria, ihren Tod zu beschleunigen, bezieht sich auf den bretonischen Gebrauch, die Leiche eines jungen Mädchens, das im Monat Mai stirbt, mit Rosen zu bedecken und sein Grab alljährlich bei Wiederkehr des Frühlings mit neuen Blumen zu schmücken, was als ein Vorzeichen ewigen Glücks betrachtet wird.

Der silberne Brautkranz. „Silberklar" ist das Kränzlein welches Gretchen zu tragen wünscht, weil silberne Spiegelchen im Haar einen Theil des bretonischen Brautschmucks ausmachen.

Merlin. Die mythische Gestalt Merlin's ist auch in Deutschland populär geworden. Zwei Barden haben diesen Namen getragen. Der erste lebte im fünften Jahrhundert, unter der Regierung Emreis-Aurel's, und galt für den ersten Zauberer und Wunderthäter seiner Zeit. Der zweite sagt uns selbst, daß er das Unglück hatte in der Schlacht von Arderiz seinen eigenen Schwestersohn unfreiwillig zu töten, daß er darüber von Sinnen kam und sich aus der Welt in den Wald von Kelidon zurückzog — gegen 577. Das ist der unter dem Namen des Wilden bekannte Merlin. Er war ein großer Liebhaber von Aepfeln und hat den Apfelbaum in seinen Liedern besungen. So läßt er sich denn auch in der Ballade durch Aepfel ködern. Ueberlieferung und Volksfantasie haben die Gestalten der beiden Merlin in eine zusammengeschmolzen. Das obige Gedicht

hat es vorzugsweise mit dem „Wilden" zu thun; aber wenn hier Merlin keine Wunder verrichtet, sondern nur als Barde auftritt und singt, so bedarf es doch der Wunder um ihn hiezu zu nötigen und in die Gesellschaft der Menschen zurückzubringen. Trotz aller Wunder verschwindet er jedoch wieder, und niemand weiß, wohin er gekommen. Die Geschichte kennt einen König Budik welcher aus Wales mit Völkern einwanderte, eine Tochter mit Namen Alienor, oder Linor, hatte und sie mit einem Häubtling verheirathete, dem er das Land von Leon gab.

Der Baron von Jauioz kam mit dem Herzog von Berry, seinem Lehnsherrn, unter Karl V. — 1378 — in die Bretagne um unter Anführung Bertrand du Guesclin's gegen die Engländer zu kämpfen. Dort kaufte er die arme Tina ihrem Bruder ab und führte sie mit sich nach Languedoc, in die Fremde, die ihr wie das Land der Toten erscheint. Dieses Gedicht ist eigentlich eine Feier bretonischen Heimwehs; denn das Verlassen der Heimat ist es haubtsächlich was die vom bösen Bruder geopferte Tina kränkt und tötet.

Azenor die Bleiche. In den bretonischen Liedern, namentlich wenn von Liebe die Rede ist, spielt der Schüler — „Kloarek," französisch clerc (clericus) — eine Haubtrolle. Es ist darunter im allgemeinen ein Mensch verstanden der sich mit dem Studium einer Wissenschaft befaßt, oder lesen und schreiben kann, was im Mittelalter schon für Gelehrsamkeit galt. Kloarek ist bald ein Schüler der dem geistlichen Stande bestimmt ist, bald ein ordinirter Geistlicher, oder auch ein weltlicher Schreiber. Am häufigsten ist er der Nebenbuhler eines Kriegsmanns oder eines Adeligen, und repräsentirt die Bildung gegenüber der Kraft. Gewöhnlich von der Heldin des Gedichts vorgezogen, unterliegt er der Roheit des Nebenbuhlers oder den Verhältnissen

einer Zeit die, trotz alles Minnesangs, die Liebe der Frauen gegen adliges Faustrecht nicht zu schützen weiß.

Der Milchbruder. Die Milchbrüder kommen häufig in den bretonischen Balladen vor; und bei den Kelten Irlands ist noch heute die Milchbruderschaft das innigste Band das zwei Menschen vereinigen kann. Das vorstehende Gedicht erinnert sehr an Bürgers „Lenore;" nur ist der Ausgang versöhnender und poetischer, indem die beiden Liebenden direkt in das Elysium des bretonischen Volksglaubens reiten. Um auf die „Insel der Seligen" gelangen zu können muß der Leiche die ehrende Totenfeier zu Theil geworden sein; die „Totenwache" wird daher, dem alten Gebrauche gemäß, noch immer feierlich begangen.

Der Thurm von Armor. Die Form dieses Gedichts, mit dem zwischen den beiden ersten Versen eingeschalteten reimlosen Fuße, deutet auf ein hohes Alterthum; sie kommt bei spätern Gedichten nicht mehr vor, wohl aber bei den walesser Barden des sechsten und früherer Jahrhunderte. Auch hält man Azenor für die Tochter König Andren's, der im fünften Jahrhundert lebte. Azenor bedeutet Wieder-Ehre d. h. wiedergefundene Ehre. „Den Mond vor dem Wolfe hüten" heißt so viel als vor die Thür gesetzt sein, die Nacht unter freiem Himmel zubringen, im eigenen Hause nichts gelten.

Der Pfaffe von Rohan. Die Geschichte erwähnt der Heirath Johanna's von Rohan, Tochter Alain's des Sechsten, Vicomte's von Rohan, mit Mathieu von Bauvau, Sohn Réné's, Connetable's von Neapel im Jahr 1236. Das Volkslied übersetzt Mathieu von Bauvau ins Bretonische, Mahe von Tronjoli. Von der traurigen Katastrofe erzählt die Geschichte nichts; aber die Daten welche sie gibt — Kreuzzug in's Morgenland nach dreijähriger Ehe, Rückkehr nach einem Jahre, 1241 — stimmen mit den

Angaben des Volkslieds vollkommen überein. Auch wird in demselben Jahre Mathieu von Bauvau vor den Bischof von Nantes gerufen um eine Missethat zu sühnen, also höchst wahrscheinlich die vom Volkslied erzählte.

Die Gattin des Kreuzfahrers. Zwei Meilen von der kleinen Stadt Kemperle liegt das große Dorf Fauet, dessen frühere Herren gleichen Namens einen bedeutenden Platz in der Geschichte der Bretagne einnehmen. Ein Haubt dieser Familie zog 1096 in's heilige Land. Der eigene Schwager des Kreuzfahrers spielt hier den Golo dieser Genovefa-Sage, und läßt die ihm anvertraute Gattin des Kreuzfahrers, als er sie nicht verführen kann, die Schafe hüten.

Der Hochzeitgürtel. Die historische Basis dieses Gedichts ist der Heereszug den der Marschall der Bretagne, Johann von Riek, oder Rieux wie ihn die Franzosen nennen, 1405 anführte um seinen Stammgenossen in Wales zu Hülfe zu kommen, die sich, unter Anführung Owen Glendowr's, gegen den König von England, Heinrich IV., erhoben hatten um ihre nationale Selbständigkeit wieder herzustellen. — Den bretonischen Hochzeitgebräuchen gemäß, werden die Neuvermählten um Mitternacht zu Bett gelegt, worauf ihnen eine Milchsuppe gebracht wird, während die jungen Burschen und Mädchen, mit Begleitung der Instrumente, das Milchsuppenlied anstimmen. Den Tag nach der Hochzeit beginnt das Fest der Armen; sie erscheinen zu Hunderten in Hof und Tenne, und essen die Reste des Festmahls. Die junge Frau bedient die Weiber und der junge Mann die Männer. Dieser eröffnet sodann den Reigen mit einer Bettlerin, während die Frau einen Bettler zum Tanze ladet. Nach dem Feste nehmen die Armen Abschied, indem sie den Eheleuten alles mögliche Glück wünschen.

Bran. Diese Ballade stammt aus dem zehnten Jahrhundert und verdankt ihren Ursprung einem bedeutenden Kampfe welcher bei Kerloan, einem Dorfe der nördlichen Küste, den Normannen geliefert worden ist. Diese wurden von Evan dem Großen zurückgeschlagen. Unter den Gefangenen, welche sie trotzdem mitnahmen, befand sich der Held dieses Gedichts, der einen in der ältesten bretonischen Geschichte oft vorkommenden Namen trägt.

Die Rückkehr aus England schreibt sich wahrscheinlich aus dem elften Jahrhundert her, und bezieht sich auf den Kriegszug den Wilhelm der Bastard 1066 gegen die Engländer unternahm. Als er seinen Heerbann ergehen ließ, schickte der Graf Eudes von Bretagne seine zwei Söhne. Der eine davon, Alan, ist „der Sohn der Herzogin" dem Silvestik die Heerfolge leistet. — Das „Hochzeitband" war ein Familienkleinod, von der Hochzeit der Mutter stammend, das bei außerordentlichen Gelegenheiten zu feierlichen Gebräuchen hervorgeholt wurde.

Der Page Ludwigs XIII. ist offenbar ein unter Richelieu hingerichteter Duellant. Bekanntlich verpönte dieser allmächtige Minister das Duell um den unruhigen, kriegerischen Geist der Adeligen zu unterdrücken, und benützte die häufige Uebertretung seines Gesetzes um sie zu dezimiren.

Du Guesclin's Vasall. Du Guesclin, der um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts das Seinige zu der zeitweiligen Befreiung des Landes von den Engländern oder „Sachsen" beitrug, und ganz Frankreich mit dem Ruhm seiner Thaten füllte, nimmt in der Erinnerung seiner bretonischen Landsleute einen großen Platz ein. Die Geschichte weiß nichts von der Einnahme des Schlosses Pestien zu erzählen; aber diese wird wohl so historisch sein wie die Erstürmung eines andern Schlosses — Trogoff

— welche gleichfalls vom Volkslied besungen, und von der Geschichte nicht vergessen worden ist.

Die Ligueurs. Das hier mitgetheilte Volkslied ist ein Ueberrest aus den Zeiten der Ligue, welche unter Anführung des Herzogs von Mercoeur gegen Heinrich IV. den Aufstand organisirte. Der Junker von Kergutez — Kerkourtois — war einer der glaubensfestesten Ligueurs. — Das Vertheidigen der Kirchenfahnen bezieht sich auf eine alte bretonische Sitte, nach welcher am Feste des heiligen Serbet die Bauern von Vannes und Leon, in gewaltigem Kampfe, sich gegenseitig das Prozessionsbanner streitig machen, welches ein neutraler Bauer von Cornouaille in starken Händen hält. Es geht bei diesem Fest oft sehr blutig her.

Die Schlacht der Dreißig bildet eine Episode jenes blutigen Erbfolgekriegs welchen Charles von Blois mit Hülfe der Franzosen gegen den von den Engländern unterstützten Montfort führte. Sie war ein Massenduell, indem von beiden Seiten weitere Beihülfe untersagt war, und zeichnete sich durch den Heldenmuth der einzelnen Kämpfer aus. Den 27. März 1351 geschlagen, lag ihr französischerseits die Absicht zu Grunde, den armen Mann gegen die Quälereien der Engländer in Schutz zu nehmen. Die dreißig Engländer waren von Pembrock oder Bembrough, die dreißig siegreichen Bretonen von Beaumanoir angeführt.

Der Falke. Gottfried I., Herzog von Bretagne, überließ während einer Pilgerreise die Regierung seiner Gemahlin Ethwige, Schwester Richards von der Normandie. Als er von der Pilgerfahrt zurückkam, stürzte sich der Falke von seiner Faust auf das Huhn eines armen Weibes und erdrosselte es. Das arme Weib ergriff einen Stein und erschlug mit einem Wurfe den Falken und den Herrn — 1008. Der Tod des Fürsten war das Zeichen zu einer großartigen Volkserhebung. Die Wittwe rief ihre Anverwandten mit

fremden Kriegern ins Land, ließ morden und brennen und legte dem Volke zu den alten Lasten noch neue auf.

Alan, der Fuchs, auch der Bärtige genannt, befreite die Bretagne von den räuberischen Normannen, welche die Halbinsel plünderten und verheerten; er regierte bis zum Jahr 952. Das Volkslied weiß nichts von Normannen, und nennt alle Feinde der Bretagne die von Osten kommen Gallier (oder Franken) und alle die von der „großen Insel" (England) herüberschiffen, Sachsen. „Aehren ohne Bart," oder Glattköpfe, hießen die Bretonen, bei denen es Sitte war und ist die Haare lang zu tragen, ihre auswärtigen Feinde, die Normannen und Sachsen, welche sich Haar und Bart schoren. Der Schluß des Liedes zeugt von der Grausamkeit welche der Feind sich nicht selten gegen die gefangenen Barden zu Schulden kommen ließ.

Der Tribut des Neumenoiu. Neumenoiu, der Armin der Bretonen, war von niedriger Geburt, wuchs aber am Hofe Ludwigs des Frommen auf, wo er das Waffenhandwerk lernte und den Frankenfreund so gut zu spielen wußte, daß er von Ingelheim nach Vannes als Statthalter der Bretagne geschickt wurde. Nach dem Tode Ludwigs des Frommen benützte Neumenoiu die Verlegenheit des von Sarazenen und Normannen zugleich bedrängten Karls des Kahlen um die Bretagne für unabhängig zu erklären. Er schlug die Heere Karls in verschiedenen Treffen, so in der zweitägigen Schlacht in der Nähe der Klosters Ballon im Jahr 845, und wurde zum König der Bretagne gekrönt.

Arthur's Marsch. Die Sage vom König Arthur ist bekannt. Er war einer jener Könige welche die Bretonen aus cambrischem Stamme wählten, als die Sachsen sich aus Bundesgenossen in erobernde Feinde verwandelt hatten. In einer Schlacht verwundet, starb er 542. Die an die französische Küste ausgewanderten Bretonen nahmen das Andenken

an ihren cambrischen Nationalhelden, und die Sage die sich an seinen Namen knüpft, mit aus ihren britannischen Ursitzen herüber und bewahrten sie auch diesseits des Meeres. Noch heute glaubt man in der Bretagne, so oft ein Krieg droht, den König Arthur mit seinem Heere über die Gipfel des schwarzen Gebirgs ziehen zu sehen, ein Glaube welcher obigem Liede zu Grunde liegt.

Die Profezeiung Gwennc'hlan's soll, nach den Traditionen des Volkes, noch vom Barden dieses Namens herstammen. Die Annahme ist nicht unwahrscheinlich; doch hat dieses Gedicht jedenfalls spätere Ueberarbeitungen erlitten und stammt in seiner jetzigen Gestalt aus einer Zeit wo die Bardenpoesie anfing in die Volkspoesie überzugehen. Gwennc'hlan war, nach der mit dem Gedicht übereinstimmenden Sage, von einem auswärtigen Fürsten verfolgt, welcher sich seiner Person bemächtigte, ihn blendete und im Kerker sterben ließ. Dieser Fürst selbst fiel kurze Zeit nachher auf dem Schlachtfelde, von den Bretonen erschlagen, ein Opfer des vom Dichter über ihn ausgesprochenen Fluchs. Das Gedicht hat der Barde wenige Tage vor seinem Tode verfaßt. So weit die Sage. Geschichtlich steht nur so viel fest daß Gwennc'hlan um die Mitte des fünften Jahrhunderts in Armoricum geboren wurde. Der Geschichtschreiber Nennius, im neunten Jahrhundert, zählt ihn mit Taliesin Aneurin und Liwarc'h-henn zu den größten Barden der Bretonen. Die letzten Strofen des ersten Gesangs beziehen sich auf die Seelenwanderung und die drei Existenzkreise der druidischen Theologie.

Lez-Breiz, zu deutsch: Hüfte der Bretagne, oder Morvan — so viel wie Meerrabe — Herr von Leon, ist der eigentliche Nationalheld der Bretonen. Kurze Zeit nach dem Tode Karls des Großen, unter der Regierung Ludwigs des Frommen, rief er seine Landsleute zur Empörung auf,

nahm den Titel König an und verweigerte den Tribut den seine Vorgänger den Franken bezahlt hatten. Es entspann sich in Folge dessen ein Krieg, in welchem schließlich Ludwig der Fromme für nötig hielt, eine große Armee ins Feld zu führen. Der Kampf hätte sich wohl noch durch Jahre hingezogen, wenn Morvan nicht 818 gefallen wäre. Ermoldus Nigellus, in seinem **„carmen de rebus gestis Ludovici Pii"** erzählt die Geschichte Morvan's, und zwar mit manchen Einzelheiten die sich im Volksliede wiederfinden. Der „Ritter des Königs," den Lez-Breiz erlegt, ist in der Geschichte um so weniger aufzufinden als ihm das Volkslied den bildlichen Namen Lorgnez, oder Niedertracht, gibt. Geschichtlich aber, und durch Eginhard erhärtet ist, daß Ludwig der Fromme bei der Eroberung von Barcelona mehrere maurische Ritter gefangen nahm und sie an seinem Hofe behielt. Die Sage hat das Ende Morvan's mit Wundern ausgeschmückt, und ihm die Unsterblichkeit verliehen, wie dieß auch bei andern Völkern mit irgend einem Helden aus bewegter und einflußreicher Zeit geschah. Er schläft, wie Barbarossa, in einer unterirdischen Gruft und wird mit lautem Schlachtruf erwachen. Bemerkenswert ist daß die Frist von sieben Jahren, nach deren Verlauf sein Erwachen angekündigt wird, mit der Erhebung seines Nachfolgers Gwiomarc'h zusammenfällt. Auch dieser fiel im Kampfe, und hatte zum Nachfolger jenen Neumenoiu, den das Volkslied gleichfalls verherrlicht hat.

Druck von Karl Kirn in Stuttgart.

LE Mr 33

Aus demselben Verlage sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte eines Lebendigen.

Von

Georg Herwegh.

8°. Neunte Auflage. Thlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.
Eleg. geb. Thlr. 1. 12 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Sieben Legenden.

Von

Gottfried Keller.

8°. Zweite Auflage. 24 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.
Eleg. geb. Thlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 2. 6.

Dunkle Gewalten.

Epische Dichtungen

von

Hermann Lingg.

8°. Thlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 2.

Der Doge Candiano.

Drama in fünf Akten

von

Hermann Lingg.

8°. 24 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Gedichte

von

Eduard Mörike.

8°. Fünfte Aufl. Thlr. 1. 10 Ngr. oder fl. 2. 20 kr.
Eleg. geb. Thlr. 1. 25 Ngr. oder fl. 3. 12 kr.